

2. Theoretische Rahmung

Geht man davon aus, dass die Soziologie sich prinzipiell jedes Phänomen zum Forschungsgegenstand machen kann, sofern es sich dabei um ›Produkte‹ sozialen Lebens handelt (als welche auch von Menschen bearbeitete natürliche Tatsachen gelten können), dann stellt natürlich auch der Sport als soziale Praxis einen geeigneten soziologischen Forschungsgegenstand dar – einen Gegenstand, der mit sozialwissenschaftlichen Forschungsmethoden kontrolliert untersucht und in sozialtheoretischen Begriffen abstrakt ausgedrückt werden kann. Und genau das ist im engeren Sinne auch die Aufgabe der Sportsoziologie bzw. der Soziologie des Sports,¹ die sich dabei sowohl auf grundlagentheoretischer wie auch methodologischer Ebene auf die Soziologie als Basisdisziplin berufen kann, ja berufen muss.

Die soziologische Auseinandersetzung mit Sport ist bis dato dennoch nicht besonders fortgeschritten, ja es spricht gar einiges für die Diagnose, dass es ein gewisses Defizit hinsichtlich der Gegenstandsbestimmung in der Sportsoziologie gibt. So stellte Bero Rigauer (2003) Anfang der 2000er Jahre etwa für den deutschen Raum fest: »Es gibt in Deutschland einen Sport ohne Soziologie, eine Soziologie ohne Sport, aber dessen ungeachtet eine Sportsoziologie« (ebd.: 500). Nicht, dass man sich in den vergangenen rund hundert Jahren nicht sozialtheoretisch mit dem Sport auseinandergesetzt hätte; vor allem in ihrer institutionellen Anfangsphase in den 1960er und 1970er Jahren hat die sportsoziologische Theorie (insbesondere kritischer Provenienz) durchaus eine gewisse theoretische Blüte erlebt. Was jedoch die Gegenstandsbestimmung angeht, ist sie weitgehend – ebenso wie ihre handlungstheoretischen Ableger (vgl. etwa Franke 1978; auch Rigauer 1982) – unbefriedigend geblieben. Ähnliches scheint auch für die spätere Sportsoziologie gültig. Diese

1 Die Bezeichnungen »Soziologie des Sports« und »Sportsoziologie« werden in dieser Arbeit synonym verwendet. Analog dazu, dass die entsprechende Sektion der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) ursprünglich »Soziologie des Sports« hieß und die Sektion der Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft (DSV) nach wie vor »Sportsoziologie« heißt, wurden und werden die beiden leicht variierten Bezeichnungen häufig zu Abgrenzungszwecken bzw. zu einer Art ›Standortbestimmung‹ verwendet. Geht man jedoch davon aus, dass beide ›Varianten‹ letztlich ein- und denselben Gegenstand aus einer soziologischen Perspektive zu untersuchen haben, scheint diese Differenzierung redundant.

habe sich, so eine treffende Bemerkung Sven Güldenpfennigs (1996), lange Zeit lediglich auf die »Kon-Texte« statt auf die »Texte« des Sport konzentriert; sie hänge »gleichsam in der Luft, da der spezifische Gegenstand, der da sozial koexistiert, *unterbestimmt* bleibt – mit negativen Konsequenzen für eine sozialwissenschaftliche Klärung der Möglichkeitsbedingungen der Autonomie des Sports« (ebd.: 10, Hervh. i.O.). Und man kann sagen, dass sich in dieser Hinsicht bis heute – einige wenige Ansätze ausgenommen – nur wenig geändert hat (vgl. z.B. die Ansätze in diesen Überblicksdarstellungen: Emrich/Gassmann/Klein 2019; Haut/Staack/Schwank 2020; Staack/Schwank 2021).

Einen deutlichen Ausdruck findet dieser Missstand unter anderem in einer gewissen Arbeitsteilung, welche sich seit den Anfängen der Sportsoziologie als akademische Disziplin in diese gleichsam eingeschlichen hat. So ist die Sportsoziologie einerseits offenkundig eine Teildisziplin der *Soziologie*, andererseits aber eben auch eine Teildisziplin der *Sportwissenschaft*. Erstere fungiert zwar, wie gesagt, als Basisdisziplin, hat sich jedoch in einer Liaison mit der Körpersoziologie gegenwärtig vor allem der Analyse des *Körpers* im Sport verschrieben, welcher nicht nur für den Sport und die Sportsoziologie, sondern im Grunde für die gesamte Soziologie als zentral angesehen wird (vgl. z.B. Alkemeyer 1997, 2008; Gugutzer 2017). Entsprechend heißt es auch auf der Website der einschlägig benannten DGS-Sektion »Soziologie des Körpers und des Sports«:

»Die Soziologie des Sports hat sowohl den Körper als Objekt der Gestaltung als auch den agierenden Körper des Sportlers bzw. der Sportlerin als Untersuchungsgegenstand. Die Bedeutung, die dem Körper im Feld des Sports zukommt, verweist die Sportsoziologie zwingend auf die Soziologie des Körpers.«²

Neben den körpersoziologischen Fragen werden ansonsten noch insbesondere geschlechtssoziologische und zeitgeistbezogene Fragen thematisiert (vgl. etwa Bette 2004; Gugutzer/Duttweiler 2012; Wetzel 2014; Gugutzer 2017; eine Übersicht geben Staack/Schwank 2021). Die gängigsten theoretischen Bezüge stellen zurzeit praxeologische, handlungs- sowie systemtheoretische Ansätze dar.

Auch die sportwissenschaftliche ›Variante‹ der Sportsoziologie bezieht sich grundagentheoretisch häufig etwa auf die Systemtheorie, interessiert sich ansonsten aber nicht wesentlich für theoretische Fragen. Ihr Fokus liegt vielmehr auf institutionellen Aspekten und praktischen Fragen im Zusammenhang mit dem *organisierten* Sport, und es ist gut möglich, dass diese Priorisierung der Anwendungsorientierung, die unter der Ägide des New Public Managements steht (vgl. Emrich/Gassmann/Klein 2019: 14), auch zu einer gewissen Überrepräsentanz der

2 Vgl. online unter: <https://soziologie.de/sektionen/soziologie-des-koerpers-und-des-sports/ueber-die-sektion>, [Letzter Zugriff: 22.02.2021].

sportwissenschaftlich verwurzelten Sportsoziologie beiträgt (vgl. Rigauer 2008: 33).³ Auffällig ist außerdem, dass sowohl in der soziologischen wie auch der sportwissenschaftlichen Ausprägung – zumindest in den aktuelleren Publikationen – der professionelle Sport dominiert. Der Breitensport dagegen wird primär hinsichtlich seiner inklusiven, pädagogischen und gesundheitsbezogenen Potenziale – im Lichte seiner instrumentellen Verbindungen zu anderen Sozialsystemen also – untersucht (vgl. Staack/Schwank 2021: 85).

Vor diesem Hintergrund erscheint es nun wenig verwunderlich, dass wiederum hier wie dort die, wenn man so will, Schlüssel- bzw. Kernfrage der Sportsoziologie, die Frage, *was Sport als soziale Praxis sui generis ausmacht*, weitgehend für selbstverständlich erachtet und somit nicht besonders problematisiert wird. Wirft man etwa einen Blick auf die Auflistung der »Aufgaben und Funktionen der Sportsoziologie« im von Robert Gugutzer und Kurt Weis (2008) herausgegebenen »Handbuch Sportsoziologie«, so kommt sie darin eher implizit vor. »Sportsoziologie«, so heißt es,

- analysiert die gesellschaftliche Entwicklung, Bedeutung, Funktion und Wirkung des Sports,
- zeigt die sozialen und kulturellen Einflussfaktoren auf den Sport als soziale Institution und Praxis auf,
- identifiziert die sozialen Probleme im Sport,
- erbringt Beratungsleistungen für die soziale Praxis des Sports (Sportorganisationen, Sportpolitik),
- hinterfragt kritisch und relativiert das auf den Sport bezogene Alltagswissen (Vorurteile, Ideologien, Selbstverständlichkeiten),
- leistet Beiträge zur Theorieentwicklung in Soziologie und Sportwissenschaft« (ebd.: 10).

Zwar ist mal von der »Bedeutung« und »Funktion«, der »soziale[n] Praxis des Sports« und auch von »Theorieentwicklung« die Rede, nicht aber explizit von einer *Sporttheorie* oder der *Analyse des Sports als sozialer Praxis*. Dass die Bestimmung der eigenlogischen Struktur sportlicher Praxis die *essenziellste* Aufgabe der Sportsoziologie sein muss, wird also nicht wirklich gesehen. Demgegenüber lässt sich argumentieren, dass gerade die Beantwortung der Frage nach der eigenlogischen Struktur sportlichen Handelns erst die adäquate Bearbeitung der anderen Fragen ermöglicht.

3 Entsprechend ist auch das zentrale Publikationsorgan der deutschsprachigen Sportsoziologie, die Zeitschrift »Sport und Gesellschaft«, wenn auch multidisziplinär angelegt, so doch primär in der Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft angesiedelt. Auch hier liegt der Publikationsfokus eher auf Themen rund um den Komplex der Sportorganisation (vgl. Haut/Staack/Schwank 2021: 29).

Wir können daher festhalten, dass die oben zitierten Diagnosen Güldenpfennigs und Rigauers auch für die gegenwärtige Sportsoziologie weiterhin als gültig gelten können: sie leidet an einer theoretischen Unterbestimmtheit ihres Gegenstandes. Selbst diejenigen Theorien, die explizit das Eigenlogische sportlicher Praxis herausarbeiten wollen, scheitern somit oftmals genau daran, dass sie ihren analytischen Blick nicht unverstellt auf die Ebene der faktischen Sportpraxis richten, sondern in ihre Analysen ein bestimmtes, nicht genauer begründetes Vorverständnis in Bezug auf Sport unkontrolliert einfließen lassen und so mitunter solche Praktiken als ›Sport‹ untersuchen, die bei genauerem Hinsehen etwa eher im Erziehungs- und/oder Gesundheitssystem zu verorten wären und mit Sport höchstens instrumentell verknüpft sind (vgl. exemplarisch Plessner 1985[1956], Schimank 2005[1988]; Stichweh 1990, Cachay/Thiel 2000). Andere wiederum stellen auf Parallelen zwischen dem Sport und anderen Handlungsbereichen wie dem Spiel (vgl. Guttmann 1978; Rigauer 2017) oder der Kunst (vgl. Güldenpfennig 1996) ab, weshalb sie letztlich ebenfalls Gefahr laufen, ihren Gegenstand zu verfehlen bzw. ihn lediglich zu ›streifen‹. Was diese Ansätze – nebst oder vielleicht gerade wegen des drohenden Gegenstandsverlustes – gleichwohl alle gemeinsam haben, ist die instruktive Tatsache, dass sie als ›sportlich‹ wie selbstverständlich vor allem *körperlastige* Bewegungspraktiken ansehen, also solche Praktiken, bei denen der körperlichen Anstrengung eine herausragende Bedeutung zukommt. Diese tendenziell in die Irre führende Annahme (vgl. dazu Werron 2010) zieht sich durch die sportsoziologische Literatur wie ein roter Faden und scheint mir insbesondere eine Konsequenz daraus zu sein, dass man nicht rekonstruktiv, sondern eher axiomatisch vorgegangen ist (mehr zu diesen Begriffen im nächsten Kapitel): Unhinterfragt setzt man, wie schon bemerkt, ein bestimmtes Vorverständnis von Sport fest, auf dessen Folie man dann die Analysen durchführt. Im Endeffekt ist die Rede stets von ›Sport‹, obschon es oftmals höchst fraglich ist, ob es sich tatsächlich auch immer um ›Sport‹ handelt.

Eine weitere Konsequenz aus dieser unzureichenden Gegenstandsbestimmung ist die, dass viele sportsoziologisch Forschende letztlich bloß auf klassifikatorische Definitionen setzen. Eine recht einflussreiche Definition ist beispielsweise die von Klaus Heinemann (2007[1980]). Sport, so heißt es bei ihm, sei ein »soziales Konstrukt« und als solches durch vier übergreifende, »konstitutiv[e] Elemente« gekennzeichnet: »körperliche Leistung«, »Wettkampf«, »sportartenspezifisches Regelwerk« und »Unproduktivität« (ebd.: 56). Nicht, dass diese Merkmale völlig unzutreffend wären. Doch das Problem mit solchen Klassifizierungen ist, dass die Merkmale nicht in Gestalt eines *Strukturzusammenhangs* rekonstruiert sind; vielmehr werden sie einfach definitorisch gesetzt, stehen lose nebeneinander. Fragen wie, warum es eigentlich einen *Wettkampf* braucht, welchen grundlagentheoretischen Status jene *Regeln* haben und wieso es eigentlich unbedingt *körperliche Leistung* sein muss, bleiben dabei weitgehend offen. Dies führt dann zu dem bereits

erwähnten Problem, dass eben nicht mehr klar zwischen genuin sportlichen und nicht-sportlichen Aktivitäten unterschieden wird; man verstrickt sich vielmehr in infiniten Definitionsschleifen, formuliert weite und enge Sportverständnisse und ›erfindet‹ damit verbunden zahllose neue Begriffe wie ›Trend-‹ oder ›Abenteuersport‹, die möglichst alles in den Sportbegriff inkludieren können sollen, was von der äußerlichen Erscheinungsform her auch nur annähernd an Sport erinnert (vgl. exemplarisch Wopp 2008 oder auch Gugutzer 2017: 305, der von »einem neuen Sportmodell« spricht). Dabei sind die Merkmale und Bezeichnungen oftmals eng an die Perspektive der handelnden Akteure selbst geknüpft, wodurch mit dem Label ›Sport‹ fälschlicherweise im Grunde alles das versehen wird, was auch die Akteure selbst so bezeichnen. Die sporttheoretisch gleichsam fatale Folge liegt auf der Hand: Sport wird zu allem und zu nichts; der Gegenstand wird amorph, wird ephemere.⁴

Demgegenüber wird in dieser Arbeit eine Perspektive vertreten, die davon ausgeht, dass soziale Tatsachen, also auch Sport, durch eine *objektive Bedeutungsstruktur* gekennzeichnet sind, die ihnen qua allgemein geltenden Regeln zukommt und die sich mithilfe geeigneter Methoden rekonstruieren lässt. Das ist eine Perspektive, die sich in der Sportsoziologie ursprünglich insbesondere in expliziter Abgrenzung zu Ansätzen der »Kritischen Sporttheorie« (Krüger 2004) – im Folgenden mit KST abgekürzt – herausgebildet hat. In dieser Perspektive wird versucht, den Sport explizit als etwas Eigenlogisches, als eine Praxis sui generis zu erklären (vgl. etwa Krockow 1972; Elias/Dunning 2003[1986]; Guttman 2004[1978]; Schimank 2005[1988]; Stichweh 1990; Cachay/Thiel 2000; Alkemeyer 2008; Bette 2010). Allerdings gelingt dies, wie schon angemerkt, diesen Ansätzen höchstens partiell, wobei die Gründe dafür wesentlich darin liegen, dass sie bestimmte Reduktionismen aufweisen – Tobias

4 Den für die Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaften fundamentalen Umstand, zwischen Begriff und Sache bzw. Praxis unterscheiden zu müssen, hat John Searle am Beispiel des Geldes überzeugend dargelegt und begründet: »Das Wort ›Geld‹ bezeichnet einen einzelnen Knoten in einem ganzen Netzwerk von Praktiken, den Praktiken des Besitzens, Kaufens, Verkaufens, Verdienens, für Dienstleistungen Bezahlen, Schulden Abzahlen usf. Solange das Objekt so aufgefasst wird, daß es in den Praktiken diese Rolle spielt, benötigen wir bei der Definition von Geld das Wort ›Geld‹ nicht [...]. Das Wort ›Geld‹ fungiert als Platzhalter für die linguistische Artikulation all dieser Partikel« (2018[1995]: 61, Hervh. i. O.). Das Gleiche, kann man sagen, gilt für Sport: Der Begriff für sich ist nicht entscheidend, weil eben auch Praktiken, die von den Akteuren selbst oder von Forschenden als Sport definiert werden, ihrer spezifischen Handlungslogik nach eigentlich etwas völlig anderes sein können. Entscheidend ist es, die unterschiedlichen Handlungslogiken herauszuarbeiten. Auch Ferdinand de Saussures Annahme einer *Arbitrarität des Zeichens* (vgl. Brügger/Vigsø 2008: 15ff.) bezieht sich im Grunde genau auf diesen Sachverhalt: Die Beziehung zwischen Signifiant und Signifié ist insofern arbiträr, als dass der ausdrucksmateriale Träger des Bezeichneten so oder anders ausfallen kann; entscheidend ist, dass das jeweils Bezeichnete eine Realität darstellt, die logisch unabhängig von dem sie ausdrückenden Begriff ist.

Werron (2010) spricht hier von »Fehlschlüssen« – , die auf alltagsweltlichen und/oder theoretischen Vorurteilen beruhen (etwa, dass Sport eben im Wesentlichen wie Spiel sei oder immer mit körperlicher Leistung zu tun habe); das heißt: diese Ansätze gehen mehr oder weniger unreflektiert von Prämissen aus, die es ihnen verunmöglichen, die Eigenlogik sportlichen Handelns adäquat zu rekonstruieren. Dabei handelt es sich offenkundig um Ansätze, die nicht einer bestimmten Theorietradition folgen; vielmehr stehen die Reduktionismen gewissermaßen quer zu diesen und treten in der Regel auch gleichzeitig auf, wenn auch mit je unterschiedlichen, sozusagen idealtypischen Schwerpunkten. Entsprechend lassen sie sich systematisch gruppieren. Wir werden uns mit Bezug auf die Argumentation Werrons diesen Reduktionismen noch genauer zuwenden, wenn es um die Darstellung und Diskussion bisheriger sportsoziologischer Ansätze gehen wird. Zuvor soll aber noch darauf eingegangen werden, aus welcher theoretischen und methodologischen Position heraus in der vorliegenden Arbeit argumentiert wird – eine Position, so die Annahme, die dazu beitragen kann, jene Reduktionismen zu vermeiden und die Struktureigenschaften sportlicher Praxis nicht nur gleichsam inhaltlich, sondern vor allem grundlagentheoretisch präziser zu bestimmen, als dies bislang geschehen ist.

A. Heuristische Vorbemerkungen: Sport als Forschungsgegenstand im Lichte des rekonstruktiven Forschungsparadigmas

Diese Vorbemerkungen betreffen zum einen das in dieser Arbeit in Anschlag gebrachte grundsätzliche Verständnis in Bezug auf die Relation zwischen Theorie und Empirie, zwischen Modellbildung und Gegenstandsanalyse. Zum anderen geht es darum, die dabei verwendeten Begrifflichkeiten von ähnlichen bzw. ähnlich erscheinenden Konzeptionen abzugrenzen, auf welche in der gegenwärtigen Sportsoziologie bevorzugt rekurriert wird. Dies im Vorfeld zu explizieren, erscheint mir sinnvoll, um die spezifische Perspektive und Herangehensweise deutlich zu machen, durch die der Gegenstand ›Sport‹ und dessen potenzielle Relationen zu anderen Handlungsbereichen hier generell betrachtet werden und auf Basis derer die in der Sportsoziologie bislang vorgelegten Ansätze später mitunter auch kritisiert werden. Ziel dieses Teilkapitels ist es, auf einer zunächst grundsätzlichen Ebene einen spezifisch *rekonstruktiven* Zugang zum sportsoziologischen Gegenstandsbereich zu plausibilisieren, mithin für eine *rekonstruktive Sportsoziologie* zu plädieren. In den Teilen »B« und »C« wird die damit verbundene Konzeption sodann sukzessive gegenstandstheoretisch konkretisiert. Es wird kurzgesagt darum gehen, die objektiven Struktureigenschaften sportlicher und (marathon-)läuferischer Praxis zu explizieren. Die Explikation dieser Struktureigenschaften ist für die übergreifende Argumentationslinie dieser Arbeit sehr wichtig, weil hier davon ausgegangen wird, dass etwaige Interdependenzen zwischen Marathonlaufen, Persönlichkeits- und Sozialstruktur nur dann adäquat erfasst werden können, wenn Sport und Marathonlaufen zualterererst als eigenlogische Praxen rekonstruiert und nicht bloß als Derivate anderer Praktiken betrachtet werden.

2.1 Das rekonstruktive Forschungsparadigma

Die vorliegende Untersuchung versteht sich, wie erwähnt, als ›rekonstruktiv‹ bzw. folgt einem ›rekonstruktiven Stil der Modellbildung‹ (Maiwald 2013: 202). Rekonstruktionslogische Verfahren sind im Kanon der sogenannten ›Qualitativen Methoden der Sozialforschung‹ schon seit Längerem fest etabliert (vgl. etwa Bohnsack 1999; Kraimer 2000; Flick/von Kardorff/Steinke 2013). *In der Regel* stellt man sich darunter einen besonderen Zugriff auf das *Datenmaterial* vor. Leitend ist dabei immer die Annahme, dass dieses sinnstrukturiert ist und die Sinnstrukturiertheit in ihrem ›geschichtlichen So-und-nicht-anders-Gewordensein[...]‹ (Weber 1904: 46) rekonstruiert werden muss, wobei man möglichst offen, das heißt: nicht subsumtionslogisch vorgehen sollte. Die einzelnen Verfahren unterscheiden sich dann vor allem dahingehend, was sie unter ›Sinn‹ und ›Struktur‹ verstehen sowie hinsichtlich des konkreten methodischen Vorgehens, auch wenn viele dabei die Sequenzanalyse bemühen (vgl. dazu Maiwald 2005). Der rekonstruktive Stil der Modellbildung schließt diese auf das konkrete methodische Vorgehen bezogenen Prämissen ausdrücklich mit ein, geht sodann aber in einer bestimmten Hinsicht darüber hinaus: Er steht *nicht* bloß für eine bestimmte Art und Weise der *Datenanalyse*, sondern impliziert auch eine *grundsätzliche Vorstellung davon, wie Theoriebildung und Gegenstandsbestimmung in den Sozialwissenschaften vonstattenzugehen haben*. Was für eine Vorstellung ist es?

Die besondere Perspektive des rekonstruktiven Forschungsstils kann man sich im ersten Zugriff klarmachen, wenn man eine zentrale Annahme der Objektiven Hermeneutik (OH) in Bezug auf die Datenanalyse gleichsam auf das Ganze eines Forschungsprozesses extrapoliert. So heißt es bei Ulrich Oevermann:

»Im Terminus ›Fallrekonstruktion‹ soll zum Ausdruck kommen, daß es um ein erschließendes Nachzeichnen der fallspezifischen Strukturgestalt in der Sprache des Falles selbst, also um die schlüssige Motivierung eines Handlungsablaufs in Begriffen des konkreten Handlungskontextes geht, und dieses Vorgehen in scharfem Gegensatz zur üblichen subsumtionslogischen Kategorisierung und Klassifikation von primärem Datenmaterial unter vorgefaßte theoretische Kategorien steht.« (1981: 4, Hervh. i.O.)

Bezogen auf den gesamten Forschungsprozess kann man daran anknüpfend sagen, dass es rekonstruktiv Forschenden auch schon im Rahmen der forschungsvorbereitenden ›Fallbestimmung‹ (Wernet 2009: 53ff.) darum geht, die relevanten Sinnstrukturen eines Forschungsfeldes *nicht qua theoretisch abgeleiteter Setzung* festzulegen, sondern ›in der Sprache des Falls‹ *hermeneutisch zu rekonstruieren*. Diese, wenn man so will, systematische Apriori-Reflexion der realen Sinnstrukturiertheit der zu erforschenden Gegenstände respektive Gegenstandsbereiche soll verhindern, dass

alltagsweltliche wie auch theoretische Vorannahmen unkontrolliert in die Modellbildung einfließen und so letztlich am Gegenstand vorbeigeforscht bzw. der Gegenstand lediglich ›bedarfsgerecht zurechtgestutzt‹ wird. Eine Art Kompass für eine solche Fallbestimmung stellt das implizite Regelwissen dar, über das Forschende als Gesellschaftsmitglieder qua Sozialisation verfügen.⁵ Und es ist dieses Regelwissen, das die systematische Sinnexplikation auf eine stabile, der intersubjektiven Überprüfbarkeit zugängliche Basis stellt und sie vor Beliebigkeit bewahrt – auch in der Datenanalyse.

An dieser Stelle muss man einem Missverständnis vorbeugen: Die forschungsvorbereitenden Maßnahmen dürfen *nicht* so verstanden werden, als ginge es darum, sich dem jeweiligen Untersuchungsgegenstand gänzlich *theorielos* zu nähern. Im Gegenteil: Eine Bezugnahme auf bereits entwickelte theoretische Begriffe ist nicht nur nicht kategorisch ausgeschlossen, sondern nachgerade geboten, weil Forschung klarerweise stets kumulativ erfolgen muss. Entscheidend ist allerdings, dass die bereits vorgefundenen theoretischen Begriffe in enger Wechselwirkung mit hermeneutischen Rekonstruktionen wesentlicher Sinnkonzepte der zu untersuchenden Realitäten auf ihre wirklichkeitsaufschließende Potenz hin geprüft werden. Lapidar gesagt: Die theoretischen Annahmen sollen dem Gegenstand nicht einfach übergestülpt, sondern dahingehend geprüft werden, inwiefern sie seine reale Sinnstrukturiertheit erfassen. Theorien bzw. theoretische Begriffe können sich insofern mehr oder weniger gut für eine jeweilige Gegenstandsbestimmung eignen. Dies zu betonen, ist sehr wichtig, denn es ist eben nicht per se der Rekurs auf Theoreme, welcher einer offenen Annäherung an einen Forschungsgegenstand im Wege stehen kann; dem rekonstruktiven Forschungsstil entgegensteht nicht eine sich auf schon vorhandene Theoreme beziehende, sondern eine Sinnzusammenhänge einfach festsetzende, »axiomatische Modellbildung« (Maiwald 2013: 203). Entsprechend ist die für die quantitativen Verfahren übliche Vorgehensweise der Formulierung und Überprüfung von Hypothesen aus der rekonstruktiven Perspektive als solche auch völlig unproblematisch; entscheidend ist nämlich, *wie* man zu den Hypothesen kommt und ob die Kategorien, die man zu ihrer Überprüfung heranzieht, hermeneutisch rekonstruiert oder einfach gesetzt werden. Der rekonstruktive Forschungsstil fügt sich daher letztlich nicht der gängigen Unterscheidung von qualitativen und quantitativen Methoden, denn auch statistische Variablen und standardisierte Fragen lassen sich im Lichte einer hermeneutischen Rekonstruktion derjenigen Sinnkonzepte betrachten, auf welche sie sich implizit

5 Und wenn dieses Wissen nicht schon qua Sozialisation erworben wurde, weil es sich um Spezialwissen handelt, dann muss man sich dieses durch konkrete Nachforschungen erst noch erschließen (z.B. Gesetzestexte, die man sich als juristischer Laie/juristische Laiin erst erschließen muss, weil man sie für kriminalwissenschaftliche Forschung benötigt).

oder explizit beziehen.⁶ Entsprechend wird die rekonstruktive Modellbildung – explizit oder der Sache nach – von Forschenden unterschiedlicher Theorie- und Methodenhintergründe praktiziert (vgl. ebd.).⁷

Der rekonstruktive und der axiomatische Forschungsstil stehen also für zwei *grundsätzlich verschiedene* Weisen des Umgangs mit einem für die Sozialwissenschaften fundamentalen, nicht-stillstellbaren Problem hinsichtlich des Verhältnisses von Begriffsbildung und Wirklichkeit. Hinter diesen beiden grundlegenden Forschungshaltungen operieren entsprechend jeweils unterschiedliche Annahmen über die Konstitution der sozialen Welt und über die Wege zu ihrer Erkenntnis. Während axiomatische Ansätze – gewissermaßen vorsoziologisch – davon ausgehen, dass sozialwissenschaftliche Forschung grundsätzlich mit einem Beschreibungsproblem konfrontiert ist und erst in theoretischen Setzungen, deren Qualität sich vor allem an der logischen Konsistenz, Wertfreiheit und Falsifizierbarkeit (etwa im Kritischen Rationalismus, vgl. Popper 1935) der in Anschlag gebrachten Theorien bemisst, das wissenschaftlich adäquate Mittel sehen, die soziale Realität zu erfassen, folgen rekonstruktiv Forschende der Annahme, dass es in den Sozialwissenschaften kein Beschreibungsproblem gibt und »die soziale Welt«, so eine etablierte Formel in diesem Diskurszusammenhang, sich »schon immer selbst beschrieben hat« (vgl. zu diesem Argument Maiwald 2013: 186). Die Qualität sozialwissenschaftlicher Theorien bemisst sich dann nicht nur an der Abwesenheit logischer Widersprüche, Werturteile und nicht nachprüfbarer Behauptungen, sondern ganz grundsätzlich eben auch am Passungsverhältnis von Begriff und Wirklichkeit. Oevermann (1991) verweist in diesem Zusammenhang auf einen erkenntniskonstitutiven Zirkel.⁸ Einerseits müssen wir in den Sozialwissenschaften davon ausgehen, dass wir es stets mit bereits sinnstrukturierten Gegenständen zu tun haben, deren Sinn wir daher methodisch kontrolliert erschließen und zu

-
- 6 Vgl. als Beispiel für eine Kombination quantitativer Messinstrumente mit hermeneutischer Rekonstruktion der Messkategorien und zentraler Sinnkonzepte des Untersuchungsgegenstands: Adams/Golsch/Maiwald (2020).
- 7 Beispielsweise findet man den ›rekonstruktiven Geist‹ im Kern auch schon bei Émile Durkheim, wo es in einer instruktiven Formulierung heißt: »Wir wollen die Moral nicht aus der Wissenschaft ableiten, sondern die Wissenschaft der Moral betreiben, was etwas ganz anderes ist. Die moralischen Fakten sind Phänomene wie alle anderen auch. Sie bestehen aus Verhaltensregeln, die man an bestimmten Merkmalen erkennen kann. So muß es möglich sein, sie zu beobachten, sie zu beschreiben, sie zu klassifizieren und die Gesetze zu suchen, die sie erklären« (1996[1893]: 76).
- 8 Vgl. zum Hintergrund der Oevermann'schen Rekonstruktion dieses Zirkels – der im Übrigen nicht mit dem sogenannten »hermeneutischen Zirkel« gleichzusetzen ist, der ja von einer grundsätzlichen Kluft zwischen Beobachtenden und Beobachtete(m)n ausgeht – in Anlehnung an die Chomsky'sche Unterscheidung von Kompetenz und Performanz im Rahmen seiner Theorie linguistischer Kompetenz: Sutter 1994: 27ff.

allgemeinen theoretischen Modellen hochaggrieren können, welche dem Anspruch nach die reale Strukturiertheit der Gegenstände angemessen beschreiben und erklären. Theoretische Begriffe sind in dieser Hinsicht, wie schon ausgeführt, idealiter »Realabstraktionen« (ebd.: 290). Wir müssen, sofern die Theorien, die wir bilden, sachangemessen sein sollen, unterstellen, dass die Sache selbst *nicht beliebig* konstituiert ist und sich in dieser Nicht-Beliebigkeit entsprechend systematisch aufschließen und auf den Begriff bringen lässt – anderenfalls wäre es sinnlos, sie zu untersuchen bzw. überhaupt erst von ihr als ›Sache‹ zu sprechen. Andererseits müssen (und können) wir über jene Strukturiertheit der ›Sachen‹, der sozialen Realität, aber auch schon im Vorfeld einer empirischen Untersuchung theoretisierende bzw. »beobachtungsleitende Annahmen« (Kalthoff 2019[2008]: 12) treffen – sei es, um überhaupt erst spezifische Fragestellungen im Hinblick auf konkrete Gegenstände und Gegenstandsbereiche formulieren und damit auch die bereits vorhandene Forschung dazu systematisch berücksichtigen zu können, sei es, um uns über unsere immer vorhandenen Vorannahmen über die zu untersuchenden Gegenstände klar zu werden und sie auf Distanz zu bringen oder sei es, um überhaupt Methoden entwickeln zu können, mit denen sich die zu untersuchenden Gegenstände intersubjektiv überprüfbar erschließen lassen.

Die forschungspraktische Konsequenz aus dem Gesagten ist daher, dass wir jenen Zirkel nie einseitig auflösen können;⁹ wir müssen immer beide Seiten berücksichtigen, denn sie sind unauflöslich und dialektisch aufeinander verwiesen, sind gleichsam aneinandergekettet. Das bedeutet auf der Seite der forschungsvorbereitenden, theoretisierenden Gegenstandsbestimmung, dass wir diese von ihrem methodologischen Status her als *Heuristiken* verstehen und behandeln müssen, als Instrumente gleichsam, die gegenstandsadäquate Untersuchungen überhaupt erst ermöglichen, aber zugleich noch unter Vorbehalt stehen; sie schärfen unseren erkenntnisleitenden Fokus, kalibrieren unseren Zugriff auf die zu untersuchenden Forschungsgegenstände und helfen dabei, unsere Vorannahmen systematisch zu reflektieren; doch die eigentliche Theoriebildung erfolgt dann immer im Rekurs auf methodisch kontrolliert ausgeführte Fallrekonstruktionen, bei denen die heuristischen Vorbestimmungen im Modus einer »künstlichen Naivität« (Oevermann 1986: 36) auch vorerst wieder auf Distanz gebracht und mit denen sie anschließend auch immer wieder kontrastiert und weiterentwickelt werden müssen. Mit Oevermann zusammengefasst:

9 Als Beispiel für eine Vereinseitigung des Zirkels lässt sich eine bestimmte Lesart der Methodologie der Grounded Theory anführen, die in der Methodendiskussion unter dem Schlagwort des »induktivistischen Selbstmissverständnisses« verhandelt wird und für einen gewissenmaßen radikalen Empiriebezug bei der Theoriebildung steht (vgl. Strübing 2014: 52ff.).

»Die vorausgehenden theoretisch artikulierten Einsichten ersparen die Rekonstruktion des Konkreten in keinem Falle, sie können für konkrete Analysen nur den Maßstab liefern, an dem sich ablesen läßt, inwieweit alle wichtigen Momente der zuvor eingesehenen realen Bewegungsgesetzlichkeit historischer Gebilde auch hinreichende Berücksichtigung gefunden haben.« (1991: 289)

Der erkenntniskonstitutive Zirkel wird nie aufgehoben, sondern setzt nach Oevermann auf jeder fortgeschrittenen Stufe der Erkenntnis gleichsam neu an und führt zu einer immer dichter werdenden, materialen Sättigung der Begriffsapparate. Eine vorgängige theoretisierende Bestimmung des interessierenden Realitätsausschnitts sowie eine der empirischen Analyse nachgeordnete systematische theoretische Würdigung einer rekonstruierten Struktur sind also notwendig und erwünscht, aber »Widerlager des Begriffs und sein Prüfstein« (Loer 2013: 9) bleibt letztlich immer die empirisch-konkrete Sinnstrukturiertheit der interessierenden Realität (vgl. dazu auch Funcke/Loer 2019: 2ff.).

2.2 Konstitutionstheoretische Überlegungen und Grundbegriffe für die Analyse von Sport

Die Aufgabe einer rekonstruktiven Sportsoziologie besteht nun also darin, axiomatische Setzungen in Bezug darauf, was die soziale Bedeutung sportlichen Handelns ist, zu vermeiden und die bereits vorfindbare, alltagsweltliche Bedeutung des Sports bzw. sportlicher Praktiken systematisch zu berücksichtigen und in die Sporttheoriebildung zu integrieren. Bereits vorliegende sportsoziologische Theorien werden in dieser Arbeit entsprechend darauf hin geprüft werden müssen, ob bzw. inwieweit sie dies tun. Bevor wir allerdings dazu kommen, in den Abschnitten »B« und »C« die Sinnstruktur sportlichen Handelns im Allgemeinen bzw. des Marathonlaufens im Spezifischen genauer zu explizieren, sollen nachfolgend zunächst noch einige konstitutionstheoretische Begriffe und Annahmen erläutert werden, auf die bei der Rekonstruktion der Struktureigenschaften des Sports an späterer Stelle rekurriert wird und die für die weitere Argumentation in dieser Arbeit durchweg zentral sein werden.¹⁰

Keine Gegenstandsbestimmung kommt ohne Annahmen über die grundsätzliche Verfasstheit der sozialen Welt aus. Schon die Annahme, dass man dabei rekonstruktiv vorgehen müsse, basiert ja auf entsprechenden konstitutionstheoretischen

10 Es reicht gleichwohl, hier nur vergleichsweise grob darauf einzugehen, da dies für die in dieser Arbeit verfolgten Zwecke hinreichend ist. Für ausführlichere Darstellungen s. etwa: Funcke/Loer 2019; Garz/Raven 2015; Maiwald 2013; Oevermann 1986, 1991, 2008; Searle 2018[1995], 2012.

Vorstellungen, die sie begründen. Entsprechend muss auch jede konkrete Gegenstandsbestimmung früher oder später auf konstitutionstheoretische Begriffe rekurrieren. Schon die Rede von sportlicher *Praxis* als *sozialer Praxis* zum Beispiel ist ja mit Annahmen verbunden, die Antworten auf solche Fragen geben wie: Was kennzeichnet soziale Praxis überhaupt? Wie gestaltet sie sich? Was ist ihr ontologischer Status? Konstitutionstheorien beantworten solche Fragen teils sehr unterschiedlich, und auch hier stellt sich natürlich die Frage, inwieweit diese rekonstruktiv entwickelt oder bloß axiomatisch gesetzt wurden.

In dieser Arbeit beziehe ich mich auf die Konstitutionstheorie der OH (zur Erinnerung: OH = Objektive Hermeneutik), gibt diese doch eine genuin *rekonstruktive* Bestimmung des sozial-, geistes- und kulturwissenschaftlichen Gegenstandsbereiches ab, das heißt: es wird angenommen, dass die in dieser Konstitutionstheorie ausbuchstabilten Begriffe auf reale Sinnstrukturen verweisen, die also in der Praxis tatsächlich ›wirken‹. Entsprechend war die Konstitutionstheorie der OH von Beginn an eng an empirische Analysen gekoppelt und kann mittlerweile als material gut gesättigt gelten.¹¹ Ergänzend werden wir uns auf die Sozialontologie John Searles beziehen, auf welcher die OH mitunter aufbaut. Diese konstitutionstheoretischen Bezüge erscheinen mir gegenwärtig theoretisch wie empirisch die elaboriertesten zu sein und daher für die hier verfolgten Zwecke – die Bestimmung sportlicher/marathonläuferischer Praxis – am besten geeignet; sie erlauben es nicht nur, den Sport und das Marathonlaufen als nicht beliebig strukturierte soziale Praktiken aufzufassen und in ihrer Strukturiertheit aufzuschließen, sondern geben auch damit verbunden eine plausible Begründung dafür an die Hand, wie nicht arbiträre heuristische Überlegungen zu diesen Gegenständen angestellt werden können.¹² Und wenn hier dabei auf konstitutionstheoretische Annahmen rekurriert wird, dann geschieht dies natürlich wiederum stets rekonstruktiv/heuristisch. Das bedeutet: Den Dreh- und Angelpunkt der hier zu entfaltenden Überlegungen zum Sport und Marathonlaufen bildet immer deren reale Sinnstrukturiertheit; die konstitutionstheoretischen Begrifflichkeiten werden den zu untersuchenden Gegenständen keinesfalls einfach ›übergestülpt‹. Wie sehen die konstitutionstheoretischen Annahmen nun aus?

11 Seit den späten 1970er bzw. den frühen 1980er Jahren, wo die OH von Oevermann und Mitarbeiter*innen in zentralen Punkten grundgelegt wurde, ist eine Vielzahl an Forschungen zu den verschiedensten Bereichen sozialer Praxis durchgeführt worden, von Familie und Sozialisation über Kunst, Professionalisierung und Recht bis hin zu pädagogischer und religiöser Praxis (ein Überblick findet sich bei: Garz/Raven 2015; eine umfassende Literaturdatenbank zur objektiv-hermeneutischen Forschung ist hier einzusehen: <https://www.agoh.de/bibliographie/literaturdatenbank/startseite.html>, [Letzter Zugriff: 23.06.2021]).

12 Die Frage, wie sich Gegenstandsanalysen methodisch kontrollieren lassen, wird noch in Kapitel 3.1.4 eingehend thematisiert.

Den Ausgangspunkt stellt die basale Annahme dar, dass der Gegenstandsbereich der Sozial-, Kultur- und Geisteswissenschaften die *soziale Welt*, konkreter: die *menschliche Praxis in der Gesamtheit ihrer Erscheinungen* ist. Gegenüber dem Gegenstandsbereich der Naturwissenschaften zeichnet sich diese durch *Sinnstrukturiertheit* aus. Die Kategorie ›Sinn‹ ist dabei nicht alltagsweltlich-normativ (›Sinn des Lebens‹, »das macht keinen Sinn«) zu verstehen, sondern deskriptiv: sie bezieht sich auf die *Bedeutung* von Ausdrucksgestalten menschlicher Praxis, die, so eine weitere Annahme, durch *allgemein geltende soziale Regeln* erzeugt wird (vgl. Oevermann 2003a: 187; Garz/Raven 2015: 33ff.). Die regelgeleitete soziale Praxis ›produziert‹ somit Sinnstrukturen, die *objektiv* sind, und zwar insofern, als dass sie eine Bedeutung tragen, die logisch unabhängig von der subjektiven Wahrnehmung der jeweils Handelnden Geltung beanspruchen kann. Dies hat nichts mit einer Ontologisierung des Sozialen im Sinne einer Erhebung sozialer Tatsachen in den Stand beobachterunabhängiger Existenz zu tun. Wenn hier von ›Gegenstand‹ oder ›Sache‹ gesprochen wird, dann sind damit in der Regel nicht die physikalischen, sinnlich prinzipiell wahrnehmbaren Dinge, sondern vor allem *abstrakte soziale Entitäten* gemeint.¹³ Mit John Searle können wir präzisieren, dass es sich dabei um »gesellschaftliche« bzw. »institutionelle Tatsachen« handelt, denen im Gegensatz zu natürlichen Tatsachen grundsätzlich keine *ontologische*, sondern eine *epistemische* Objektivität zukommt (1997[1969]: 78ff.; 2012: 36). Hinsichtlich ihrer Existenzweise, also *ontologisch* gesehen, sind sie demnach subjektiv und damit immer *beobachterrelativ*; in *epistemischer* Hinsicht dagegen lassen sich beobachterunabhängige Aussagen über sie treffen.¹⁴ Der bekannte Dualismus von Geistes- und Gesetzeswissenschaften (bzw. von »science« und »humanities« im englischsprachigen Raum) hat in dieser Perspektive insofern keinen Platz, als dass wir davon ausgehen, dass auch geistige Gegenstände eine *Gesetzlichkeit*, eine *Strukturgesetzlichkeit* anstelle einer *Naturgesetzlichkeit aufweisen*, die sich eben zwar nicht sinnlich wahrnehmen, doch aber mit adäquaten methodischen Instrumenten intersubjektiv überprüfbar nachweisen und erklären

13 Auf die fundamentale Bedeutung dieser Unterscheidung für die Soziologie hat ebenfalls bereits Émile Durkheim in seinen »Regeln der soziologischen Methode« (2019[1895]) hingewiesen: »Wir behaupten also keineswegs, daß die sozialen Phänomene materielle Dinge sind, sondern daß sie mit dem gleichen Rechtstitel Gegenstände sind wie die materiellen Dinge, wenn auch solche anderer Art« (ebd.: 89).

14 Searle verwendet ein weites Verständnis von »Institutionen«. Gemeint sind damit nicht nur herausgehobene soziale Einrichtungen, sondern im Grunde alle sozialen Tatsachen, denen eine allgemeingültige Bedeutung und damit verbundene handlungsrelevante ›Rechte‹ und ›Pflichten‹ (›deontische Macht‹) zukommen. Wichtig ist, dass diese allgemeingültige Bedeutung sich ausdrücklich nicht allein schon aus der physikalischen Beschaffenheit der Tatsachen speist, sondern ihnen qua allgemein geltenden Regeln zukommt.

lässt.¹⁵ Maßgeblich hierfür ist das bereits angesprochene *Regelwissen*, das Subjekte in ihrer Sozialisation in Form eines *impliziten Wissens* (Michael Polanyi) bzw. einer *Kompetenz* (Noam Chomsky) erwerben und das es ihnen ermöglicht, *intuitive Angemessenheitsurteile* über die objektive Sinnstruktur von Ausdrucksgestalten menschlicher Praxis – sei es in der Datenanalyse oder bei den heuristischen Vorüberlegungen schon – zu treffen (vgl. Oevermann 1986: 38ff.).¹⁶ Wie aber hat man sich diese Regeln konkret vorzustellen und wie genau ›erzeugen‹ sie objektive Sinnstrukturen?

Oevermann differenziert in diesem Zusammenhang zwischen zwei »Parametern der Sequenzierung« (1991: 271f.), entlang derer sich soziale Praxis grundsätzlich entfaltet. Dem *Parameter I* (»Erzeugungsparemeter«) zuzurechnen sind die sogenannten »bedeutungserzeugenden« Regeln (Ders. 2003a: 192; 1986: 22ff.; auch Maiwald/Sürig 2018). Dabei handelt es sich insbesondere um (einzel-)sprachspezifische Regeln auf phonologischer, syntaktischer und pragmatischer Ebene (Sprechakttheorie), aber auch um Regeln der Logik, Reziprozität, Rahmung von Interaktionen, Sequenzialität, kurz: um all jene Regeln, die jeglicher sozialer Praxis *vorausgehen*.¹⁷ An jeder Sequenzstelle eines Handlungsablaufs *eröffnen* diese Regeln konkrete Handlungsoptionen, zwischen denen eine Handlungsinstanz – bei Oevermann: »Lebenspraxis« – wählen, mithin sukzessive Optionen auch ausschließen *muss*. Die Regeln haben dabei stets *allgemeine Geltung*; sie sind nicht hintergebar und logisch nicht von der subjektiven Wahrnehmung der Akteure abhängig. Doch hinsichtlich der *Reichweite* ihrer Geltung unterscheiden sie sich:

-
- 15 Oevermann verwendet für diesen Zusammenhang den Begriff des »methodologischen Realismus« (2002: 3).
- 16 Kompetenz ist hier im weiteren Sinne zu verstehen als eine »Normalausstattung«, über die jedes erwachsene und sozialisierte Gesellschaftsmitglied wie selbstverständlich verfügt und die es in Interaktionen realisieren kann, sofern es nicht durch Einschränkungen psychophysischer Art daran gehindert wird (Maiwald/Sürig 2018: 214). Entscheidend ist also nicht, wie elaboriert sich jemand ausdrücken kann (Performanz), sondern lediglich die Tatsache, dass sozialisierte Gesellschaftsmitglieder in der Lage sind, auf einer basalen Ebene an der sozialen Praxis zu partizipieren, d.h.: regelgeleitet zu handeln und auf Basis eben dieser Regeln soziale Praxis zu deuten.
- 17 Es sei schon einmal festgehalten, dass nach Searle der Sprache innerhalb des ›Konzerts‹ von allgemeinen Strukturen der Sozialität neben dem Mechanismus der Reziprozität eine herausragende Bedeutung zukommt. Im Grunde genommen lassen sich Sprache und Sozialität nicht voneinander trennen, denn Sozialität heißt vor allem: es gibt Sprache. Sie ist ihm zufolge »die fundamentalste aller Institutionen« (Searle 2012: 23, 106ff.), weil sie als *System konstitutiver Regeln* soziales Handeln ermöglicht und eine Bedeutungszuweisungsfunktion (durch Deklaration) erfüllt: Sprachfähigkeit ermöglicht erst die Schaffung institutioneller Tatsachen. Gleichwohl ist Sprache nur *ein mögliches Ausdrucksmedium* neben anderen (Gemälde, Musik, Artefakte). Diese ›alte‹ strukturalistische Einsicht erlaubt es somit, auch nicht-sprachlich verfasste Objekte (also auch Sport) als qua Regeln sinnstrukturiert zu begreifen (vgl. zum strukturalistischen Argument Brügger/Vigsø 2008). Mehr dazu weiter unten in diesem Kapitel.

Sie können universal für die Gattung Mensch sein, so zum Beispiel die Regeln der Reziprozität; sie können aber auch bloß für bestimmte Kulturen oder Milieus bzw. für unterschiedliche historische Zeiträume gelten (vgl. Oevermann 2003a: 192). Erneut mit Searle (1997[1969]) können wir diejenigen Regeln als »konstitutive Regeln« bestimmen, die die soziale Praxis, die sie regulieren, zugleich überhaupt erst ermöglichen (das können universelle, aber eben auch historisch-spezifische Regeln sein, Regeln im Sport z.B.); »regulative Regeln« hingegen regulieren lediglich eine bereits eingerichtete soziale Praxis, eine Praxis, die auch ohne sie ablaufen könnte (ebd.: 54ff.). Konstitutionstheoretisch ist die Differenzierung zwischen handlungsermöglichenden und handlungsleitenden Regeln – obschon sie in vielen soziologischen Theorien (im Strukturfunktionalismus oder der Kritischen Theorie etwa) fehlt bzw. unscharf ist – von erheblicher Tragweite. Denn für die Erklärung der Ermöglichungsbedingungen von Sozialität ist das Konzept der Normen bzw. regulativen Regeln (systemtheoretisch gesprochen: der Erwartungen und Erwartungserwartungen) schlichtweg nicht hinreichend; es greift zu kurz, weil es gleichsam sich selbst nicht erklären kann (Woher kommen die Normen und warum kann von ihnen abgewichen werden?).

Für die *Auswahl* aus den konkreten Optionen ist nun der *Parameter II* (»Auswahlparameter«) zuständig (Oevermann 2003a: 192). Dieser umfasst all diejenigen Dispositionen einer konkreten Lebenspraxis, die ihre Optionenauswahl beeinflussen, das heißt: Meinungen, Einstellungen, soziale Deutungsmuster, Habitusformationen, Werte und Normen (im Sinne internalisierter regulativer Regeln), manifeste Motive, latente Motivstrukturen etc. Eine Lebenspraxis (z.B. eine einzelne Person, eine Organisation oder ein Nationalstaat) vollzieht sich, indem sie aus den ihr qua Parameter I eröffneten Optionen auswählt, immer *sequenziell* und bildet so eine *Fallstruktur*, eine (wieder-)erkennbare Handlungscharakteristik aus. Diese lässt sich als ein Entscheidungsmuster verstehen, welches gleichsam generativen Status hat, weil es einmal entwickelt, eine Vielzahl an durchaus unterschiedlichen Oberflächenphänomenen hervorbringen kann. Und dennoch ist die Lebenspraxis in ihren Entscheidungen *grundsätzlich nicht determiniert*; denn der Strukturbegriff der OH ist nicht nur ein abstrakter, sondern vor allem auch ein *dynamischer* (weshalb nicht nur der Ontologisierung-, sondern auch der Determinismusvorwurf hier nicht greifen), und es ist somit immer die Frage, ob es sich im Falle einer konkreten Lebenspraxis im Hinblick auf einen von ihr zum Ausdruck gebrachten bestimmten Strukturzusammenhang um eine Strukturreproduktion oder -transformation handelt. Entsprechend konzipiert Oevermann die Lebenspraxis im Anschluss an George Herbert Meads I-Me-Dialektik ausdrücklich als eine autonomiefähige Instanz (vgl. hierzu 1991: 297ff.), wobei »Autonomie« nicht aus einem wie auch immer gearteten philosophischen Konzept abgeleitet, als eine Art vorsoziales Zufälligkeitsprodukt oder anthropologische Konstante verstanden, sondern in der regelgeleiteten Konstitution sozialer Praxis selbst verortet und damit genuin soziologisch erklärt wird: als

auf Dauer gestellte *Möglichkeit und Anforderung*, sich zwischen den durch konstitutive Regeln eröffneten Optionen zu entscheiden, und zwar auch und vor allem dann, wenn es noch keine gesicherten Begründungen für eine bestimmte Handlungsoption gibt, wenn die Lebenspraxis also in eine Krise (im weiteren Sinne verstanden) gerät, die sie nicht negieren kann und sich deshalb ›ins Blaue hinein‹, also zukunfts offen entscheiden *muss* (damit grenzt sich die Konstitutionstheorie der OH auch klar von handlungstheoretischen bzw. rationalistischen Ansätzen ab). Doch auch routinisiert ablaufende Handlungen beruhen immer auf Entscheidungen, die ›auf Bewährung‹ getroffen wurden und insofern immer auch verändert werden bzw. scheitern können. Kurz: Autonomes Handeln ist kein Randphänomen, sondern konstitutiver Bestandteil von Sozialität (vgl. dazu auch Maiwald/Sürig 2018: 195).¹⁸ Dazu gehört denn auch, dass eine Lebenspraxis prinzipiell jederzeit Einsicht in die Charakteristik ihrer Entscheidungen – in ihre Fallstruktur – erlangen und diese gegebenenfalls zu ändern versuchen kann. In einer instruktiven Passage, die als eine Zusammenfassung des soeben Gesagten gelten kann, versteht Oevermann die »Lebenspraxis« daher als

»einen fallstrukturgesetzlichen Zusammenhang von Soma, Psyche und Sozialität. [...] Lebenspraxis bezeichnet also eine um eine zugleich biologisch gegebene Lebensmitte, d.h. um einen Leib und ein Unbewusstes zentrierte *Subjektivität*, die sich in ihrer Autonomie genau dadurch konstituiert, dass sie zugleich unter Entscheidungszwang steht, d.h. in einer Zukunfts offenheit von Entscheidungsalternativen auswählen muss, und diese Entscheidung begründen können muss, obwohl eine echte Entscheidungssituation nur dann gegeben ist, wenn das Richtig-Falsch Kalkül einer Begründung im selben Moment nicht erfüllt werden kann, sonst wäre es keine wirklich offene Entscheidungssituation. Die Begründung ist also nicht aufgehoben, sondern nur aufgeschoben. Deshalb definiere ich Lebenspraxis [...] als *widersprüchliche Einheit von Entscheidungszwang und Begründungsverpflichtung*. Damit ist aber zugleich gesagt, dass wirkliche Entscheidungssituationen, in deren Vollzug Lebenspraxis als Lebenspraxis sich konstituiert, *Krisen* sind. Wir können deshalb sagen, dass Lebenspraxis als autonome sich genau darin konstituiert, dass sie in der Lage ist, Krisen selbständig zu erzeugen und zu bewältigen.« (2004a: 159–160, Hervh. i.O.)

Wir kommen auf den im Zitat angesprochenen Begriff der »Krise«, welcher für Oevermanns Theorie von zentraler Bedeutung ist (vgl. dazu Oevermann 2008),

18 Was nicht bedeutet, dass man auch *faktisch* immer autonom handelt bzw. handeln kann; es gibt immer Zwänge, Machtstrukturen und Pathologien. Gleichwohl können diese nur dann auch als solche bestimmt werden, wenn man die Möglichkeit autonomen Handelns als konstitutionstheoretischen Normalfall in Rechnung stellt. *Wenn es keine Autonomie gibt, dann gibt es auch keine Macht, keinen Zwang und keine darauf bezogene Pathologie.*

weiter unten noch etwas genauer zu sprechen. Für den Zusammenhang hier ist es zunächst wichtig, festzuhalten, dass davon ausgegangen wird, dass es objektive Sinnstrukturen gibt, die durch sozial als geltend unterstellte Regeln gewissermaßen erzeugt werden, indem Lebenspraxen aus den durch diese Regeln eröffneten Handlungsoptionen wählen. Die Ebene objektiver Sinnstrukturen ist gleichwohl nicht die einzige Sinnebene, welche die OH konstitutionstheoretisch wie methodologisch differenziert und berücksichtigt; es gibt noch zwei weitere und damit insgesamt drei (vgl. zu dieser Unterscheidung, auf die sich im Folgenden bezogen wird, Maiwald 2013: 193): Während der *objektive Sinn* einer sozialen Handlung – als welche im Sinne der Sprechakttheorie ausdrücklich auch eine sprachliche Äußerung verstanden werden kann (vgl. Austin (2019[1962]; Searle 1997[1969]) – ihr unabhängig vom jeweils konkreten Handlungskontext zukommt, entsteht der *interaktive Sinn* in konkreten Interaktionen – als Ergebnis der Optionenrealisierungen der beteiligten Interaktionspartner*innen, ergo als *Fallstruktur*. Der *subjektive Sinn* bezeichnet dagegen das, was von der objektiven und interaktiven Realität im Bewusstsein der jeweiligen Lebenspraxis repräsentiert ist. Daher werden der objektive und interaktive Sinn auch der *latenten*, das heißt: dem Bewusstsein der jeweiligen Lebenspraxis (und natürlich auch dem der Forschenden) nicht direkt zugänglichen Sinnschicht zugerechnet, der subjektive Sinn dagegen der *manifesten*.¹⁹ Wenn daher im ersten Schritt dieser Arbeit der Sport als eine soziale Praxis sui generis analysiert wird, dann geht es zunächst weder um den subjektiven Sinn, den Akteure damit verbinden, noch um den interaktiven Sinn, der sich in den konkreten sportbezogenen Interaktionen sequenziell bildet, sondern ausdrücklich um den objektiven Sinn, der Sporthandlungen unabhängig von konkreten Interaktionskontexten und unabhängig vom subjektiven Bewusstsein Einzelner nach geltenden sozialen Regeln zukommt. Letztlich aber lässt sich natürlich auch von objektiven Bedeutungsstrukturen nur dann sinnvoll sprechen, wenn sie in konkreten Interaktionen von konkreten Lebenspraxen reproduziert, mithin auch transformiert werden. Man kann somit generell sagen, dass der zentrale ›Ort‹ der Strukturbildung die Interaktion ist (vgl. Maiwald/Sürig 2018).

Exkurs: Zum Begriff der Praxis

An dieser Stelle ist es sinnvoll, einige Unterschiede des in dieser Arbeit in Anschlag gebrachten Praxisbegriffs zu einem anderen, in der gegenwärtigen Sportsoziologie eine gewisse Popularität genießenden Praxisbegriff – notgedrungen cursorisch und

19 Es ist zu bedenken, dass der Begriff der »latenten Sinnstrukturen« ein zunächst rein methodologischer ist, d.h. er kennzeichnet eine spezifische Sinnschicht, die empirisch natürlich immer nur in konkreten Praxisgebilden sich manifestiert – in Handlungsmustern, Habitusformationen, sozialen Deutungsmustern, Haltungen, Überzeugungen, Motivstrukturen, Bewährungsfiguren etc. (vgl. dazu Oevermann 2001: 39ff.).

selektiv – herauszustellen. Die Rede ist vom Praxisbegriff der sogenannten »Praxeologie« bzw. der »Praxistheorien«. Es scheint, um das vorwegzuschicken, indes freilich plausibel, den Praxisbegriff als soziologischen Grundbegriff stark zu machen; und im Grunde ist ja auch die Oevermann'sche Konstitutionstheorie eine ›lupenreine‹ Praxistheorie. Gleichwohl erscheinen mir einige praxeologische Grundannahme – gerade aus der Perspektive der Oevermann'schen Konstitutionstheorie – als problematisch, und das nicht nur sozusagen in sich, sondern vor allem auch hinsichtlich ihrer Applikation auf den Gegenstandsbereich der Sportsoziologie. Daher möchte ich im Folgenden die Position vertreten, dass der Praxisbegriff der OH der elaboriertere, gegenstandsangemessenere ist, weshalb ich mich in dieser Arbeit auch auf ihn beziehe und dafür plädiere, diesen im praxeologischen Theoriendiskurs, da bislang noch nicht geschehen, ebenfalls stärker zu berücksichtigen.

Die Praxeologie/Praxistheorie²⁰ ist kein einheitliches Theoriegebäude, sondern eher eine sozial- und kulturwissenschaftliche *Theorieströmung*, die insbesondere durch die Arbeiten Pierre Bourdieus (vor allem seine »Theorie der Praxis« [2018[1972]]), Anthony Giddens, Harold Garfinkels oder Ludwig Wittgensteins inspiriert ist und im Wesentlichen – das ist vielleicht der ›kleinste‹ gemeinsame Nenner – darauf abzielt, den Hiatus zwischen mikro- und makrosoziologischen Perspektiven, zwischen Subjektivismus und Objektivismus zu überwinden, indem etwas Drittes, nämlich die Praxis bzw. Praktik als vermittelndes Element eingeführt wird (vgl. allgemein zu Praxistheorien Reckwitz 2003; spezifisch zur praxeologisch orientierten Sportsoziologie Alkemeyer 1997, 2008; Müller 2014; Gugutzer 2017). Eine weitere geteilte Annahme praxistheoretischer Ansätze ist, dass soziale Praktiken primär aus materialen, das heißt: körperlichen Bewegungen bestehen, wozu auch der Umgang mit Dingen bzw. Objekten gehört. Für Andreas Reckwitz ist die Praktik daher »die kleinste Einheit des Sozialen«, wie er in seinem einflussreichen Aufsatz »Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken« konstatiert (2003: 290). Damit verbunden würden Praktiken weder durch objektive Strukturen noch durch rational handelnde Akteure erzeugt, sondern durch ein historisch-spezifisches, »praktisches Wissen, ein Können, ein know how, ein Konglomerat von Alltagstechniken« (ebd.: 289), das auf kollektiven »Wissensordnungen« beruht und in Form von »Verhaltensroutinen« inkorporiert bzw. habitualisiert sei (ebd.: 288). Und auch hier betont Reckwitz das Primat der Materialität sozialer Praxis: Wissensordnungen werden nicht als etwas Ideelles bzw. Geistiges verstanden; es handelt sich nicht um *Texte*, sondern um einen inkorporierten, »praktischen Sinn« (Bourdieu). Der verwendete Textbegriff ist also ein enger, und auch das scheint mir eine Gemeinsamkeit praxistheoretischer Ansätze zu sein: Texte sind für diese entweder nur verbal- oder schriftsprachliche Gebilde; sie stehen nicht – wie in der Konstitutionstheorie der OH – für die generelle Sinnstrukturiertheit sozialer Praxis, die man

20 Beide Begriffe werden im Folgenden synonym verwendet.

›lesen‹ muss. Es wird jedoch nicht generell bestritten, dass soziale Praxis *sinnstrukturiert* ist. So spricht wiederum Reckwitz von einer »Doppelstruktur« von Praktiken »als materiale Körperbewegungen *und* als implizite Sinnstruktur, als Kombination einer Präsenz der Körper und Dinge, die der Beobachtung zugänglich sind, und einer Abwesenheit des impliziten Wissens, dessen indirekte Erschließung immer unvollständig bleiben muss« (2019[2008]: 196, Hervh. i. O.). Methodisch, so Reckwitz weiter, ergebe sich dadurch ein »Zugänglichkeitsproblem des Impliziten«, sodass die »ethnographische teilnehmende Beobachtung [...] gewissermaßen die ›natürliche‹ ihr korrespondierende Methode der Praxeologie« sei (ebd., Hervh. i. O.). Es sind dabei nicht nur die Subjekte selbst, die nicht reflexiv bzw. explizit über das von ihnen wie automatisch verwendete praktische Wissen verfügen, sondern auch beobachtenden Dritten ist dieses Wissen prinzipiell nicht direkt zugänglich; beobachtbar ist nur die materiale »Performativität« (Ders. 2003: 290) der jeweiligen Praxis. Entsprechend gilt die situative Vergänglichkeit sozialer Praxis den Praxistheoretiker*innen als grundsätzliches Problem. Auch in der praxeologisch orientierten Sportsoziologie wird dies so gesehen und deshalb ebenfalls insbesondere auf ethnographische Methoden gesetzt (vgl. etwa die in diesem Kontext oft zitierte, instruktive Studie von Wacquant 2017[2001]). Schließlich, darauf weist Reckwitz auch hin (vgl. 2003: 294), sind praxeologische Ansätze stets mit einer Spannung zwischen der Betonung der Routineförmigkeit sozialen Handelns und der Frage nach der Entstehung des Neuen konfrontiert. Dieses Problem scheint auch bis heute nicht wirklich gelöst (vgl. dazu selbstkritisch Alkemeyer 2019), obschon es durchaus Versuche gibt, Praxistheorien für pragmatistische (vgl. Hillebrandt 2021) und interaktionstheoretische (vgl. Hirschauer 2016) Ideen anschlussfähig zu machen.

Vor diesem Hintergrund ist es nun nicht sonderlich überraschend, dass praxistheoretisch orientierte Ansätze in den vergangenen rund zwei Jahrzehnten eine besondere Prominenz innerhalb der Sportsoziologie erlangt haben, denn schließlich sind viele bekannte Sportarten eindeutig ›körperlastige‹ Aktivitäten, und die Praxeologie ist eben eine Theorie- und Forschungsperspektive, die theoriearchitektonisch wie methodologisch den Körper in den Mittelpunkt rückt. Entsprechend wird verstärkt von einem »body turn« in der Sportsoziologie gesprochen, welcher denn auch mit dem allgemeinsoziologischen Bedeutungszuwachs praxeologischer Ansätze, mit dem »practice turn« in der Soziologie in Verbindung gebracht wird (Gugutzer 2017: 306). In der Konsequenz konzipieren und analysieren praxeologische Sportsoziologien sportliche Praxis in erster Linie als *körperliche* Praxis (vgl. Alkemeyer 1997: 381, 2008: 224; Gugutzer 2017: 313). Diese wird sodann ebenfalls in terms routineförmigen Verhaltens gefasst, das durch ein inkorporiertes Wissen, durch einen »sportspezifischen Habitus« (Gugutzer 2017: 314; ähnlich auch Alkemeyer 1997: 382) generiert wird. Zugleich geht man wiederum auf Abstand zu einem weiten Textbegriff: »Sportliche Praktiken«, so heißt es etwa bei Thomas Alkemeyer,

»können nicht auf die Modelle der Sprache und des Textes reduziert werden. Ihre Akteure gehen im Hier und Jetzt der Praxis weitgehend stumme Verbindungen von Körper zu Körper ein« (2008: 225). Stattdessen spricht er diffus von »Zeigequalitäten sportlicher Praktiken« (ebd.: 221) und betont im Anschluss an Gunter Gebauer den »Darstellungs- und Aufführungscharakter« (Ders. 1997: 372) des Sports. Mittlerweile gibt es aber auch in der praxistheoretisch orientierten Sportsoziologie stärker interaktionistisch ausgerichtete Ansätze, die ihr Augenmerk eher darauf richten, wie sportliche Handlungen interaktiv realisiert werden (vgl. z.B. Müller 2014).

Wie zu Beginn dieses Exkurses angedeutet und wie bis hierhin vielleicht auch schon deutlich geworden ist, erscheinen einige der zentralen praxeologischen Annahmen im Lichte des Praxisbegriffs der OH als problematisch. Vor allem für die praxeologisch inspirierte Sportsoziologie moniert Marion Müller ganz grundsätzlich, dass etwaige Definitionen des Praxisbegriffs oftmals unklar wären, wobei überhaupt selten genau definiert würde, was man unter Praxis verstünde (vgl. ebd.). Meist bleibt es bei allgemeinen Verweisen auf bereits genannte Begriffe wie *Habitus*, *Routine*, *implizites Wissen* oder *Materialität* bzw. *Körperlichkeit*. Diese werden auch in allgemein-praxeologischen Texten zwar stets wie selbstverständlich in den theoretischen Ring geworfen, jedoch kaum in ihrem innerlogischen Zusammenhang aufgeschlüsselt und auch nicht in Bezug zu anderen Praxisbegriffen eingehend und kontrovers diskutiert.²¹ So existiert – infolge einer grundsätzlichen Skepsis gegenüber strukturalistischen Ideen – zum Beispiel weder ein elaborierter Regelbegriff, noch gibt es korrelativ dazu – infolge einer grundsätzlichen Skepsis gegenüber rationalistisch-handlungstheoretischen Konzeptionen – ein Konzept, das Handeln als Entscheiden begreifen kann.²² Zurecht bemerkt Stefan Hirschauer, dass die Praxistheorien ohne eine überzeugende Implementation interaktionstheoretischer Einsichten – entgegen ihrer Intention – letztlich auch schlichtweg individualistisch zu werden drohen (vgl. 2016: 46). Entsprechend fehlt es der Praxeologie auch an einem

21 Entsprechend verwundert es doch sehr, dass die Ausrufung jener »turns«, mit denen ja ein Paradigmenwechsel reklamiert wird, anscheinend wie selbstverständlich schon erfolgte und weiterhin immer wieder perpetuiert wird, obwohl die eingeführten Grundbegriffe noch keineswegs umfassend debattiert und geklärt worden sind. Damit wird etwas durch Vorwegnahme verkündet, von dem eigentlich erst noch zu klären wäre, inwieweit es sich dabei um einen veritablen Paradigmenwechsel handelt. Und die kontroversen Debatten, die in der Praxeologie gegenwärtig geführt werden, verweisen ja auch darauf, dass es darum keineswegs so eindeutig bestellt ist (vgl. stellvertretend für andere Alkemeyer 2019).

22 Vgl. als Ausnahme Schmidt 2021, der nach meinem Eindruck ansonsten aber ein gänzlich anderes Entscheidungs-Konzept zu vertreten scheint als das, was hier im Anschluss an Oevermann umrissen wurde.

differenzierten Sinnkonzept.²³ Wie bei Reckwitz gesehen, wird Sinnstrukturiertheit zwar in Rechnung gestellt, aber nicht weiter aufgeschlüsselt; vielmehr wird der diffuse Begriff des impliziten bzw. inkorporierten Wissens gewissermaßen wie ein Chiffre für das Ganze verwendet, was soziale Praxis kennzeichnet und den Akteuren an ›Bordmitteln‹ auch zum Handeln zur Verfügung steht, wobei die Betonung der prinzipiellen Unzugänglichkeit dieses Wissens wiederum in der Konsequenz in Richtung eines Subjektivismus verweist. Diesem gegenüber steht die Gefahr eines Determinismus: Denn das von Bourdieu entlehnte Habitus-Konzept erweist sich, wie etwa Ferdinand Zehentreiter (2017) es zu zeigen vermag, als konstitutionstheoretische Kategorie generell ungeeignet, da es die Ebene der durch konstitutive Regeln eröffneten Handlungsoptionen nicht berücksichtigt:

»Abgesehen von der problematischen Gleichsetzung von formaler Logik, Grammatik, Gewohnheit und Disziplinierung [...] kann in all den bemühten Dimensionen nicht das erfasst werden, was Bourdieu eigentlich bezeichnen wollte: die Logik schöpferischer Praxis, da diese Kategorien in der Verwendung als Grundlagendimensionen allesamt deterministisch sind.« (ebd.: 39)

Und diese Problematik setzt sich selbst in stärker interaktionistisch ausgerichteten praxeologischen Ansätzen fort. So kann Marion Müller (2014) zwar, ähnlich wie Hirschauer, überzeugend argumentieren, dass das Konzept der Interaktion für die Sportsoziologie unabdingbar ist und unbedingt stärker berücksichtigt werden müsste; gleichwohl gelingt es ihr nicht, da sie zugleich der Praxistheorie Bourdieus verhaftet bleibt, den Beitrag der Subjekte in sportlichen Interaktionen zu bestimmen. Auch die interaktiven sportlichen Handlungen bleiben letztlich bloß routinisiert vollzogene Handlungen bzw. »präreflexiv ablaufende Tätigkeiten, die auf praktischem gegenseitigen Verstehen basieren und das Produkt einverleibter Erwartungserwartungen sind« (ebd.: 207). Dies läuft aber im Endeffekt auf das Problem hinaus, wie sportliche Handlungen dann überhaupt als autonome Handlungen gelten und als Leistungen zugerechnet werden können: Inwieweit handelt es sich dann noch um zukunfts offene, auf autonomen Entscheidungen basierende Leistungsvergleiche, wenn alles nur Routine und Neues eher Zufall ist? Alkemeyer spricht in diesem Zusammenhang insofern zurecht davon, dass der Praxeologie mit der Überbetonung der Routineförmigkeit sozialer Praxis ein »theoriegeschichtlicher Rückfall« (gemeint sind strukturalistische Perspektiven) drohe (2019: 292). Entsprechend sind viele praxistheoretische Versuche, den ›schöpferischen‹ Beitrag

23 Dieses fehlt auch bei Hirschauer. Zwar betont er ausdrücklich die Eigenlogik von Interaktionen; allerdings grenzt er davon nicht eindeutig die Ebene des objektiven Sinns ab, sodass beide Ebenen letztlich verschwimmen – was vermutlich auch daran liegt, dass er in der sensussoziologischen Tradition am Wissen als soziologischem Grundbegriff festhält (vgl. 2016: 57f.).

der Akteure zu bestimmen, grundsätzlich defizitär und diffus: So ist etwa oftmals die Rede von »Differenzerfahrungen, Reibungen, Dissens, Interessenskonflikten und Sinnzusammenbrüchen« (ebd.), von »Überraschungen des Kontextes« (Reckwitz 2003: 294) oder von der »kreativen Dimension« von (sportlichen) Handlungen (Gugutzer 2017: 315). Konsens scheint es jedenfalls dahingehend zu geben, dass soziale Praxis durch eine strukturelle Zukunftsoffenheit gekennzeichnet ist. Und es ist auch plausibel, Autonomie bzw. Subjektivität genuin praxisstrukturell zu bestimmen, wie es Reckwitz vorschlägt (vgl. 2003: 294). Jenseits dessen wird jedoch nicht klar, wie genau sich »kreatives« Handeln auf der Mikroebene vollzieht. Wie kann man sich die Entstehung, Entdeckung und den Vollzug neuer Handlungsmöglichkeiten vorstellen? Was genau sollen »Sinnzusammenbrüche« und »Überraschungen des Kontextes« sein? Und welche Voraussetzungen müssen letztlich auch die Akteure, muss eine Handlungsinstanz »mitbringen«, um darauf reagieren bzw. damit umgehen zu können? Es fehlt schlichtweg an einer soziologischen Bestimmung des Subjekts und seiner Verortung in der Struktur sozialer Praxis.²⁴ Das bedeutet indes keineswegs, dass man das Habitus-Konzept als solches verwerfen muss; von einem »sportspezifischen Habitus« (Gugutzer 2017: 314) zu sprechen, macht ebenso Sinn wie die Rede von einem »Berufshabitus« (Wernet 2009: 58). Entscheidend ist nur, dass man den Kategorienfehler vermeidet, den Habitus-Begriff (jedenfalls so, wie er bei Bourdieu auftritt) als eine konstitutionstheoretische Kategorie zu verwenden.

Des Weiteren, und eng mit dem bereits Gesagten verwoben, muss problematisiert werden, dass praxeologische Ansätze – zumindest die poststrukturalistisch orientierten (vgl. Stähli 2000; Reckwitz 2019[2008]) – die *Rolle der Sprache* für das Soziale nicht angemessen berücksichtigen. Hier besteht zunächst allgemein die Tendenz, die sprechakttheoretische Erkenntnis auszublenden, der zufolge Sprechen auch Handeln ist (vgl. dazu die Kritik Hirschauers an Schatzkis Dualismus von »doings« und »sayings« in Hirschauer 2016: 58).²⁵ Auf einer damit verbunde-

24 Im Übrigen greift der Begriff der *Kreativität* auch zu kurz. Denn dieser beschreibt nur die Ebene der *Wahrnehmung* und *Entdeckung* neuer Handlungsmöglichkeiten. *Autonomie* beschreibt dagegen die Fähigkeit, neue Handlungsoptionen auch tatsächlich zu realisieren, das heißt: krisenhafte Entscheidungen zu treffen, obwohl eine rationale Begründung im Moment des Vollzugs der Entscheidung nicht vorliegt. Dieses Moment des Sich-entscheiden-Müssens können praxistheoretische Ansätze jedoch nicht integrieren, weil sie »Entscheiden« generell als rationalistisch stereotypisieren und das Konzept der Lebenspraxis als jener widersprüchlichen Einheit von Entscheidungszwang und Begründungsverpflichtung nicht zur Kenntnis nehmen.

25 So redet z.B. Reckwitz (2019[2008]) zwar von »diskursiven Praktiken«, zugleich scheint er jedoch das Praxishafte daran nicht etwa schon im Sprechen als regelgeleitetem, sinnstrukturiertem *Vollzug* von Handlungen zu sehen, sondern lediglich in der materialen Dimension dessen: »Das Materialitäts- und das Impliziteitsargument der Praxeolog*innen läßt sich umstandslos auch auf diskursive Praktiken anwenden: Diese sind keine ideellen Phänomene, sondern haben ihre eigene Materialität als Sequenz von schriftlichen Markierungen, tech-

nen, aber gleichsam fundamentaleren Ebene wird sodann aber insbesondere auch der grundsätzliche Stellenwert der Sprache als *bedeutungsgenerierendes Regelsystem* für die soziologische Konstitutionstheorie verkannt, was sicher an der generellen Aversion bzw. Skepsis praxeologischer Ansätze gegenüber strukturalistischen Argumenten liegt. Und es ist letzten Endes, wie schon angedeutet, ebendiese Ebene, die praxistheoretischen Ansätzen schlichtweg fehlt, um die Konstitution des Sozialen adäquat zu erfassen: Sie können weder die Bedingungen der Möglichkeit von Routinen noch von ›kreativem‹ bzw. autonomem Handeln angemessen erklären. Eng damit verwoben ist ein weiteres (auch methodologisches) Problem: die Überhöhung des Stellenwerts der Materialität bzw. Körperlichkeit sozialer Praxis. Dass sprachliches Handeln einerseits stets auch eine nicht-sprachliche, ausdrucksmateriale Seite hat und es andererseits nicht-sprachlich verfasste soziale Praktiken gibt (Musik, Sport, Malerei...), ist sowohl intuitiv als auch im Lichte strukturalistischer Erkenntnisse selbstverständlich: ›Zeichen‹ bilden eben immer eine »Doppel-Einheit« aus »Signifié« und »Signifiant« (Brügger/Vigsø 2008:15). Gleichwohl ist das, was die jeweiligen Praktiken bzw. Handlungen zu *sozialen* macht, das, was wir an ihnen verstehen und was sie überhaupt verstehbar werden lässt, natürlich nicht ihre Materialität, ist nicht das sinnlich an ihnen Beobachtete bzw. Beobachtbare, sondern ist das daran *Abgelesene* bzw. *Ablesbare*, sind kurzum *Sinn- und Bedeutungsstrukturen*. Man könnte insofern sagen: Auch nicht-sprachliche Praktiken sind sprachförmig. Und nur unter *diesem* Aspekt sind sie, ist der menschliche Körper, sind Artefakte überhaupt soziologisch interessant.²⁶

Wichtig ist nun, das haben wir oben im Anschluss an Searle bereits erläutert, dass auch Sinn- und Bedeutungsstrukturen trotz ihrer Abstraktheit fähig zur epistemischen Objektivität sind und damit eine gleichsam sinnlich nicht wahrnehmbare Gegenständlichkeit aufweisen. Insofern ist es grundsätzlich unerheblich, in welcher konkreten Materialität sie zum Ausdruck gelangen; entscheidend ist, dass alle institutionellen Tatsachen, ob sprachlich oder nicht-sprachlich, sinnstrukturiert sind und diese Sinnstrukturiertheit durch bedeutungsgenerierende Regeln ermöglicht wird, die wie die Regeln der Sprache (bei Searle insbesondere des Sprechakts der Deklaration) funktionieren und den epistemisch objektiven Status insti-

nisch hergestellten Bildern oder auch lautlichen Schallwellen« (ebd. 204); Diskurse enthielten ihm zufolge komplementär dazu zwar auch »implizite Codes und Wissensordnungen« (ebd.: 204–205); ansonsten aber scheint für ihn das, was sie im engeren Sinne zu Praktiken macht, lediglich ihre Materialität zu sein.

26 Soziologisch interessant sind diese Gegenstände nämlich zweifelsohne, aber eben nicht einfach nur im Hinblick auf ihre bloße Materialität, sondern in Bezug darauf, wie sie Handeln strukturieren und welche (im weiteren Sinne verstanden) sozialstrukturellen Aspekte in deren Herstellung und materiale Struktur eingegangen sind bzw. in ihr zum Ausdruck kommen.

tutioneller Tatsachen begründen (vgl. Searle 2012: 106ff.; 2018[1995]: 68).²⁷ Vielleicht kompensiert die praxeologische Überbetonung der Materialität sozialer Praxis denn auch genau dieses Desiderat: Sofern es in dieser Theorie kein adäquates Konzept von Sinn gibt, das es ermöglichen würde, auch abstrakte soziale Entitäten als in epistemischer Hinsicht objektiv zu betrachten, wird verstärkt auf die sinnlich wahrnehmbare, materiale Seite sozialer Praxis abgestellt, womit letztlich genau das erzielt wird, was man ursprünglich eigentlich vermeiden wollte: eine Ontologisierung des Sozialen.²⁸

Hat man den Gegenstandsbereich der Sozialwissenschaften erst einmal dahingehend erfasst, dass die darin eingelagerten Gegenstände sinnstrukturiert und abstrakt sind und dass ihnen eine epistemische Objektivität zukommt, dann kommt es konstitutionstheoretisch wie auch methodologisch aber vor allem darauf an, die verschiedenen Sinnebenen zu differenzieren (s. die Ausführungen dazu oben). Die praxeologische Rede vom impliziten bzw. praktischen Sinn, von »Zeigequalitäten« (Alkemeyer 2008: 220) von Praktiken oder von »Gesten« (Ders. 1997: 372) ist diesbezüglich nicht differenziert genug, ist zu diffus. Hirschauers Begriff des »performed knowledge« (2016: 57) kommt der Idee eines interaktiven Sinns noch am nächsten, gleichwohl grenzt auch er die Ebene des objektiven Sinns davon nicht explizit ab.

Noch eine abschließende Bemerkung in methodologischer Hinsicht. Unter Berücksichtigung der zuvor kritisierten Aspekte lässt sich das Materialitätsargument praxeologischer Ansätze methodologisch fruchtbar anpassen: Wenn man davon ausgeht, dass menschliche Praxis immer einen materialen Niederschlag findet und damit »Spuren« hinterlässt, ganz gleich, welcher Art die Materialität je konkret ist, dann ist in methodologischer Hinsicht vor allem die Konsequenz entscheidend, dass diese Spuren sich auch protokollieren lassen und man dies entweder mithilfe entsprechender Erhebungsmethoden eigens tun oder auf Protokolle zurückgreifen muss, die die soziale Praxis bereits selbst »hergestellt« hat. Erst ein Protokoll der interessierenden Praxis gewährleistet einen handlungsentlasteten Zugriff auf das Protokollierte (vgl. Oevermann 2004b). Das »Primat der teilnehmenden Beobachtung«, das Reckwitz (2019[2008]: 196) in der Analyse sozialer Praxis walten sieht, basiert demgegenüber auf einer *praxisimmanenten* Perspektive. Entsprechend

27 Man kann dies mit Searle's bekannter Formel »X gilt als Y im Kontext C« veranschaulichen, denn sie liegt auch nicht-sprachlichen sozialen Tatsachen zugrunde: Jedes Mal, wenn im Fußball ein Tor erzielt wird, kann man sich dies wie einen regelrechten Sprechakt vorstellen, der gleichsam unausgesprochen das, was als »Tor« gilt, reproduziert. Und dieser Sprechakt lässt sich natürlich auch verschriftlichen: Wenn ein Spieler den Ball unter Beachtung aller geltenden Regeln des Fußballspiels über die Torlinie der gegnerischen Mannschaft befördert, gilt dies als Tor. Wenn es die Torlinie der eigenen Mannschaft ist, gilt dies als Eigentor usw.

28 Dies reproduziert sich im Übrigen selbst im Begriff des impliziten Wissens noch, dass ja ausdrücklich nicht als abstrakt, sondern als *inkorporiert* und damit als etwas gleichsam in »Fleisch und Blut« übergegangen verstanden wird.

instruktiv schreibt er, dass die teilnehmende Beobachtung »von Beobachtungsprotokollen und einer Aufzeichnung von Handlungs- und Gesprächssequenzen« bloß »begleitet sein kann« (ebd.), also nicht begleitet sein *muss*. Aus der Perspektive der OH sind die Protokollierungen jedoch zwingend. Sie werden deshalb auch nicht als grundsätzlich defizitär oder »störend« begriffen, sondern überhaupt als einzige Möglichkeit, soziale Wirklichkeit methodisch-kontrolliert zu analysieren. Und die jeweilige Materialität des Protokollierten und die Art der Protokolle spielt dabei, wie angedeutet, eine untergeordnete Rolle: Seien es körperliche Bewegungen, musikalische Darbietungen, Gesprochenes oder Gemaltes, Ton- oder Videoaufzeichnungen – das, was daran jeweils zu rekonstruieren ist, ja nur rekonstruiert werden kann, sind eben immer sprachlich konstituierte Sinnstrukturen. Insofern lassen sich auch nicht-sprachliche Realisierungen von Sinn in der Analyse versprachlichen, ja müssen versprachlicht bzw. in die Ausdrucksmaterialität der Sprache transponiert werden, um einer Analyse zugänglich zu sein (vgl. dazu Oevermann 1986: 46f.; 2013: 84ff.).

Für die Sportsoziologie haben diese Kritikpunkte nicht unerhebliche Folgen. Denn die praxeologische Überbetonung der Körperlichkeit bzw. Materialität sozialer Praxis kann dazu verleiten, besondere körperliche Anstrengung als generelles Konstitutivum sportlicher Praxis zu bringen und nicht als etwas, dessen Stellenwert je nach Sportart neu bemessen werden muss. Aber mehr noch: Der Fokus auf den Körper kann, auch dann, wenn es um Sportarten mit starkem Körperbezug sich handelt, dazu verleiten, die *eigentlichen* Konstitutiva sportlicher Praxis zu übersehen, was Tobias Werron (2010: 51) als den »somatischen Fehlschluss« bezeichnet und auf den wir weiter unten noch genauer eingehen werden.

Exkurs Ende

Kommen wir zur Konstitutionstheorie der OH zurück: Wir haben bereits den Regelbegriff expliziert und aufgezeigt, welche entscheidende Rolle er für die Konstitution sozialer Praxis spielt. Damit verbunden haben wir eine Differenzierung von Sinnebenen vorgenommen und den Begriff der Lebenspraxis eingeführt, die abgekürzt als ein nicht-determiniertes Handlungszentrum verstanden wird, das über Entscheidungsautonomie verfügt, ohne dabei zugleich eine stets nutzenmaximierende, rational handelnde Akteurin im Sinne der Rational-Choice-Theorien zu sein. Strukturbildung vollzieht sich in diesem Modell so, dass eine Lebenspraxis aus den ihr durch konstitutive Regeln eröffneten Handlungsoptionen unter Bedingungen von Zukunftsoffenheit wählen kann und wählen muss und sich so im Handeln sukzessive eine latente Sinnstruktur entfaltet, die im subjektiven Bewusstsein nicht eins zu eins repräsentiert ist.

Nun ist als nächstes für unsere Argumentation wichtig, dass uns die objektiv-hermeneutische Konstitutionstheorie nicht nur ein Modell der Strukturbildung

generell anbietet, sondern diese Strukturbildung zudem auch im Kontinuum zwischen Universalität und Historizität bzw. Kontinuität und Diskontinuität dialektisch vermitteln kann, mithin also eine Dialektik von Allgemeinem und Besonderem impliziert (vgl. Oevermann 1991). Dies ist nicht nur wichtig, wenn wir konkrete Interaktionssequenzen interpretieren, sondern auch, wenn es um die Bedeutungsstruktur von bestimmten Praxisformen wie Sport bzw. eben Marathonlaufen geht. Denn genauso wie die besondere Fallstruktur einer konkreten Lebenspraxis das Ergebnis eines dahinterliegenden, individuellen Bildungsprozesses ist, so sind natürlich auch der Sport und das Marathonlaufen historisch gewachsene, besondere Praxisformen. Entsprechend ist man sich auch innerhalb der Sportsoziologie mehr oder weniger darüber einig, dass der moderne Sport im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts – allererst in England – sich ausdifferenziert habe und damit zunächst einmal ein historisch neues Phänomen sei, das es in vormodernen Gesellschaften so nicht gab (vgl. etwa Schöffler 1935; Elias 1984; Eisenberg 1999; Schimank 2005[1988]). Allerdings gibt es in der Sportsoziologie damit verbunden auch die Tendenz, das Historisch-Spezifische am Sport gewissermaßen überzubetonen, das Allgemeine hingegen zu vernachlässigen. So spricht etwa Christian Wopp davon, dass es im Sinne eines »weiten« Sportverständnisses zu einer »Pluralisierung von Spiel- und Bewegungsformen« gekommen sei (2008: 322); Sport, so wird der Schluss nahegelegt, erschöpfe sich nunmehr gleichsam in »Lösungen von Bewegungsaufgaben«, bei denen »unterschiedlichste Ziele verfolgt werden« (ebd.; vgl. ähnlich auch Heinemann 2007[1980]: 56). Damit droht jedoch das, was Sport als besondere Praxisform objektiv kennzeichnet, gewissermaßen verwässert zu werden. Denn so gesehen könnte man sagen, dass Sport, eben, weil er ein historisches Phänomen ist, schlichtweg einem permanenten Wandel unterworfen sei, sodass es im Grunde müßig wäre, nach einer objektiven Struktur sportlicher Praxis zu suchen. Das Problem an einer solchen Position ist nur, dass dadurch Tür und Tor geöffnet wird für grundsätzlich ephemere, axiomatische Definitionen und damit verbunden für tendenziell willkürlich zusammengestellte Merkmalskataloge, was in der Konsequenz zu einem Gegenstandsverlust führen könnte. Aus der Perspektive der Konstitutionstheorie der OH stellt sich die entscheidende Frage daher ganz anders, und zwar »*wie konkrete Gebilde der historischen Wirklichkeit in ihrer Besonderheit erfaßt und dennoch als Allgemeines gelten können*« (Oevermann 1991: 269, Hervh. i.O.).

Wie also können wir Besonderheit und Allgemeinheit, Universalität und Historizität, Kontinuität und Diskontinuität als *simultane* Qualitäten des Sports bestimmen? Die grobe Antwort, die sich an dieser Stelle geben lässt, ist diese: Wie oben schon erwähnt, geht die OH davon aus, dass soziale Strukturen dynamische Strukturen sind; sie entfalten sich unter Bedingungen grundsätzlicher Zukunfts Offenheit stets prozessual, das heißt: konkret historisch. Und dies geschieht, wie ebenfalls schon oben erläutert, dergestalt, dass eine konkrete Lebenspraxis autonom aus

objektiven Handlungsoptionen wählt, die durch allgemein geltende Regeln eröffnet wurden. Der an sich immer historische Prozess der Strukturbildung ereignet sich also konstitutionstheoretisch betrachtet immer auf der Folie allgemeiner Strukturen. Das spezifische Selektionsmuster, das als Ergebnis dieser Dialektik in Gestalt einer »fallspezifischen Strukturgesetzlichkeit« (ebd.: 271) sich ausdrückt, ist insofern mehr als ein historisch einzigartiges Ereignis, sondern eine objektive, in der Realität tatsächlich operierende und mit geeigneten Methoden nachweisbare Struktur. Soziale Strukturen lassen sich nach Oevermann insgesamt in drei Hinsichten als allgemeine verstehen (vgl. für die nachfolgenden Ausführungen dazu ebd.: 272 sowie Ders. 2000: 124ff.): *Erstens* kommt ihnen Allgemeinheit im Sinne epistemischer Objektivität zu, weil sie sich auf der Basis allgemein geltender Regeln entfalten, entfaltet haben und als solche methodisch kontrolliert nachweisen lassen. *Zweitens* stellen sie stets auch eine verallgemeinerungsfähige Antwort auf ein allgemeines Handlungsproblem dar. Und *drittens* fließen in diese Antwort etwa auch die spezifischen Strukturen des Milieus, in dem die jeweilige Lebenspraxis agiert sowie niedriger (Organisationen) bzw. höher aggregierter (Werte und Normen, soziale Deutungsmuster, Sozialcharaktere) sozialer Strukturen mit ein; zugleich gehen soziale Strukturen jedoch nie in dieser Allgemeinheit auf, sondern lassen sich immer auch als *besondere* kennzeichnen, sofern ihnen eine eigene Historizität, eine eigene Bildungsgeschichte zugrunde liegt und insbesondere auch, sofern ihr *Movens* eine mit Autonomiefähigkeit ausgestattete Lebenspraxis ist, auf welchem Aggregierungsniveau auch immer. Auf den Sport bezogen wäre dies etwa die kollektive Lebenspraxis derjenigen Gesellschaftsformationen, in denen sich die Praxis des Sports historisch ausdifferenziert und routinisiert hat. Im Hinblick auf die Struktur vorsportlicher Praktiken lässt sich die Praxis des Sports insofern einerseits als eine historisch neue Struktur kennzeichnen, die eine besondere Charakteristik aufweist. Andererseits und zugleich ist diese historische Struktur in den oben genannten Hinsichten jedoch auch eine allgemeine. Es handelt sich also um eine besondere Praxisform, die gleichwohl nicht bloß historisch im Sinne von »gewachsen« und »einzigartig« ist, sondern eine spezifische Strukturgesetzlichkeit aufweist, die als objektiv bezeichnet werden kann. Als solche materialisiert sie sich in verschiedenartigen »Texten« (im weiteren Sinne verstanden) und lässt sich, sofern ein Protokoll dieses Niederschlags vorliegt, unter Rekurs auf sozialisatorisch erworbene Regelkompetenzen rekonstruieren. Diese Konzeption schließt ausdrücklich ein, dass sich sportliche Praxisformen transformieren können, und es ist dann die Aufgabe einer rekonstruktiven Forschung, solche Neuerungen empirisch dingfest zu machen und mit der bisherigen Strukturlogik zu kontrastieren. Erst dann kann entschieden werden, ob bestimmte als neu erscheinende Phänomene noch der Eigenlogik des Sports folgen oder aber, ob es sich um wirklich neue Phänomene moderner Bewegungskultur handelt, die eine andersartige Strukturgesetzlichkeit aufweisen, wie auch immer man sie dann begrifflich kennzeichnet. Auf diese Weise lässt es sich vermeiden,

stets neue und relativ kontingente Merkmale des Sports zu definieren, die letztlich so weitgefasst werden, dass sie mehr oder minder alle Praxisformen, welche die Alltagspraxis subjektiv unter ›Sport‹ rubriziert, zu inkludieren suchen. Kurzum: *Es gilt nun also eine Konzeption von Sport zu finden bzw. zu entwickeln, die sowohl in der Lage ist, die allgemeinen Struktureigenschaften sportlicher Praxis zu explizieren, als auch ihrer Historizität und Pluralität Rechnung zu tragen.* Entsprechend wird als Erstes davon ausgegangen, dass die Struktureigenschaften sportlicher Praxis prinzipiell immer nur historisch-konkret in Gestalt bestimmter Sportarten in Erscheinung treten, denen ihrerseits je eigene objektive Struktureigenschaften, eine je »eigene Physiognomie« (Elias 2003[1986]: 78) zukommt, und zwar je nachdem, wie sie jeweils die sportsspezifischen *Handlungsprobleme* zu lösen vermögen.

Mit dem Begriff *Handlungsproblem* ist nun ein weiteres Konzept angesprochen, das neben dem Konzept der konstitutiven Regeln im Rahmen der vorzunehmenden Rekonstruktion sport- und marathonspezifischer Struktureigenschaften ebenfalls eine wichtige Rolle spielen wird. Im Folgenden soll deshalb noch erläutert werden, was darunter verstanden wird.

Wie soziale Regeln gehören auch Handlungsprobleme zu dem, was man als die ›Grundbausteine‹ menschlicher Praxis bezeichnen könnte. Diesbezüglich gehen wir mit Thomas Loer und Dorett Funcke davon aus, dass menschliche Praxis wesentlich »in der regelgeleiteten Lösung von Handlungsproblemen« besteht (2019: 3). ›Problem‹ ist dabei nicht im alltagsweltlichen Sinne zu verstehen, demnach es, grob gesagt, auf besonders schwierige, möglicherweise konflikthafte Situationen verweist, sondern im analytischen: »In diesem Sinne ist jegliches Handeln Lösen eines ihm zugrundeliegenden Problems, Antwort auf eine ihm zugrundeliegende Frage« (Loer 2013: 11, Fn.: 7). Daher kann man sagen, dass Handlungsprobleme gewissermaßen die Quelle der Eigenlogik einer spezifischen Praxisform darstellen. Wie kann man sich das nun genauer vorstellen und in welchem Verhältnis stehen Handlungsprobleme und soziale Regeln zueinander?

Handlungsprobleme, so lässt sich dies mit Bezug auf die Ausführungen von Kai-Olaf Maiwald und Inken Sürig (2018) präzisieren, beziehen sich auf das, worum es in Interaktionen jeweils *der Sache nach* geht, auf das, was man in ihnen *tut* (vgl. dazu ebd.: 165ff.). Sie verweisen kurzum auf die »Sachdimension« (ebd.: 167) sozialen Handelns, welcher eine handlungsstrukturierende Wirkung zukommt. Dabei wird davon ausgegangen, dass soziale Akteure in jeder sozialen Situation mit einem für diese Situation bezeichnenden Handlungsproblem bzw. mit einer Konstellation von Handlungsproblemen konfrontiert sind, die sich aus den sachlichen Anforderungen der Situation ergeben und auf die sich Akteure einstellen müssen, unabhängig davon, ob die Handlungsprobleme subjektiv repräsentiert sind oder nicht. Entsprechend haben situationale Sachzwänge nicht den Charakter von Normen und Regeln, bei denen man im Abweichungsfall mit Sanktionen rechnen muss: »Es sind nicht Irritationen, missbilligende Blicke oder die Polizei, die uns sanktionieren,

sondern Handlungen misslingen, scheitern, erzeugen Frustrationen« (ebd.: 166). Solche sachlichen Gegebenheiten und die mit ihnen verbundenen Handlungsprobleme lassen sich prinzipiell für jede spezifische Praxisform rekonstruieren. Als Beispiele seien hier die systematischen Rekonstruktionen der Handlungsprobleme unternehmerischer Praxis (2006) oder der Praxis des Siedelns (2013) von Thomas Loer genannt.²⁹

Die Rekonstruktion von Handlungsproblemen steht indes stets vor der Herausforderung, sie aus ihrem kultur- und historisch-spezifischen Eingebettet-Sein gleichsam herausdestillieren zu müssen, denn sie liegen nie unverhüllt vor (vgl. Maiwald/Sürig 2018: 166). Damit verbunden kommt man nicht umhin, auch die jeweils geltenden sozialen Regeln zu benennen, denn es sind diese Regeln, entlang derer Handlungsprobleme gewissermaßen ›bearbeitet‹ werden. Anders gesagt: Handlungsprobleme sind immer eingebettet in Systeme konstitutiver und regulativer Regeln. Wenn etwa nach Loer (2006) mitunter ein Handlungsproblem unternehmerischen Handelns im Ausgleich von Angebot und Nachfrage besteht, dann lassen sich bestimmte konstitutive Regeln benennen, die mir als unternehmerischem Akteur dabei einen konkreten Handlungsspielraum eröffnen: So muss ich zum Beispiel überlegen, was nachgefragt wird bzw. nachgefragt werden könnte; ich muss mir überlegen, wie ich es beschaffe, es lagere, aufbereite und anbiete etc. Außerdem muss ich, so banal das klingt, wirtschaftlich handeln, das heißt, ich darf meine Ware nicht einfach überwiegend selbst konsumieren, verschenken oder zu Preisen einkaufen, die über dem liegen, was ich von meinen Kunden und Kundinnen dafür verlange; ich muss sie also so zu verkaufen bemüht sein, dass am Ende ein Gewinn generiert wird, den ich in neue Waren und Produktionsmittel investieren kann, usf. Regulative Regeln wären hier dagegen etwa ethische Maximen unternehmerischen bzw. beruflichen Handelns oder bestimmte Verkaufs- und Produktionsstrategien, begleitet natürlich wiederum von regulativen Regeln größerer Reichweite wie etwa Höflichkeitsnormen usw.

Es sei an dieser Stelle noch darauf hingewiesen, dass mit einem solchen Handlungsproblem-Konzept eine deutliche Abgrenzung von Erklärungsfiguren vollzogen wird, die auf den ersten Blick dem hier vorgestellten Modell ähneln und

29 So geht Loer (2013) zum Beispiel davon aus, dass »die Angehörigen der Gattung Mensch darauf angewiesen sind, sich materiell zu reproduzieren«; »materielle Reproduktion« ist also ein universales Handlungsproblem, das Menschen in allen Kulturen und zu allen Zeiten lösen müssen. Dabei, so Loer, gebe es grundsätzlich »drei analytisch unterscheidbare Möglichkeiten: (a) die Weise der Jäger und Sammler, (b) die nomadische und (c) die sesshafte Weise« (ebd.: 11). Die Möglichkeit (c) ist dabei das, was man als Siedeln bezeichnen kann und woraus sich wiederum neue Möglichkeiten ergeben: So kann man beispielsweise in der Form eines Dorfes, eines isolierten Hofes oder einer Stadt siedeln; entscheidend ist, dass alle diese Handlungsweisen auf ein- und dasselbe Handlungsproblem »materielle Reproduktion« antworten, aber eben in je unterschiedlicher Weise (vgl. ebd.: 13, 21).

in der Sportsoziologie des Öfteren in Anschlag gebracht werden. Dies betrifft zum einen den Ansatz von Klaus Heinemann (2007[1980]), der ebenfalls explizit von Handlungsproblemen im Sport spricht. Allerdings sind diese bei ihm anthropologisch bzw. biologisch induziert (er rekurriert dabei auf Plessner und Gehlen), was eine konstitutionstheoretische Verkürzung darstellt und von der Logik des Sports eher wegführt, als dass es sie erschließt (er geht von einem »Bewegungs- und Spielbedürfnis« aus). Denn es gibt auch Handlungsprobleme, die *historisch-spezifisch* sind und im Zuge der Institutionalisierung einer bestimmten sozialen Praxis überhaupt erst geschaffen werden. Und ich gehe davon aus, dass auch das sportsspezifische Handlungsproblem derart konstituiert ist. Zum anderen findet eine Abgrenzung von Ansätzen statt, die die Frage nach der Autonomie des Sports zentral über die Bestimmung seiner gesellschaftlichen *Funktion(en)* zu beantworten versuchen (vgl. z.B. Plessner 1985[1956]; Elias/Dunning 2003[1986]; Stichweh 1990; Cachay/Thiel 2000). Denn auch hier wird die Eigenlogik des Sports nicht angemessen herausgearbeitet, weil der Blick zu sehr auf die Frage gerichtet ist, welche Leistungen Sport für die Gesellschaft erbringt, inwieweit er also für die Gesellschaft irgendwie nützlich ist; dementsprechend wird angenommen, dass er essenzielle gesellschaftliche Bedürfnisse befriedigt. Dies ist jedoch problematisch, weil zum einen die Beziehung zwischen Bedürfnissen und Funktionen teleologisch gedacht ist und zum anderen der Fokus sich eben auf Nützlichkeitsabwägungen richtet. Niklas Luhmann (1991[1970]) schlägt in diesem Zusammenhang vor, anstelle von Bedürfnissen eher von »Bezugsproblemen« zu sprechen und damit verbunden Funktionen als mögliche Lösungen dieser Probleme zu verstehen, die so, aber auch anders ausfallen können. Diese Perspektive kommt dem hier in Anschlag gebrachten Konzept von Handlungsproblemen bereits sehr nahe.

2.3 Ausblick: Konstitutive Regeln und Handlungsprobleme als Grundbegriffe einer rekonstruktiven Sportsoziologie

Wir haben nun die wesentlichen konstitutionstheoretischen Begriffe zusammen, auf die wir bei der Rekonstruktion der allgemeinen Struktureigenschaften des Sports und des Marathonlaufens in dieser Arbeit verstärkt zurückgreifen werden. Als die beiden entscheidenden grundbegrifflichen Kategorien haben sich dabei konstitutive Regeln und Handlungsprobleme herauskristallisiert. Im Folgenden soll nun exemplarisch ein Ausblick darauf gegeben werden, wie sie für die Rekonstruktion sport- und marathonspezifischer Struktureigenschaften fruchtbar gemacht werden können. Die ausführlichen Rekonstruktionen werden dann, wie schon erwähnt, in den Teilabschnitten »B« und »C« erfolgen, wo auch bereits vorhandene sportsoziologische Ansätze systematisch und kritisch miteinbezogen werden.

Wir haben bereits davon gesprochen, dass Sport eine spezifische *Praxisform* darstellt. Das können wir nun präzisieren, indem wir mit Searle (2018[1995], 2012) sagen, dass Sport ganz grundsätzlich eine *soziale Tatsache* ist, welcher ontologisch ein subjektiver Status zukommt, sofern sie nur in Abhängigkeit von der Existenz von miteinander immer schon in Beziehung stehenden Subjekten existiert. In epistemischer Hinsicht lässt sie sich gleichwohl als eine *objektive* bestimmen, sofern sie *gemäß sozialen Regeln in bestimmten sozialen Kontexten* (Gesellschaften, in denen Sport praktiziert wird) als Sport *gilt*. Noch präziserer: Sport als eine spezifische Praxisform, ist eine *soziale Institution*. Als solche ist sie verbunden mit *Systemen konstitutiver Regeln*, welche *institutionelle Tatsachen* (spezifische Sportarten, Siege, Niederlagen, Unentschieden, rote Karten, Olympische Spiele, Rekorde etc.) hervorbringen, perpetuieren und von denen wir als sozialisierte Gesellschaftsmitglieder ein mehr oder minder implizites Wissen haben, das wir wiederum als Ressource nutzen können, um die Konstitutiva sportlicher Praxis zu bestimmen. Zudem ist die sportliche Praxis durch ein spezifisches Handlungsproblem gekennzeichnet.

Wenden wir uns zuerst den konstitutiven Regeln im Sport zu. Dazu müssen wir uns zunächst vor Augen führen, dass dieser Regeltypus einen tendenziell *analytischen Charakter* hat: Konstitutive Regeln formulieren keine Soll-Sätze bzw. konkrete Handlungsanweisungen, wie es regulative Regeln tun, sondern *definieren*, welche allgemeingültige Bedeutung einer konkreten Handlung in einem konkreten Handlungskontext zukommt (vgl. Searle 1997[1969]: 54ff.). Den konkreten Prüfstein dafür, ob man es jeweils mit einer konstitutiven oder regulativen Regel zu tun hat, gibt dann vor allem die Frage ab, inwiefern eine Praxis überhaupt zustande kommen würde, wenn es die jeweilige Regel nicht gäbe (vgl. Maiwald/Sürig 2018: 57). So stellt Searle selbst (1997[1969]) in Bezug auf alle Wettkampfspiele etwa die Vermutung an, dass eine konstitutive Regel hier darin bestehen könnte, dass die Kontrahent*innen einer Art *Gewinngebot* unterliegen: sie müssen bestrebt sein, zu gewinnen, oder praktisch gewendet: zu konkurrieren (vgl. ebd.: 55, Fn. 11). Würde etwa eine Fußballmannschaft diese Regel nicht befolgen und die gegnerische Mannschaft einfach gewinnen lassen, dann könnte kein ernsthafter Wettkampf zustande kommen. Ergo handelt es sich wahrscheinlich um eine konstitutive Regel. Dies stößt uns auf eine weitere potenziell konstitutive Regel: die Regel, dass der Ausgang des Wettkampfs bis zum Ende der offiziellen Wettkampfzeit offen sein muss. Und schnell wird klar: dies kann nicht alles sein. Denn Konkurrenz und Offenheit des Praxisausgangs sind zum Beispiel auch für (Gesellschafts-)Spiele konstitutiv. Damit eine Praxis als Sport gilt, muss daher noch einiges hinzukommen. Zum Beispiel etwas, was Werron (2010) als »Publikum« bezeichnet. Damit sind nicht etwa nur konkrete Zuschauer*innen gemeint, sondern ganz allgemein »Öffentlichkeit« im Sinne einer »Ebene öffentlicher kommunikativer Operationen, die den Möglichkeitsraum sportlicher Leistungen und den Horizont des Sendens, Redens und Schreibens über Sport definiert« (ebd.: 68, Hervh. i.O.). Das, unter anderem, würde zum Beispiel auch ein

gelegentliches Fußballspiel mit Freunden (gemeinhin ›Bolzen‹ genannt) von Sport unterscheiden: Kaum jemand würde sich dafür als Zuschauer*in interessieren, geschweige denn Statistiken führen und Spielberichte verfassen; und auch die Regelauslegung würde wohl eher ›elastisch‹ gehandhabt. »Man kann«, wie es Alois Hahn (2002: 31, Hervh. i. O.) pointiert ausdrückt, Fußball eben »spielen oder ihn als Sport betreiben«, was natürlich auch für viele andere Aktivitäten gilt – in gewissem Sinne auch fürs Marathonlaufen.

Denn eine Besonderheit von Marathonwettkämpfen scheint mir darin zu bestehen, dass es *zwei grundlegend verschiedene Praktiken* inkludiert. Während für das *sportliche* Marathonlaufen natürlich weiterhin das Gewinn- bzw. Konkurrenzgebot konstitutiv ist, ist diese Regel im *nicht-sportlichen* Marathonlaufen eher von nachrangiger Bedeutung.³⁰ Stattdessen gilt hier das, was ich als *Durchhaltegebot* bezeichnen würde. Das *Ziel* dieser spezifischen Praxis ist sozusagen anders gelagert: es ist nicht der sportliche Wettkampf, der im Vordergrund steht, sondern es geht in erster Linie darum, ›irgendwie‹ ins Ziel zu kommen. In der Sprache des Falls ausgedrückt: Es geht ums *Finishen*. Der direkte Wettkampf ist gleichsam optional. Es geht vor allem um die Frage: »Schaffe ich das?«. In gewisser Weise folgt diese Praxis daher einem egalisierenden Gedanken: Alle, die es innerhalb des jeweiligen Zeitlimits ins Ziel schaffen, siegen hier sozusagen ohne zu gewinnen.³¹ Und entsprechend bekommen sie auch alle eine Medaille. Zwar laufen sie objektiv natürlich unter Wettkampfbedingungen: Es gibt eine formale Anmeldung, ein offizielles Ranking, Zeitmessung, Zeitlimit etc., aber es ist ansonsten nicht konstitutiv für diese Praxis, dass man dem Gewinngebot folgt und aktiv gegen andere konkurriert. Die Konkurrenz erfolgt vielmehr mit sich selbst; wenn es um die persönliche Bestzeit geht, ist der Referenzpunkt eben die eigene Leistung, nicht die Leistung der anderen. Freilich gibt es auch besonders leistungsorientierte freizeitlich Laufende, die um eine möglichst gute Platzierung – etwa in der Altersklasse oder in einer anderen Wertung – sich bemühen. Und natürlich gibt es auch ›kleine‹ Wettkämpfe ›im Pulk‹, bei denen die Laufenden sich für einen Moment gleichsam in den Wettkampfmodus hineinziehen lassen. Aber niemand würde sie disqualifizieren oder anderweitig sanktionieren, wenn sie dies nicht täten und sich ausschließlich auf die Distanzbewältigung konzentrierten. Hierin liegt sicherlich ein Reiz des nicht-sportlichen Mara-

30 Die Unterscheidung sportlich/nicht-sportlich wird in dieser Arbeit der Unterscheidung professionell/amateurhaft vorgezogen und als die entscheidendere angesehen, da sie sich nämlich auf die unterschiedliche *Strukturlogik* der jeweils bezeichneten Praktiken bezieht, während die zweite die Differenz lediglich auf der Ebene der Berufsrolle ansetzt. Mehr dazu in Kapitel 2.5.

31 Diese Formulierung ist angelehnt an den instruktiven Titel einer Dokumentation des Amateursportlers Michael Nehls (»Du musst nicht siegen, um zu gewinnen«, 2010), in welcher dieser als Protagonist an dem in Ausdauerkreisen berühmt-berüchtigten »Race Across America« teilnimmt.

thonlaufens, denn einerseits nehmen die Laufenden eben an offiziellen Wettkämpfen teil, laufen dabei sogar mit Profis und solchen, die es werden wollen, zusammen und erhalten am Ende auch eine offizielle Urkunde mit Platzierung im Gesamtfeld und individueller Zeit; andererseits können sie den Wettkampf aber legitimerweise auch jederzeit suspendieren; entscheidend ist, dass sie durchhalten und im Ziel ankommen. Genau das ist es ja im Übrigen auch, was das Publikum bei Marathonläufen so stark honoriert und anerkennt: Auch der letzte Läufer bzw. die letzte Läuferin, der bzw. die es im Rahmen des offiziell vorgegebenen Zeitlimits über die Zielinie schafft, wird umjubelt und gefeiert. Die Öffentlichkeit ist insofern auch für das nicht-sportliche Marathonlaufen von entscheidender Bedeutung; das Gewinngebot mag hier zwar keine konstitutive Rolle spielen, aber die *öffentliche Teilnahme* an offiziellen Marathonwettkämpfen tut dies sehr wohl. Sie ist konstitutiv für den Status als Marathonläufer bzw. Marathonläuferin (und die Medaille und Urkunde weisen dies ja auch nach); wenn ich regelmäßig eine exakte Streckenlänge von 42,195 km laufe, dies gleichwohl rein privat tue, dann werde ich mich auch nicht als Marathonläufer bezeichnen können und auch schwerlich von anderen als solcher bezeichnet werden. Und freilich ist es auch gut vorstellbar, dass die Wettkampfteilnahme einen gewissen Reiz für freizeithlich Laufende hat, sofern sie eben mit einem ›Bühnenauftritt‹ verbunden ist.

Wir können daher zusammenfassend konstatieren, dass das nicht-sportliche Marathonlaufen eine Praxis eigener Art ist und als solche eher einer (künstlichen) »Bewährungsprobe« (Neckel 2000: 141) gleicht als einem genuin sportlichen Wettkampf; es geht in erster Linie um einen *öffentlich* zu erbringenden Nachweis der *individuellen* Leistungsfähigkeit qua Durchhalten. Die Bewährung besteht dabei genau darin, diejenigen Anteile des Selbst, die gleichsam gegen das Weiterlaufen sich richten, zu unterdrücken und sich damit selbst zu unterwerfen. Die eigentliche Leistung ist die Selbstunterwerfung. Gleichwohl darf man nicht vergessen, dass es wichtig ist, dass die Bewährungsprobe zugleich sozusagen parasitär in die Strukturen des sportlichen Wettkampfs eingebettet ist; es muss öffentlich und offiziell sein. Diese Laufpraxis, so kann man daher sagen, ist eine formal-sportliche.³²

Bei den sportlich Laufenden stellt sich das Ganze natürlich anders dar. Hier gilt das Gewinngebot, was somit die Dynamik des Wettkampfs als Wettkampf absichert. Während das bei den nicht-sportlich Laufenden gerade nicht so ist, wird von den Sportler*innen vonseiten der Zuschauer*innen und Organisator*innen wie selbstverständlich erwartet, dass sie um eine möglichst gute Platzierung und damit *miteinander* konkurrieren. Sicher, auch sie müssen durchhalten, denn die Herausforderung des Marathons liegt im Unterschied zu anderen Laufdisziplinen

32 Die Begriffe formal-sportliches und nicht-sportliches Marathonlaufen werden in dieser Arbeit synonym gebraucht; der Begriff des nicht-sportlichen Marathonlaufens wird gleichwohl bevorzugt, weil er deutlicher den Unterschied zur genuin sportlichen Variante markiert.

eben in der Überwindung einer herausragend langen Distanz. Aber das Durchhalten selbst steht hier nicht im Vordergrund. Ja, ganz im Gegenteil: Hier gilt es sofort aufzuhören, wenn Verletzungsgefahr droht oder es aussichtslos erscheint, weiterzulaufen, weil man keine Chance mehr auf eine relevante Platzierung hat. Oder der Wettkampf wird sozusagen als Vorbereitung für einen anderen, für den jeweiligen Sportler/die jeweilige Sportlerin relevanteren Wettkampf genutzt.

Kommen wir zu den Handlungsproblemen. Wir haben soeben gesagt, dass das Gewinngebot für sportliche Wettkämpfe konstitutiv ist. Nun können wir sagen, dass diese Regel sich auf ein zentrales Handlungsproblem des Sports bezieht, als welches wir in Anlehnung an die sportsoziologische Traditionslinie, in welcher – jedenfalls finden sich in ihren Argumentationen entsprechende Überlegungen – etwa Schimank (2005[1988]), Stichweh (1990) oder Werron (2010) stehen, den *wettkampfförmigen Leistungsvergleich* ausweisen können. Das Gewinngebot *ermöglicht* den Leistungsvergleich und entfacht die Wettbewerbsdynamik. Wie oben bereits angedeutet, wird ja auch im Rahmen anderer sozialer Aktivitäten (Gesellschaftsspiele z.B.) konkurriert, aber nur im Sport steht der Leistungsvergleich im Mittelpunkt, was insofern eben den Vergleich mit anderen impliziert; es geht um die Feststellung der jeweils besten Leistung qua Konkurrenz. In Spielen erhöhen Konkurrenzmechanismen lediglich den Unterhaltungsfaktor, und das zentrale Handlungsproblem besteht entsprechend darin, Unterhaltung bzw. Geselligkeit herzustellen. Im Sport ist es nachgerade umgekehrt: Hier sind Geselligkeit und Unterhaltung ›Nebenprodukte‹ des Leistungsvergleichs, der den zentralen Sachbezug darstellt.

Wenn wir dies wiederum auf das Marathonlaufen applizieren, dann kann man sagen, dass der Leistungsvergleich auch hier ein objektiv gegebenes Handlungsproblem darstellt, denn man läuft, wie gesagt, unter formalisierten Wettkampfbedingungen; es ist in erster Linie ein Wettkampf. Zu diesem allgemeinsportlichen Handlungsproblem kommt nun aber noch ein sportartenspezifisches dazu, was dieser Sportart eine eben besondere Struktur verleiht: Für das Marathonlaufen ist das Handlungsproblem der laufenden Bewältigung einer *herausragend langen Distanz* kennzeichnend. Das ist der zentrale Sachbezug, mit dem alle Marathonlaufenden umgehen müssen. Gleichwohl stellt dieses Problem für nicht-sportlich Laufende oder, wenn man so will, *Bewährungssuchende* gleichsam eine besondere Hürde dar. Umgekehrt steht die bloße Bewältigung der Marathondistanz für sportlich Laufende außer Frage; entscheidend ist, wie gut sie es schaffen. Bei den Bewährungssuchenden hingegen gilt schon diese Bewältigung selbst als anerkennungswürdige Leistung und Ausweis ihrer Bewährung.

Von hier aus ließen sich nun noch eine Reihe weiterer, spezifischerer Handlungsprobleme und konstitutiver Regeln sowohl für die sportliche Praxis im Allgemeinen als auch für die Praxis des nicht-sportlichen Marathonlaufens im Speziellen identifizieren. Im Grunde, das dürfte sich bereits angedeutet haben, haben wir es

stets mit Konstellationen von verschiedenen, miteinander in (hierarchischen) Beziehungen stehenden Handlungsproblemen zu tun, die im Verbund mit Systemen von konstitutiven und regulativen Regeln die Sinnstruktur des Sports, mithin des (nicht-sportlichen) Marathonlaufens ausmachen. Wir wollen es an dieser Stelle bei diesen ausblickhaften Bestimmungen belassen und nicht weiter ins Detail gehen; die Stoßrichtung der Argumentation, die in den nächsten Teilkapiteln nun systematischer entwickelt wird, dürfte deutlich geworden sein.

B. Allgemeiner Teil: Sport rekonstruktiv bestimmen

Der nachfolgende Teil des Theoriekapitels gliedert sich in zwei Unterkapitel. Da ein Fokus der zu leistenden theoretischen Arbeit darin besteht, Sport als eigenlogische Struktur zu bestimmen, soll es in einem ersten Schritt (Kap. 2.4) darum gehen, einige typische Reduktionismen in den Blick zu nehmen, die vielen bisher vorgelegten sportsoziologischen Ansätzen unterlaufen und es diesen – selbst bei explizit gegenteiliger Absicht – verunmöglichen, die Eigenlogik des Sports adäquat zu erfassen. Dabei wird die bereits erwähnte sportsoziologische Arbeit von Tobias Weron (2010) eine zentrale Argumentationsstütze bzw. Orientierung abgeben. In einem zweiten Schritt (Kap. 2.5) wird mithilfe der in Teil A entwickelten Heuristik ein eigener, wiederum heuristischer Bestimmungsversuch der Struktureigenschaften sportlicher Praxis unternommen, indem eine Taxonomie der Handlungsprobleme im Sport entworfen wird und die konstitutiven Regeln sportlicher Praxis ausbuchstabiert werden. Da es in dieser Arbeit nicht darum geht, eine »Einführung in die Sportsoziologie« zu schreiben, können keineswegs alle bereits vorgelegten sportsoziologische Ansätze in diesem Kapitel einzeln gewürdigt bzw. erschöpfend behandelt werden. Vielmehr werden zentrale Argumente respektive Argumentationslinien der bisherigen Sportsoziologie herausgegriffen, kritisiert, aber auch systematisch für die hier verfolgte eigene Argumentation berücksichtigt. Ziel ist es dabei, bereits vorgelegte Bestimmungsversuche von Sport und damit verbundene zentrale Einsichten in dieser Arbeit gewissermaßen zu integrieren und – auf Basis einer rekonstruktiven Bestimmung freilich – grundbegrifflich zu präzisieren.

2.4 Reduktionistische Fehlschlüsse der klassischen Sportsoziologie

»Wer ist der Beste, um den Widerstand der Dinge zu übersteigen, die Unbeweglichkeit der Natur? Wer ist der Beste, um die Welt zu bearbeiten, sie den Menschen ... allen Menschen ... zu geben? Das ist es, was der Sport zu sagen hat. Manchmal möchte man ihn andere Dinge sagen lassen. Aber dafür ist der Sport nicht gemacht.«
(Barthes 2005: 48)

Sportsoziologische Ansätze lassen sich grob danach sortieren, ob und inwieweit sie die sportliche Praxis als eine eigenlogisch strukturierte begreifen. Auf der einen Seite steht dabei die – im Folgenden mit KST abgekürzte – »Kritische Sporttheorie« (Krüger 2004). Diese geht wie selbstverständlich davon aus, dass Sport im Kern arbeitsförmig strukturiert, aufs Engste mit (industrielle-)kapitalistischen Ideologemen verwoben und damit letztlich keine eigenlogische Praxis sei (vgl. etwa Habermas 1967[1958]; Rigauer 1969, 1979; Vinnai 1970; Prokop 1971; Wagner 1973; Güldenpfennig 1974; Adorno 2003[1977]). Das Hauptproblem dieser Konzeptionen lässt sich darauf herunterbrechen, dass sie Merkmale wie Leistungsbezug oder Wettbewerb auf der einen sowie das Spielmoment bzw. das Zweckfreie auf der anderen Seite nicht *gleichzeitig* als konstitutiv für sportliche Praxis denken können. Vielmehr schließen sie beide Seiten wechselseitig aus: Sobald es um Leistung und Wettkampf geht, wird der Sport als immer schon warenstrukturell unterwandert und zweckbezogen gedeutet; solcherlei Bezüge erscheinen also kategorisch als ideologieverdächtig. Hingegen bewege sich »echter« Sport gleichsam jenseits von Leistung und Arbeit; entsprechend wird er im Bereich des Spielerischen verortet. Wenn aber das Spielerische im Vordergrund steht, dann sind kehrseitig Leistung und Wettbewerb als sportsspezifische Strukturmerkmale kategorisch ausgeschlossen. Kurz: Es gibt ein Problem, den Sport als Untersuchungsgegenstand ernst zu nehmen; er wird nicht als das analysiert, was er als sozial konstituierte Praxis *de facto ist*, sondern als das, was er nach Maßgabe eigener (theoretischer und alltagsweltlich-normativer) Vorannahmen sein *soll* (vgl. zu dieser Kritiklinie schon Krockow 1972 o. Guttman 2004[1978]).

Auf der anderen Seite stehen Ansätze, die den Sport – teilweise ausdrücklich in Abgrenzung zur KST – explizit als eigenlogisch strukturierte Praxis in den Blick zu nehmen versuchen (vgl. z. B. wiederum Krockow 1972; Guttman 2004[1978]; darüber hinaus: Franke 1978; Elias/Dunning 2003[1986]; Stichweh 1990; Alkemeyer 1997; Cachay/Thiel 2000; Bette 2010). Sie unterscheiden sich insbesondere dahingehend, wie genau und inwieweit sie das tun. Das Begriffsspektrum jedenfalls reicht hier von »relativer Autonomie« (Elias/Dunning 2003[1986]) bis hin zum »Reich der Freiheit«

(Guttman 2004[1978]: 76).³³ Doch trotz dieser geteilten Intention, den Sport als eine autonome Praxis zu bestimmen, gelingt dies den meisten Ansätzen höchstens partiell, während sie ansonsten eine Reihe an Widersprüchen und Vereinseitigungen aufweisen, die eine gegenstandsadäquate Weiterentwicklung der Sportsoziologie ins Stocken geraten lassen. Und wie schon bei der KST liegen auch hier die Gründe dafür ganz wesentlich in bestimmten Axiomen (z.B.: Sport ist wie Spiel, Sport ist im Wesentlichen körperliche Leistung u.v.m.), die die Bestimmungsversuche fehlleiten oder deren Erklärungskraft doch zumindest begrenzen, die es letztlich aber zu vermeiden gilt, sofern der Sport als *eine soziale Praxis sui generis* beschrieben und erklärt werden soll.

Im Folgenden wollen wir jene Axiome deshalb zunächst kritisch reflektieren. Wie angekündigt werden wir uns dabei wesentlich auf Ausführungen von Tobias Werron (2010) stützen, der in diesem Kontext von »Fehlschlüssen« spricht, die mehr oder minder in allen bis dato vorgelegten sportsoziologischen Ansätzen enthalten sind. Diese Fehlschlüsse bzw. Reduktionismen stehen gewissermaßen quer zu unterschiedlichen Theorietraditionen und treten mitunter auch gleichzeitig auf – wenn auch stets in einem je etwas anderen Verhältnis.

Beginnen wir mit den »autotelische[n] Fehlschlüsse[n]« (ebd.: 38ff.). Ansätze, die diesem Reduktionsmuster aufsitzen, sind dadurch gekennzeichnet, dass sie vor allem nach Parallelen zwischen Sport und Spiel suchen bzw. Sport tendenziell auf Spiel reduzieren (vgl. z.B. Krockow 1972; Guttman 2004[1978]; Franke 1978; Schimank 2005[1988]; Bette 2010). Werron (2010) unterscheidet dabei zwei Strömungen: Die erste, modernisierungstheoretische Strömung betont, dass Sport wie Spiele einen Eigenweltcharakter habe. Von diesem eher diffusen Verweis auf das Spielerische bzw. Zweckfreie des Sports abgesehen, bleibt es ansonsten aber erklärungsbedürftig, wodurch und wie genau dieses »Eigene« gestiftet ist. Unterstellt wird damit auch, dass andere, zweckorientierte Aktivitäten keinen »Eigenweltcharakter« hätten, sofern sie der Sphäre des »ernsten Lebens« angehörten. Um das Eigene des Sports zu spezifizieren, werden dann lediglich – als solche überwiegend plausibel erscheinende – Merkmale wie Regeln, Wettkampf, Rationalisierung oder Rekordstreben aufgeführt (vgl. hierzu paradigmatisch Guttman 2004[1978]). Aber auch dann bleibt es letztlich unklar, was genau deren Zusammenhang begründet bzw., warum es denn ausgerechnet *diese* Merkmalskombinationen sind, die das Charakteristische des Sports konstituieren sollen (vgl. zu dieser Kritik bereits

33 Vgl. kritisch zu den innerhalb der Sportsoziologie (aber auch allgemeinsoziologisch) verwendeten Autonomiebegriffen und der Notwendigkeit, den Autonomiebegriff soziologisch präzise zu fassen: Werron 2010: 426ff. Autonomie kann demnach nicht einfach nur »als »Unabhängigkeit von« (ebd.: 430, Hervh. i.O.) verstanden werden, sondern muss strukturlogisch als immanenter Teil von Sozialität konzipiert werden. Siehe dazu auch die Ausführungen zur Autonomie der Lebenspraxis in Kap. 2.2.

Werron 2010: 39). An diesem Punkt setzt nun die zweite, eher systemtheoretisch orientierte Strömung an (vgl. ebd.: 40ff.). Entsprechend wird nun nicht mehr von ›Eigenweltlichkeit‹, sondern von ›Autonomie‹ gesprochen, und das Augenmerk liegt natürlich darauf, diese zu erklären. Aufgrund des autotelischen Trugschlusses gelingt dies jedoch auch hier nicht: Da der Sport tendenziell mit Spiel gleichgesetzt wird, bleibt die Suche nach seiner gesellschaftlichen Funktion vergeblich, bestenfalls offen, sodass die Autoren letztlich nur noch die Möglichkeit sehen, seine Autonomie durch seine Abhängigkeit von anderen Teilsystemen zu erklären, was im logischen Widerspruch mündet und daher gleichsam behelfsmäßig ›zurechtgebogen‹ werden muss: »Wer von vielen Herren abhängig ist, kann diese auch gegeneinander ausspielen«, lautet etwa die Begründung bei Uwe Schimank (2005[1988]: 130; vgl. ähnlich argumentierend auch Cachay/Thiel 2000: 115). De facto führt dies jedoch zu einem Gegenstandsverlust, weil nicht klar wird, worin die Logik des Sports denn nun eigentlich genau besteht und wodurch sie sui generis konstituiert ist. »Die Ratlosigkeit der Theorie«, so Werron, »die sich dem Zwang zur Suche nach einer gesellschaftlichen Funktion verdankt, mündet in der Schwäche ihres Gegenstandes und in der Vorstellung einer Art parasitär aufgerüsteten Spiels, das am Tropf seiner Nachbarsysteme hängt« (2010: 41).

Entsprechend ist Werron auch zuzustimmen, wenn er abschließend dafür plädiert, bei der Analyse des Sports weniger seine Ähnlichkeiten zum Spielerischen zu betrachten, als vielmehr die Differenzen zum Spiel auszubuchstabieren und damit seine ›Eigenweltlichkeit‹ als einen *innerlogischen* Strukturzusammenhang zu bestimmen (vgl. ebd.). Bemerkenswert ist, dass durch den Fokus auf das Spielerische und die Suche nach einer gesellschaftlichen Funktion eine Nähe zu Ansätzen der KST entsteht, die den ›echten‹ Sport ja ebenfalls als etwas primär Spielerisches denken und seine Abhängigkeit – insbesondere von ökonomischen Strukturen – betonen. Auch gibt es Parallelen zu Helmut Plessners (1985[1956]) Sportdeutung, der im Sport grundsätzlich eine ›Ausgleichsreaktion‹ auf die industrielle Arbeitswelt sieht und damit ebenfalls nach einer gesellschaftlichen Funktion des Sports sucht und ihn auch als etwas Spielerisches begreift (ebd.: 153–154). Sein Ansatz lässt sich indes nicht vollständig der KST (und auch nicht dem autotelischen Fehlschluss) zurechnen, weil er dem Sport durchaus etwas Eigenständiges zuzuerkennen scheint, wenn auch es letztlich unklar bleibt, inwieweit sich Sport von Arbeit unterscheidet und damit verbunden, inwieweit das Spielerische lediglich ideologischen Charakter hat oder dem Sport strukturimmanent ist.

Die Suche nach gesellschaftlichen Funktionen des Sports, ohne zuvor ein sport-spezifisches Handlungs- bzw. Bezugsproblem rekonstruiert zu haben, hängt – darauf wurde in Kapitel 2.2 bereits hingewiesen – also gewissermaßen in der Luft, wobei es für das Sportsystem dann auch nicht mehr identitätsbedeutsam ist, welche äußere gesellschaftliche Funktion ihm möglicherweise zukommt; strukturlogisch ist diese Frage von nachrangiger Bedeutung (vgl. Werron 2010: 56, Fn. 29). Aber auch

Ansätze, die explizit von Bezugsproblemen sprechen, sind wohlgemerkt nicht davor gefeit, bei der Rekonstruktion dieser im Handlungsfeld des Sports aufgrund von bestimmten alltagsweltlichen und theoretischen Vorurteilen fehlzugehen – so etwa der Fall bei Cachay und Thiel (2000), die die Ausdifferenzierung des sportspezifischen Bezugsproblems fälschlicherweise initial in den Leibesübungen bzw. medizinischen und erzieherischen Kontexten verorten und Sport damit nicht nur vor allem mit körperlicher Anstrengung gleichsetzen, sondern ihn auch noch in die Nähe zweckorientierten Handelns bringen (vgl. ebd.: 74f.).

Das Stabilhalten des Untersuchungsgegenstandes fällt des Weiteren auch solchen Ansätzen schwer, die *analogisch* argumentieren und damit »analogische Fehlschlüsse« vollziehen (Werron 2010: 42ff.). Versuche, das Besondere sportlicher Praxis ausfindig zu machen, belaufen sich dann primär darauf, Analogien zu anderen Sozialsystemen bzw. sozialen Praktiken festzustellen. Prominent vertreten sind hier die bereits erwähnten Ansätze der KST, die den modernen Sport vor allem analog zur Arbeit und den »wahren« Sport wiederum eher autotelisch als Spiel bzw. als »das andere« der Arbeit denken (so etwa Rigauer 1969, 1979). »Echter« Sport, so könnte man diese Argumentation zuspitzen, ist keiner. Dies muss im Umkehrschluss natürlich keineswegs bedeuten, dass es prinzipiell keine Entfremdungs- bzw. Entdifferenzierungstendenzen im Sport geben kann und er gleichsam kategorisch ins »Reich der Freiheit« (Guttmann 2004[1978]: 76) gehöre. Entscheidend ist vielmehr, dass man die relevanten Analyseebenen streng auseinanderhält: Ob eine Sportpraxis – sei es eine kollektive oder individuelle – entfremdet ist, indem sie zum Beispiel ökonomisch und politisch durchkorrumpiert ist oder der Bearbeitung persönlicher Krisen dient, oder aber, ob sie *nicht* entfremdet ist und gleichsam um ihrer selbst willen betrieben wird, weil allein der Leistungsvergleich im Fokus steht, bezieht sich eben immer auf die Ebene einer konkreten Lebenspraxis mit ihrer spezifischen *latenten* Motivationsstruktur und einer dahinter stehenden Bildungsgeschichte, mit welcher ihre Sportpraxis charakteristisch verwoben ist. Entsprechend muss diese Ebene immer erst systematisch rekonstruiert werden, bevor sich valide Aussagen über etwaige Entfremdungstendenzen tätigen lassen. Und dazu gehört denn auch, dass man diese lebenspraktische Ebene wiederum strikt von der Ebene der objektiven Bedeutungsstruktur sportlicher Praxis differenziert, auf deren Folie etwaige Entfremdungstendenzen überhaupt erst sichtbar werden können. Die Frage, wie und ob Sport gleichsam instrumentell benutzt wird, muss daher der Bestimmung der Sportpraxis als einer sozialen Realität *sui generis*, mithin der Bestimmung des Gegenstandsbereichs jeglicher Sportforschung systematisch nachgelagert sein.

In der sportsoziologischen Literatur beziehen sich analogische Fehlschlüsse jedoch nicht ausschließlich auf Arbeit bzw. Wirtschaft. Vielmehr werden Analogien zu vielen verschiedenen Praxisbereichen gebildet. So zieht Guttmann (2004[1978])

nicht nur eine Parallele zwischen Sport und Spiel (vgl. auch Rigauer 2017),³⁴ sondern auch zwischen Sport und Wissenschaft; andere wiederum vergleichen Sport mit Religion (Gugutzer/Böttcher 2012) oder mit Kunst (Güldenpfennig 1996: 53ff.; Franke 1978; z.T. auch Alkemeyer 1997). Dabei ist zum einen natürlich nicht von der Hand zu weisen, dass es etwaige Ähnlichkeiten zwischen Sport und anderen Handlungsbereichen gibt; ansonsten wären die Analogien ja auch schwerlich bemüht worden. Der entscheidende Punkt ist allerdings, dass Analogisierung keine besonders fruchtbare Technik darstellt, um die Struktureigenschaften des Sports aufzuschließen. Mehr noch: Theoriearchitektonisch ist sie auch gar nicht notwendig, weil uns die moderne Soziologie und Sprachwissenschaft mittlerweile einen grundbegrifflichen Apparat bereitstellen, mit dem sich die Eigenlogik sportlichen Handelns nicht erst über den vermeintlichen Alternativweg der Analogisierung mit anderen Praxisfeldern, sondern aus der Analyse konkreter sportlicher Handlungen selbst – und das auch entscheidend präziser als bei analogischen Vergleichen – erschließen lässt. Analogische Reduktionismen gehen hingegen mit eher ungenauen Sportbestimmungen einher und immunisieren sich so auch gegenüber Kritik, indem sie lediglich eine »Verkettung nie ganz falscher und nie ganz richtiger Vergleiche« (Werron 2010: 45) anbieten. Was Werron im Hinblick auf die autotelisch argumentierenden Ansätze sagt, gilt also auch hier: Es wäre für die Sportforschung fruchtbarer, nicht nach Gemeinsamkeiten, sondern nach *Differenzen* des Sports zu anderen Praxisbereichen zu suchen – und diese strukturlogisch zu begründen.

Als Drittes unterscheidet Werron die »kompensatorische[n] Fehlschlüsse« (ebd.: 46ff.). Ansätze, die diesen reproduzieren, sehen im Sport, wie oben schon nach Plessner zitiert, zuvorderst eine »Ausgleichsreaktion« auf unterschiedliche Folgen des kapitalistisch dynamisierten Modernisierungsprozesses. Sie unterscheiden sich entsprechend vor allem danach, welche Folgen sie jeweils diagnostizieren und was sie damit für kompensationsbedürftig halten. Das Kernmuster der Argumentation ist Werron zufolge dabei immer dasselbe: »Stets geht es um die Vorstellung, dass den Menschen in der Moderne etwas vorenthalten werde (Spannung, Erregung, Aggression, Leistungsgerechtigkeit etc.), was ihnen zum Ausgleich dann in moderner, zivilisierter Form vom Sport dargeboten werde« (ebd.: 47). Während zum Beispiel laut Helmuth Plessner (1985[1956]) und Jürgen Habermas (1967[1958]) industriekapitalistisch bedingte Sinnlosigkeit, Entkörperlichung,

34 Man kann Rigauer also grundsätzlich nicht ausschließlich als einen Vertreter der KST ansehen; vielmehr hat er im Laufe der Zeit vermehrt auch handlungstheoretische, ethnomethodologische (vgl. hierzu Rigauer 1982) und in jüngster Zeit vor allem systemtheoretische Standpunkte in seine Sportsoziologie miteinzubeziehen versucht, wobei interessant ist, dass sein grundsätzlich axiomatischer Still der Modellbildung durchweg konstant bleibt: stets wird der Sport unter eine bestimmte Theorie subsumiert.

zunehmende Abstraktheit von Leistung oder gestaute Aggressionen ausglichener würden, sind es bei Norbert Elias und Eric Dunning (2003[1986]) grundsätzlicher die normativen Zwänge der Vergesellschaftung, die die Affektregulation moderner Menschen immer rigider werden lassen und so kehrseitig einen diffusen Bedarf nach Spannungserleben evozieren. Eine Weiterentwicklung hat die Kompensationshypothese vor allem durch die Arbeiten Karl-Heinrich Bettes (2004, 2010) erfahren, der die verschiedenen Kompensationstheoreme gewissermaßen bündelt – dies gleichwohl mit einer deutlich stärkeren Betonung der Autonomie des Sports. Inwieweit kompensatorisch reduzierende Ansätze dem Sport Autonomie überhaupt zugestehen, fällt daher je nach Ansatz sehr unterschiedlich aus und reicht von im Grunde gar keiner bei Habermas und einer nur marginalen bei Plessner über relative Autonomie bei Elias und Dunning bis hin eben zu einem vollgültig autonomen Sozialsystem bei Bette.

Entscheidend gleichwohl ist, dass zum einen alle zum kompensatorischen Reduktionsmuster gehörenden Ansätze den Sport – auch dort, wo ihm Autonomie zugestanden wird – letztlich nicht systematisch als eine Praxis sui generis rekonstruieren können; zu sehr überwiegt wiederum eine funktionale Perspektive, die ihn primär im Hinblick auf seine Leistungen für andere Sozialsysteme bzw. das Sozialsystem ›Gesellschaft‹ betrachtet. Zum anderen ist problematisch, dass diese Leistungen und der anthropologisch bedingte Bedarf an Spannungserleben, Erregung usw. einfach unterstellt werden. Letztlich mündet dies in einen Psychologismus, der vor allem die psychischen Wirkungen des Sports auf die modernisierungsbedingt monotonisierten Subjekte fokussiert, nicht aber die Strukturen des Sports selbst (vgl. Werron 2010: 49ff.). Letztere werden dagegen wiederum meistens auf eine mehr oder weniger lose gekoppelte Aneinanderreihung von Merkmalen reduziert (körperlicher Wettkampf, Regeln etc.). Bestenfalls geht dies noch mit der Suche nach einer binären Codierung einher. Entsprechend fragil sind dann auch die jeweiligen Gegenwartsdiagnosen: So thematisiert Bette (2004) in seiner Studie »X-treme« Aktivitäten wie »sich mit Fallschirmen von Hochhäusern [stürzen]«, das Umrunden der »Kontinente als Extremradfahrer«, das Absolvieren von »Wüstenmarathons«, »sich am Wochenende als Bungeespringer in Richtung Asphalt fallen oder in extremen Achterbahnen zentrifugieren« lassen (ebd.: 7), wie selbstverständlich schon als Formen des modernen Sports, ohne im Einzelfall zu prüfen, ob es sich nicht vielleicht um eine Aktivität mit einer nochmals eigenen, im Kern völlig anderen Sinnstruktur als der genuin sportlichen handelt. Für die Plausibilität seines Arguments wäre dies jedoch essenziell. Denn inwiefern sind Extremradfahren oder Wüstenmarathonlaufen von ihrer Sinnstruktur her überhaupt dazu geeignet, »der gesellschaftlich erzeugten Routine und Langeweile gezielt eine vitalisierende Spannungsofferte« entgegenzusetzen (ebd.: 12)? Sind sie abgesehen davon, dass sie in durchaus nicht-alltäglichen Settings stattfinden, nicht selbst schon durch und durch routinisiert und monoton? Wie viel ›Abenteuer‹ ist dort zu erwarten, wenn es doch letzt-

lich nur zwei Alternativen gibt: bewältigen/nicht-bewältigen? Inwiefern ist es überhaupt plausibel, dass »Routinisierung« und »Bürokratisierung« Ausgleich in einem formal organisierten, kontinuierlichen Wettkampfbetrieb« – im Sport im Allgemeinen also – finden (Werron 2010: 50, Hervh. i. O.)? Und ist – ganz grundsätzlich – die Moderne, die ja mit einer gegenüber dem vormodernen Zeitalter enormen Zunahme an Entscheidungsoptionen und damit verbundenen Unsicherheiten einhergeht, nicht bereits spannungsvoll genug und Routinisierung damit nicht auch entlastend (vgl. ebd.: 49)? Es verhält sich hiermit also ähnlich wie mit der oben bereits thematisierten Frage, ob bzw. inwieweit der Sport entfremdet sei oder entfremdend wirke: Es ist eine empirische Frage, inwieweit Kompensationsmotive in modernen Sportpraktiken eine Rolle spielen (bzw. bei der Genese des Sports auch schon gespielt haben mögen) und wie sie sozialstrukturell eingebettet sind. Kompensationsargumente liegen also *auf der Ebene fallspezifischer Motivationsstrukturen bzw. Sportpraktiken* und sind für die Bestimmung der sportlichen Eigenlogik somit eher nebensächlich.³⁵ Viel wichtiger ist es, dass noch bevor etwaige Kompensationsthese überprüft werden, eine soziologische Rekonstruktion des Sports als einer Praxis eigener Art erfolgt. Wie sonst sollte man wissen, ob das, was man analysiert, überhaupt Sport ist? Eine Vernachlässigung dieses Umstandes kann, wie bei Bette, dazu führen, dass der sportsoziologische Gegenstand gleichsam verflüssigt und mit Aktivitäten vermischt wird, die bei genauer Betrachtung nur wenig mit Sport zu tun haben, und das bringt die jeweiligen Diagnosen freilich in Schiefelage.

35 Die Kompensationshypothese wurde ihrerzeit im sportsoziologischen Diskurs durchaus kontrovers diskutiert. Bis heute werden in diesem Zusammenhang häufig insbesondere die Untersuchungen von Linde (1967) und in erweiterter Fassung von Linde und Heinemann (1974) angeführt, die die Kompensationsthese, wie sie insbesondere von Plessner und Habermas vertreten wurde, empirisch strittig gemacht haben sollen/wollen (vgl. etwa Heinemann 2007[1980]: 40; Rigauer 2017: 17ff.). Meines Erachtens ist dieser Überprüfungsversuch jedoch als problematisch einzustufen. Zum einen ist die Unterscheidung zwischen »personengeforderten« und »anonym geforderten« Beschäftigten, die befragt wurden, problematisch, weil sie die erste Gruppe wie selbstverständlich als eher autonom und die zweite als entfremdet einstuft. Und außerdem gehen Plessner und Habermas ja nachgerade davon aus, dass in der industriellen Arbeitswelt *alle* Arbeitenden tendenziell entfremdet und daher – in welchem Umfang und welcher Form auch immer – kompensationsbedürftig seien (vgl. dazu auch Rittner 1976: 24ff.). Zum anderen wurden de facto bloß Sportaktivität bzw. Sportkonsum abgefragt, nicht aber die Motivation. Dass die »anonym geforderten« weniger Sport trieben als die andere Gruppe, sagt also nichts über die Gültigkeit der Kompensationshypothese aus, zumal Plessner und Habermas doch deutlich darauf verwiesen haben, dass das Kompensationsmedium sehr vielfältig, also auch nicht-sportlich sein kann. Im Grunde wurde bei Linde bzw. Linde/Heinemann also eine ganz andere Fragestellung untersucht als die intentional ausgewiesene, sodass ihre der Kompensationshypothese entgegengestellte »Selektionshypothese« letztlich in der Luft hängt.

Ein weiteres Problem kompensatorischer Ansätze, die insbesondere mit dem Gegensatzpaar Monotonie/Spannungserleben arbeiten, besteht schließlich darin, dass nicht eindeutig geklärt wird, *wer* kompensiert. Im Falle des Publikums zum Beispiel ist dies noch am ehesten nachvollziehbar, wobei man sich auch vorstellen kann, dass das eine oder andere Spiel selbst für einen Fan – und auch für einen Trainer bzw. eine Trainerin – sicherlich auch mal etwas weniger Spannung vertragen dürfte. Im Falle der Sporttreibenden muss dies dagegen differenzierter betrachtet werden. Zum einen ist die Frage, wie spannungsvoll eine konkrete Sportart überhaupt sein kann; ein Fußballspiel hat offenkundig ein deutlich höheres Spannungspotenzial als ein Marathonlauf, bei dem man bloß mehrere Stunden lang einen Fuß vor den anderen setzt. Zum anderen scheint es auch naheliegend, dass das Spannungserleben beim Sporttreiben selbst sich in Grenzen hält, sofern die Spielenden sich konzentrieren und ihre Emotionen zurückhalten müssen, um zu gewinnen. Es ist also nicht unproblematisch, die These von der Spannungskompensation auf den Sport anzuwenden und bedarf einer differenzierteren Analyse.

Kommen wir zu den »somatische[n] Fehlschlüsse[n] (Werron 2010: 51ff.). Bei dieser Art von Reduktionismen wird der Körperbezug als eines der zentralen Charakteristika des Sports ausgewiesen. Dies, so Werron, werde jedoch oftmals kaum begründet und diene deshalb dazu, bestimmte Wettkampfformen von vornherein als »nicht-sportlich« auszuschließen (z.B. Schach oder die eSports, vgl. zur Diskussion um die letzteren Schürmann 2019) (vgl. Werron 2010: 52). Und selbst dort, wo man dieses Axiom einmal zu begründen versuche, werde weniger erklärt, warum Sport unzertrennlich mit körperlicher Leistung verbunden sein soll als vielmehr bloß, wie man eine körperliche von einer geistigen Leistung unterscheiden kann – um dann geistige Leistungen als nicht-sportlich zu klassifizieren. Tatsächlich ist es erstaunlich, dass nahezu alle sportsoziologischen Ansätze wie selbstverständlich davon ausgehen, dass Sport vor allem etwas mit *körperlicher* Leistung zu tun hat, weshalb sich hier spezifischere Quellenverweise erübrigen. Diese Prominenz des somatischen Fehlschlusses hängt laut Werron eng damit zusammen, dass viele Arbeiten ihre Rekonstruktionen zur Genese des modernen Sports wie selbstverständlich bei den Leibesübungen ansetzen, was dann dazu führt, dass schließlich auch alles das als Sport angesehen wird, was genau genommen eher in den Bereich Erziehung und Gesundheit gehört (paradigmatisch für diese Vermischung s. Cachay/Thiel 2000) (vgl. Werron 2010: 54). In die jeweiligen Rekonstruktionen der Ursprünge des Sports fließt also unkontrolliert bereits ein bestimmtes Vorverständnis von Sport ein, das entsprechend auch als Maßstab für die Auswahl des historischen Datenmaterials dient. Das Problem scheint also eher zu sein, dass dieses Vorverständnis nicht rekonstruktiv reflektiert wird; man rekonstruiert sozusagen, was man stillschweigend voraussetzt.

Dabei hat schon Christian Krockow (1972) seinerzeit darauf hingewiesen, dass es problematisch ist, den Sport primär im Hinblick auf etwaige »Ausgleichs- und

Bildungsfunktionen« bzw. eine »medizinisch-therapeutische Funktion« (ebd.: 79) zu untersuchen. Dem freizeitlich betriebenen Sport wurden solche Nützlichkeitsversprechen seitens Politik, Medizin und Medien im Grunde schon von Beginn an immer wieder angehängt (man denke etwa an »Olympia nach Feierabend«, »Trimme Dich!«, »Ausgleich«) und vernebeln auch in der Sportsoziologie seit jeher den Blick auf die Struktur genuin sportlicher Praxisformen. Man formuliert dann, wie erwähnt, weite Sportverständnisse bzw. verschiedene Sportmodelle und neigt generell dazu, alles das als Sport gelten zu lassen, was die Akteure selbst darunter verstehen (vgl. Wopp 2008; Heinemann 2007[1980]; Gugutzer 2017: 305). Dazu werden dann das gelegentliche Joggen, der Yoga-Kurs oder die werktägliche Fahrradfahrt zur Arbeit genauso gezählt wie Fußballspielen oder Marathonlaufen. Die Rede davon, dass man »zum Sport« gehe oder »heute noch nicht beim Sport war«, wobei es sich eigentlich bloß um einen Fitnessstudiosbesuch handelt und damit nicht um Sport, sondern eben um »Fitness« – also um eine primär gesundheitsbezogene bzw. körperoptimierungsorientierte Aktivität –, hat sich im Alltagssprachegebrauch entsprechend verfestigt.³⁶ Dass dabei dennoch von »Sport« gesprochen wird, hat meines Erachtens damit zu tun, dass auch hier allein die Tatsache der körperlichen Bewegung schon als Ausweis für die Sportlichkeit einer Aktivität genügt; wenn man sich bewegt, »macht man halt Sport«, so das Deutungsmuster. Zugleich partizipiert man so gleichsam parasitär auch an der Logik des Sports als einer leistungsbezogenen Aktivität und wertet sich damit ein Stück weit auf – es hört sich offenkundig besser an und ist wenig begründungsbedürftig, wenn man sagt, dass man »beim Sport« war, während man faktisch eigentlich nur eine dreiviertel Stunde ein paar Fitnessmaschinen bedient hat und dabei womöglich noch nicht einmal ins Schwitzen gekommen ist. Analytisch gesehen ist es jedenfalls nicht entscheidend, wie die Akteure ihre Praxis selbst deuten, sondern wie diese Praxis faktisch, das heißt: handlungslogisch strukturiert ist. Ich würde daher mit Krockow und auch mit Werron dafür plädieren, gesundheits- und erziehungsbezogene sowie auf Körperoptimierung gerichtete Aktivitäten strikt von Sport zu unterscheiden. Damit soll natürlich keineswegs bestritten werden, dass Sport auch durchaus gesundheitsförderliche Eigenschaften haben kann. Dies sind jedoch »Kollateralwirkungen« und nicht das, worum es beim Sport im Kern geht. Vielmehr kann Sport aufgrund von einseitigen Belastungen und Verletzungen häufig ganz im Gegenteil der Gesundheit gar abträglich sein, was dann wiederum durch gesundheitsbezogene Aktivitäten (Physiotherapie, Gymnastik, Kräftigungs- und Stabilitätsübungen etc.) ausgeglichen werden muss. Um dies mit Krockow zusammenzufassen:

36 Dabei verweist schon das Wort »Fitnessstudio«, bei dem man bei genauerem Lesen unweigerlich an Friseursalons, Nagelstudios oder Tattoo-Studios denken muss, darauf, dass es dabei um etwas anderes als um Sport geht.

»In einer gesundheitsfördernden und -erhaltenden Lebensführung, mag es sich nun um sinnvolle Ernährung handeln, um Meidung des Nikotins, um die Einrichtung und Nutzung von Kinderspielplätzen oder Badegelegenheiten, um Morgengymnastik, Spaziergehen, sogar um den »Heimtrainer« oder was sonst immer nützlich sein mag: zu alledem *bedarf* es nicht des Sports.« (1972: 81, Hervh. i.O.)

Die Unterbestimmtheit des Gegenstandes bzw. seine einseitige Reduzierung auf Körperlichkeit führt also dazu, dass Sport tendenziell zu reiner »Definitionssache« wird, die dann letztlich natürlich vor allem von den an die Definition herangetragenen Vorannahmen der Definierenden und nicht von der Struktur der definierten Sache selbst abhängt. Einer rekonstruktiven Sportsoziologie muss es aber darum gehen, trotz oder gerade aufgrund der angeblich großen Vielfalt an sportlichen Erscheinungsformen eine objektive Sinnstruktur sportlicher Praxis zu bestimmen, die all diesen Formen als Kerncharakteristikum zugrunde liegt und sie von bloß sportähnlichen bzw. nicht-sportlichen Aktivitäten präzise zu unterscheiden ermöglicht. Nur so lässt sich der sportsoziologische Untersuchungsgegenstand auch unter systematischer Berücksichtigung der Möglichkeit sozialen Wandels stabilisieren. Im Übrigen führt diese Gegenstandsdiffusität auch in der quantitativen Erfassung sportlicher Aktivitäten zu verzerrten Messungen, weil auch hier alle möglichen Bewegungsformen mehr oder weniger willkürlich zur Kategorie »sportliche Aktivität« zusammengefasst werden (vgl. z.B. die Übersicht bei Alfs 2014: 123ff.; Haut/Emrich 2011; Haut 2021).

Schließlich muss man bei der Diskussion um den Stellenwert des Körpers im Sport auch die dabei relevanten unterschiedlichen Analyseebenen berücksichtigen bzw. systematisch differenzieren. Auf der *konstitutionstheoretischen* Ebene hat der Körper für die sportliche Praxis keine herausragende strukturlogische Bedeutung; sportliche Aktivitäten können (und sind es in vielen Fällen natürlich auch), müssen aber nicht besonders »körperlastig« im Sinne besonderer *physischer* Anstrengung sein; der Körper ist aus dieser Perspektive für den Sport nicht wesentlicher als für das humane Leben überhaupt; das Somatische ist konstitutiv für Lebenspraxis, und nur in *dieser* Hinsicht ist es konstitutiv auch für den Sport im Allgemeinen. Strukturell – darin ist Werron zuzustimmen – ist eine herausgehobene körperliche Aktivität für sportliche Praxis jedoch nicht entscheidend. Das sieht man nicht nur daran, dass es eben auch Sportarten wie Darts, Billard oder Schach gibt, sondern auch daran, dass selbst in den Leichtathletikdisziplinen, die unterstelltermaßen wohl jeder und jede ohne weiteres als genuin sportlich deuten würde, der Körper je nach Unterdisziplin sehr unterschiedlich und vor allem auch unterschiedlich stark gefordert wird (wenige Sekunden beim Diskuswurf, rund zwei Stunden

beim Marathonlauf).³⁷ Aber selbst dann, wenn körperliche Anstrengung in einer bestimmten Sportart eine große Rolle einnimmt, ist nicht sie es, die sie zu einer sportlichen macht. Nicht ›Körperlichkeit‹ bzw. die hinter der jeweils erbrachten sportlichen Leistung situativ stehende körperliche Anstrengung sind entscheidend, wenn es um die Frage geht, ob eine Praxis als Sport gelten kann, sondern die Bedingung, dass menschliche Leistungen, die durch irgendeine Form von Anstrengung erbracht wurden, im Rahmen eines Wettkampfs miteinander verglichen und in eine hierarchische Beziehung zueinander gesetzt werden. Entscheidend ist kurzum, dass eine *besondere Anstrengung* erbracht wird, sei diese eine körperliche oder geistige.

Methodologisch gesehen verhält es sich dagegen etwas anders (s. dazu auch den Exkurs in Kap. 2.2). Denn sportliche Praktiken sind, wie ›körperlastig‹ sie im Einzelnen auch immer sein mögen, in der Regel *nicht-sprachlich* verfasst. Sicher spielt verbale Kommunikation im Sport immer auch eine wichtige Rolle; grundsätzlich aber lassen sich sportliche Aktivitäten weitgehend sprachfrei ausführen. Entscheidend ist nun, dass auch auf der Ebene der Ausdrucksmaterialität nicht-sprachlich verfasste Praktiken *sinnstrukturiert* sind und diese Sinnstrukturiertheit, so haben wir dabei im Rekurs auf Searle argumentiert, wiederum sprachlich induziert ist, sofern man Sprache nicht bloß als ein mögliches Ausdrucksmedium unter vielen, sondern vor allem auch als Regelsystem versteht, welches es uns überhaupt ermöglicht, Bedeutungen zu generieren. Bemerkungen wie die in diesem Zusammenhang bereits nach Alkemeyer (2008) zitierte, dass sportliche Praktiken nämlich »nicht auf die Modelle der Sprache und des Textes reduziert werden« (ebd.: 225) könnten, dürfen also nicht dazu verleiten, darüber hinwegzusehen, dass eine soziologische Analyse des Sports eben keine sinnlich wahrnehmbaren Gegenstände, sondern immer abstrakte Sinnstrukturen zu fokussieren hat, die hermeneutisch interpretiert werden müssen, auch wenn die jeweilige Praxis von ihrer Ausdrucksmaterialität her ansonsten nicht-sprachlich verfasst ist. Insofern könnte man vielleicht auch sagen, dass es so etwas wie eine praxeologische Version des somatischen Fehlschlusses gibt, die der Tendenz nach die abstrakte Sinnstrukturiertheit sportlicher Handlungen unterschlägt und sich in der Konsequenz zu sehr auf die Körperlichkeit bzw. Materialität sportlicher Praktiken fokussiert. Das soll, um dies zu betonen, nicht bedeuten, dass man den Körper im Sport nicht soziologisch fruchtbar analysieren kann und soll; aber entscheidend ist eben, dass es dabei in erster Linie um Sinnstrukturen geht, die es zu interpretieren gilt. Und konkret methodologisch kommt es dann vor allem darauf an, dass man geeignete Protokolle sportlicher Praxis zur Verfügung hat, um sie methodisch kontrolliert überhaupt analysieren zu können. Es geht also darum, Protokolle von den nicht-sprachlichen Ausdrucksformen des Sports zu erstel-

37 Und wie könnte anderenfalls überhaupt ein begründetes Kriterium dafür aussehen, ab wie viel ›Körperlichkeit‹ bzw. physischer Anstrengung eine Aktivität zu einer sportlichen wird?

len bzw. zu sichern. Dieses Primat der Sinnstrukturiertheit des Sports vor dessen Ausdrucksmaterialität hat Roland Barthes (2005) an einer Stelle in seiner kleinen Essay-Sammlung zum Sport wie folgt formuliert: »Nein, die Muskeln machen nicht den Sport: das ist es, was die Tour de France uns sagt. Der Muskel, so wertvoll er auch sein mag, ist nie mehr als eine erste Materie: nicht er ist es, der siegt. Es ist eine bestimmte Idee des Menschen und der Welt, des Menschen in der Welt, die siegt« (ebd.: 35).

Wir wollen die kritische Auseinandersetzung mit den gängigen sportsoziologischen Argumentationen hiermit abschließen. Das Ziel war es hierbei nicht, die bisherige sportsoziologische Literatur umfassend zu würdigen, sondern einige zentrale Probleme, die verbreiteten Argumenten zugrunde liegen, gleichsam gebündelt aufzuzeigen. Diese Probleme kommen, wie mit Bezug auf Werron argumentiert und dargestellt wurde, in bestimmten Reduktionismen zum Ausdruck, denen allen gemeinsam ist, dass sie die Sportpraxis nicht als eine Praxis *sui generis* würdigen (können). Selbst dort, wo explizit bestimmte Merkmale des Sports formuliert werden, fehlt es an einer Aufschlüsselung ihres strukturlogischen Zusammenhangs. Genau das soll nun im nächsten Kapitel versucht werden. Dabei werden wichtige Erkenntnisse bisheriger sportsoziologischer Ansätze systematisch berücksichtigt. Einen zentralen Bezugspunkt werden hier erneut die Ausführungen von Tobias Werron bilden, dessen Sporttheorie, die er in seiner Publikation »Der Weltsport und sein Publikum« (2010) entfaltet und sich dabei insbesondere auf die Genese der Autonomie des Sports im Kontext der Herausbildung einer darauf bezogenen Öffentlichkeit fokussiert, ich für die gegenwärtig elaborierteste halte und die, was die Art der zugrunde gelegten Modellbildung angeht, im Kern bereits einem »rekonstruktiven Geist« folgt. Gleichwohl soll Werrons Argumentation hier mithilfe der bereits vorgestellten Konzepte von strukturellen Handlungsproblemen und konstitutiven Regeln präzisiert und ergänzt werden. Ein Unterschied, das sei bereits vorausgeschickt, liegt dabei vor allem in der Auffassung davon, worin genau das zentrale Handlungsproblem sportlicher Praxis bestehen soll.

2.5 Struktureigenschaften sportlicher Praxis

Wie im letzten Kapitelvielleicht schon deutlich geworden ist, finden sich in allen prominenten sportsoziologischen Ansätzen – unabhängig davon, ob bzw. wie viel Autonomie sie dem Sport letztlich zugestehen – bestimmte Merkmale, die dem Sport – sei es als eigene oder als gleichsam systemfremde (KST) – zugeschrieben werden. Freilich unterscheiden sich die konkreten Merkmalszusammensetzungen je nach Ansatz etwas. Ein Kernbündel von Merkmalen, dem das Gros der Sportsoziologinnen und -soziologen im Sinne eines Minimalkonsenses wohl schnell zustimmen könnte, lässt sich interessanterweise aber trotzdem herausfiltern. Eine Minimaldefinition des Sports könnte dann in etwa so lauten: Sport ist ein

öffentlicher Wettkampf, in dem es um einen *regelgeleiteten Vergleich* von (häufig körperlichen) *Leistungen* geht, die *als solche zweckfrei* sind. Es ist also bemerkenswert, dass gleichsam quer zu unterschiedlichen Theoriehintergründen und Forschungstraditionen die Kernmerkmale des Sports am Ende doch recht ähnlich ausfallen und konstant bleiben. Warum sind es aber ausgerechnet *diese* Merkmale, die als plausibel erscheinen?

Die grundsätzliche Antwort darauf lautet: Es muss dem Gegenstand ›Sport‹ etwas *immanent* sein, das zu der Annahme der genannten Kernmerkmale berechtigt. Es kann sich bei den Merkmalen also nicht bloß um Konstruktionen handeln,³⁸ die je nach Alltagserfahrung und Theoriehintergrund der jeweiligen Forschenden oder in Abhängigkeit von der Perspektive der Sporttreibenden – im Grunde beliebig – variieren. Vielmehr müssen sich die Merkmale auf etwas beziehen, dass in der Struktur des Untersuchungsgegenstandes selbst angesiedelt ist und allen sportlichen Erscheinungsformen, so unterschiedlich sie auf der Oberfläche auch sein mögen, zugrunde liegt. Und das bedeutet, dass sich der innerlogische Zusammenhang jener Merkmale nur dann erschließt, wenn man den analytischen Fokus weniger auf die Erscheinungsformen des Sports im Sinne einer äußeren, oberflächlichen Beschreibung der verschiedenen als ›Sport‹ bezeichneten Aktivitäten oder auf etwaige Konstruktionsprozesse legt als vielmehr auf die *Strukturlogik* sportlichen Handelns selbst.

Genau dies wollen wir im Folgenden tun. Dazu werden wir uns im Sinne einer Heuristik der eingangs vorgestellten konstitutionstheoretischen Konzepte von strukturellen Handlungsproblemen und konstitutiven Regeln bedienen. Wir gehen damit verbunden davon aus, dass sportliche Praxis im Allgemeinen durch ein sport-spezifisches Handlungsproblem gekennzeichnet ist, das den Autonomiekern dieser Praxis bildet und das je nach Sportart auf eine je unterschiedliche Art und Weise gelöst wird, wobei es dann noch weitere, *sportartenspezifische* Handlungsprobleme gibt und die Lösung von Handlungsproblemen sich generell immer entlang allgemein geltender konstitutiver und regulativer Regeln vollzieht, die sich hinsichtlich ihrer Reichweite jedoch unterscheiden können: Manche gelten für den Sport insgesamt, andere wiederum nur für bestimmte Sportarten oder sportartenspezifische Disziplinen. Eine solche Konzeption erlaubt es nicht zuletzt auch, den Wandel von Bewegungs- und Sportkulturen adäquat zu untersuchen, indem sie emergierende

38 In diese Richtung geht die Argumentation von Elk Franke (1978), der lediglich von »Konstruktions-Indikatoren« spricht, die zwar so etwas wie Merkmale sportlicher Handlungen darstellen sollen, die er aber »nicht als spezifische Merkmale, die als Eigenschaften der Handlung zu dieser selbst gehören« (ebd.: 92), verstanden wissen will. Ob eine Handlung eine sportliche ist, hängt seiner Auffassung nach also nicht davon ab, dass es aus den ihr immanenten Struktureigenschaften hervorgeht, sondern lediglich davon, ob sie mithilfe der genannten Indikatoren so konstruiert wird. Diese Auffassung, das sei schon einmal betont, wird hier nicht geteilt.

Bewegungs- und Wettkampfpraktiken eben nicht vorschnell als Sport oder Nicht-Sport einstuft, weil etwa die beteiligten Akteure sie entsprechend bezeichnen, sondern die Analyse darauf verpflichtet, *handlungslogisch* zeigen zu müssen, um was für eine Praxis es sich dabei handelt.

Wir wollen nachfolgend mit der Rekonstruktion der Handlungsprobleme im Sport beginnen und dabei eine Taxonomie ausarbeiten. Um die sportspezifischen Regeln wird es anschließend gehen. Die Ausführungen werden sich zunächst auf den Sport im Allgemeinen konzentrieren, während wir uns mit dem Marathonlaufen dann im Teil »C« des Theoriekapitels noch ausführlich beschäftigen werden. Weil es hier nicht um die Ausarbeitung einer allgemeinen Sportsoziologie geht, sondern darum, aufzuzeigen, wie ein genuin rekonstruktiver Zugang zum Gegenstand Sport prinzipiell aussehen kann, wird sich der Detaillierungsgrad der nachfolgenden Rekonstruktion der strukturellen Handlungsprobleme und Regeln im Sport in Grenzen halten. Die sportlichen Struktureigenschaften sollen dabei nur insoweit konturiert werden, dass Sport als eine eigenlogisch strukturierte Praxis fassbar wird und wir auf dieser Grundlage Überlegungen zur besonderen Sinnstruktur des freizeithlichen Marathonlaufens und dessen potenziellen Bezügen zu anderen Handlungsbereichen anstellen können.

2.5.1 Handlungsprobleme im Sport: Eine Systematisierung

Wie in Kapitel 2.2 dargelegt, gehen wir davon aus, dass menschliche Praxis auf der konstitutionstheoretischen Ebene grundsätzlich »in der regelgeleiteten Lösung von Handlungsproblemen« besteht (Funcke/Loer 2019: 3). Seien es ein geselliger Abend, ein Konzert, berufliche Praxis, Erziehung, Bildung, Gesundheit oder eben Sport – überall haben wir es mit für die jeweilige Praxis spezifischen strukturellen Handlungsproblemen zu tun, die auf die »Sachdimension« (Maiwald/Sürig 2018: 167) der jeweiligen sozialen Praxis verweisen. Man kann sagen, dass Handlungsprobleme gleichsam die Quelle der Eigenlogik eines Sozialsystems bzw. dessen Strukturkern darstellen, um den herum sich systemspezifische Strukturen erst ausbilden. Entsprechend hängt die Bestimmung der Eigenlogik einer sozialen Praxis aufs Engste mit der Bestimmung des jeweils zentralen Handlungsproblems bzw. der jeweils charakteristischen Konstellation von Handlungsproblemen zusammen. Die Suche nach Funktionen oder die Beschreibung äußerlicher Merkmale ist dagegen aus genannten Gründen nicht dafür geeignet. Innerhalb der Sportsoziologie haben aus einer systemtheoretischen Perspektive etwa auch schon Cachay und Thiel (2000) ähnlich argumentiert und betont, dass »die Betrachtung und Aufzählung der jeweiligen Organisationen« für »die Analyse der Entstehung eines Systems« nicht ausreiche und »vielmehr fundamentaler, nämlich an den in diesem System zu lösenden Problemen angesetzt werden« müsse (ebd.: 40). Auch Werron hebt die Wichtigkeit der Rekonstruktion des sportspezifischen Bezugsproblems hervor (2010: 57). Gleichwohl vertritt er eine andere Auffassung davon, was das Bezugsproblem des

Sports sei als Cachay und Thiel. Und hier wiederum wird diesbezüglich eine andere Auffassung vertreten als bei Werron sowie bei Cachay und Thiel. Dazu kommen wir aber weiter unten noch.

An dieser Stelle ist es hingegen zunächst wichtig, nochmal zu betonen, dass das von uns in Anschlag gebrachte *soziologische* Handlungsproblemkonzept strikt von einem *anthropologischen*, wie es in der Sportsoziologie etwa bei Heinemann (2007[1980]: 17ff.) bemüht wird, zu unterscheiden gilt. Denn das für Sport konstitutive Handlungsproblem ist eben kein universelles, sondern ein historisch-spezifisches.³⁹ Sport ist demnach eine soziale Institution (im Sinne Searles), die derjenigen ›Sorte‹ von Institutionen angehört, welche »Handlungsprobleme überhaupt erst begründen, das heißt, analytisch betrachtet sind die Probleme ohne Institutionen gar nicht denkbar« (Maiwald/Sürig 2018: 51).⁴⁰ Man kann daher sagen: Das sporttypische Handlungsproblem entsteht erst dann, wenn der Sport als Institution entsteht. Und es besteht so lange, wie die Institution des Sports besteht.

Um unsere Argumentation ›schlank‹ zu halten, werden wir in dieser Arbeit allerdings nicht gesondert auf Fragen der Genese des sportspezifischen Handlungsproblems bzw. die Ausdifferenzierung des Sportsystems eingehen (vgl. stattdessen folgende einschlägige Arbeiten: Schöffler 1935; Elias 1984; Eisenberg 1999; Werron 2010). Fragen der Genese von Handlungsproblemen sind differenzierungstheoretisch zwar sehr interessant, für deren Rekonstruktion jedoch grundsätzlich nicht notwendig. Vielmehr verhält es sich, so haben wir weiter oben auch schon argumentiert, nachgerade umgekehrt: Noch bevor man sich mit Fragen der Genese von Handlungsproblemen beschäftigt, muss man sie systematisch bestimmt haben, um nicht bloß das zu rekonstruieren, was man stillschweigend vorausgesetzt hat (so verfährt im Grunde auch Werron in seiner Studie). Methodologisch gesehen ist dies unproblematisch, denn wir benötigen nicht zwingend historisches Datenmaterial, um das sportspezifische Handlungsproblem herauszuarbeiten, sondern können

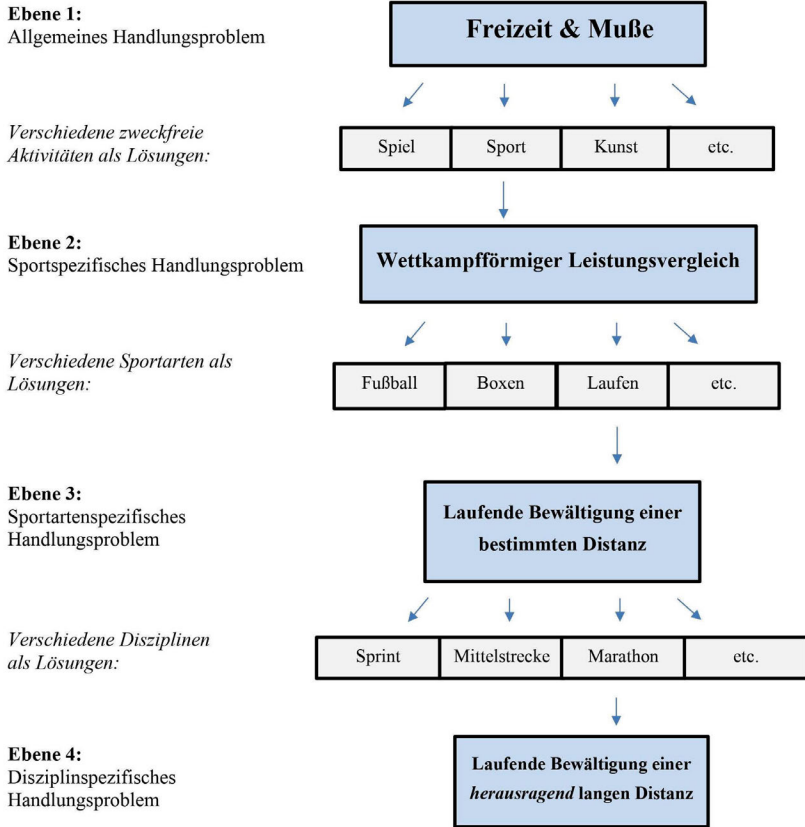
39 Womit nicht gesagt sein soll, dass es keine universellen Handlungsprobleme gibt. Beispiele hierfür wären etwa das Handlungsproblem ›materielle Reproduktion‹, welches nach Loer (2013) durch die Praxis des Siedelns gelöst werden kann oder der »Zwang zur Erziehung«, den Kai-Olaf Maiwald (2020) als ein Handlungsproblem thematisiert, mit dem Eltern immer schon auf die eine oder andere Art umgehen müssen.

40 Thomas Loer (2006: 22ff.) illustriert solche Handlungsprobleme u.a. am Beispiel des Gewürzhandels und des Kartoffelanbaus: Solange nicht mit Gewürzen gehandelt wurde, stellte auch das Würzen von Speisen kein Handlungsproblem dar. Das Handlungsproblem ›Würzen‹ ist erst durch die Entdeckung von und den Handel mit Gewürzen zugleich geschaffen und gelöst worden. Ebenso verhält es sich mit dem Kartoffelanbau: Solange die Kartoffelzucht nicht kultiviert wurde, stellte die Bodenbeschaffenheit in dieser Hinsicht kein Handlungsproblem dar (obwohl es sie empirisch natürlich gab); erst die Entdeckung der Möglichkeit Kartoffeln anzubauen, machte die Bodenbeschaffenheit zu einem Handlungsproblem, das gelöst werden musste, wenn man sich dem Kartoffelanbau widmen wollte (z.B. mithilfe von Dünger).

uns prinzipiell jede aktuell etablierte Sportpraxis anschauen. Aber auch dann müssten wir uns ja vorher schon – ganz im Sinne des rekonstruktiven Vorgehens – darüber klar werden, was unter Sport zu verstehen ist, um geeignetes Datenmaterial erheben zu können. Und der entscheidende Punkt ist, dass wir dies auch können, weil wir ein sozialisatorisch erworbenes Regelwissen von Sport haben, auf das wir uns in unserer heuristischen Gegenstandsbestimmung beziehen können, indem wir es gedankenexperimentell zur Anwendung bringen. Gedankenexperimente sind insofern im Grunde genommen nichts anderes als Daten, die wir im Rekurs auf unser Regelwissen kontrolliert erzeugen und analysieren können. Die nachfolgende Rekonstruktion ist also keine willkürliche, axiomatische Setzung einer ›ausgedachten‹ Sportdefinition, sondern bezieht sich auf die reale Sinnstrukturiertheit des Untersuchungsgegenstandes, die in unserem Regelwissen repräsentiert ist und sich gedankenexperimentell ›heben‹ lässt.

Aus darstellungstechnischen Gründen wollen wir nun so beginnen, dass wir eine Übersicht der hierarchischen Beziehungen von Handlungsproblemen im Sport schon vorab einführen und damit das Ergebnis der Rekonstruktion sozusagen vorwegnehmen. Die Rekonstruktion wird sich dann entlang dieser Übersicht ›von oben nach unten‹ vollziehen. Hier ist die Übersicht:

Abbildung 1: Hierarchie der Handlungsprobleme im Sport. Eigene Darstellung.



Auf der obersten Ebene der Ableitung steht ein Handlungsproblem gleichsam höherer Ordnung, das an sich kein sportspezifisches ist, aber dennoch mit diesem insofern verwoben ist, als dass man sich die Genese des sportspezifischen Handlungsproblems nur schwerlich anders vorstellen kann. Denn damit sich im Kern zweckfreie Praktiken wie Sport oder Kunst als eigenlogische und allen Gesellschaftsmitgliedern prinzipiell zugängliche Systeme institutionalisieren können, bedarf es einer Gesellschaftsformation, in der ein anderes, universelles Handlungsproblem, das Problem der materiellen Reproduktion, nicht mehr so drängend ist, dass auf dessen Bearbeitung im Grunde die gesamte Lebenszeit verwendet werden muss (inkl. Erholung usw.). So zeigen sporthistorische Untersuchungen auch, dass zum einen ein Zugewinn an Freizeit im Sinne von individueller Zeitautonomie und zum anderen auch gesetzliche Feiertagsregelungen die Institutionalisierung des Sports als schichtübergreifende Freizeitaktivität maßgeblich dynamisierten (vgl.

z.B. Eisenberg 1999: 44ff.). Entsprechend war der Sport in seiner Anfangszeit »eine recht exklusive Praxis« (Haut 2021: 241; vgl. auch Veblen 2015[1899]; Schöffler 1935). Damit sich das Sportsystem also überhaupt ausdifferenzieren konnte, brauchte es eine Gesellschaftsformation mit *struktureller Freizeit und Muße*.

Wird Freizeit zu einem Handlungsproblem, indem sie sich als eigenständige Handlungssphäre institutionalisiert, dann kann Sport als eine besondere Lösung für dieses Problem in Erscheinung treten. Freilich ist die Ausdifferenzierung einer strukturellen Freizeit zwar notwendig, allein jedoch nicht hinreichend, damit so etwas wie eine »Sportgesellschaft« (Bette 2010: 5) entstehen kann, denn ein auf den Vergleich von Leistungen spezialisiertes System ist in einer Gesellschaft ohne *Leistungsorientierung* kaum vorstellbar. Insofern geht die Genese des Sports mit der Etablierung des Leistungsprinzips als »Fundamentalnorm« (Dröge/Mars/Menz 2008: 7) der Status- und Privilegienverteilung in modernen Gesellschaften einher. Nicht zufällig institutionalisiert sich der Sport als System entsprechend erst im 18. und 19. Jahrhundert. Wichtig für unseren Zusammenhang ist jedoch zunächst die Feststellung, dass der Sport mit dem Freizeit- und Mußeproblem insofern verwoben ist, als dass er eine mögliche Lösung dafür darstellt. Und wir können nun des Weiteren sagen, dass dies sowohl für die aktiv Teilnehmenden als auch für das Publikum bzw. die Sportrezipierenden gilt. Selbst dafür, dass es Sport als Beruf geben kann, ist eine strukturell eingerichtete Freizeitsphäre unabdingbar, da anderenfalls natürlich kein Publikum entstehen könnte, das sich in seiner Freizeit für die Leistungsvergleiche der Berufssportler*innen interessiert.

Wichtig ist ferner, dass der Sport eine besondere »Sorte« von Freizeittätigkeiten repräsentiert, und zwar solche »Freizeitbeschäftigungen, die den Charakter von Muße haben« (Elias/Dunning 2003[1986]: 132). Wie Norbert Elias und Eric Dunning in ihrem Aufsatz »Die Suche nach Erregung in der Freizeit« ausführen, gibt es ja auch Freizeitaktivitäten, die strukturell ganz anders verfasst sind als die müßigen Tätigkeiten. So fallen die Befriedigung biologischer Bedürfnisse, die Organisation des Familienlebens und damit auch Kochen, Aufräumen oder reproduktionsrelevante Gartenarbeit ebenfalls in die Sphäre der Freizeit, ohne dass man in diesen Fällen von müßigen Aktivitäten sprechen würde; Freizeit kann eben auch »[p]rivate Arbeit« sein (ebd.: 130ff.), das heißt: aus Tätigkeiten bestehen, die auf das Problem der materiellen Reproduktion bezogen und damit zweckgeleitet sind. Im Sport ist dies anders, denn er ist *in sich zweckfrei* (vgl. dazu z.B. Guttmann 2004[1978]: 12). Auf diesen Punkt kommen wir im nächsten Kapitel noch genauer zu sprechen, weil »Zweckfreiheit« genau genommen eine konstitutive Regel ist.

Der Sport als müßige, zweckfreie Aktivität kann also in einem ersten Schritt als eine mögliche Lösung eines Handlungsproblems höherer Ordnung verstanden werden: des Problems der müßigen Gestaltung von materieller Reproduktion bzw. von privater Arbeit *befreiter* Zeit. Und es liegt auf der Hand, dass die Lösung, die der Sport dafür anbietet, eine in Relation zu anderen Optionen – Fernsehen, Computer-

spielen, Musikhören/-machen, Spaziergehen, Gesellschaftsspiele spielen usw. – *spezifische* ist, was natürlich mit dem *sportspezifischen Handlungsproblem* zu tun hat.

Was Letzteres angeht, so können wir mit einer Formulierung von Werron zunächst allgemein sagen, dass Sport eine Struktur ist, »die Leistungsvergleiche ermöglicht« (2010: 56). Mit anderen Worten: Das sportspezifische Handlungsproblem ist der *Leistungsvergleich*. Dass Leistungsvergleiche bzw. Wettkampf und Konkurrenz eine für den Sport wichtige Rolle spielen, ist in der Sportsoziologie schon verschiedentlich angemerkt worden und dürfte zu denjenigen Merkmalen des Sports gehören, auf die sich das Gros der Sportsoziologinnen und Soziologen – zumindest derjenigen, die den Sport »eng« definieren – wohl schnell einigen könnte. Selbst autotelisch argumentierende Ansätze, welche nach Parallelen zwischen Sport und Spiel suchen, gehen in der Regel davon aus, dass dem Sport eine kompetitive Struktur inhärent ist (Guttmann bspw. spricht von »playful physical contests« [2004[1978]: 7, Hervh. i. O.]).

Ein Ansatz, der den Leistungsvergleich erstmals *systematisch* ins Zentrum der Analyse der Autonomie des Sports gestellt hat, ist der von Rudolph Stichweh (1990). Laut Stichweh bestehe die Besonderheit des Sports gegenüber anderen Praxiszusammenhängen genau darin, »dass nur in ihm die Produktion und Kommunikation von Leistungen als Identitätsbestimmung« fungiere (ebd.: 381, Hervh. i. O.). Entsprechend sei das »Auf-Dauer-Stellen des Leistungsvergleichs« im Kontext der Ausdifferenzierung des Sportsystems »eine wesentliche Bedingung der Autonomie des modernen Sports« gewesen (ebd.: 385).

Wichtig ist nun allerdings, und das sieht Stichweh nicht so deutlich,⁴¹ dass es sich im Sport um einen *wettkampfförmigen* Leistungsvergleich handelt. Denn Leistungen können natürlich auch in nicht-sportlichen Kontexten verglichen werden, was ja auch vorkommt. Man kann zum Beispiel einen sogenannten »Fitnessstracker« benutzen und jeden Tag bestimmte Werte wie getätigte Schritte, geschlafene Stunden oder verbrannte Kalorien messen; man kann auch schulische Leistungen vergleichen oder wissenschaftliche; und schließlich gibt es offenkundig auch in arbeits-

41 So argumentiert er, dass es auch sportliche Leistungsvergleiche geben kann, die ohne »irgendeine implizierte Wettkampfab sicht« betrieben werden. Dazu bringt er folgendes Beispiel: »Man könnte an den Läufer denken, der sich zweimal in der Woche allein auf die Laufbahn begibt, um seine 1500-m-Zeit zu testen; oder an den Bereich der Leibesübungen, also eine systematische Übung des eigenen Körpers am Barren oder Reck« (ebd.: 387). Es liegt nahe, dass diese Überdehnung des sportlichen Leistungsvergleichs auf nicht-sportliche, da eher der Selbstoptimierung und -disziplinierung dienende Aktivitäten Stichweh vor allem deshalb unterläuft, weil er am Ende ebenfalls den somatischen Fehlschluss reproduziert und das Vorliegen körperlicher Anstrengung als Indiz für sportliches Handeln überbewertet, weshalb er den Leistungsvergleich letztlich individualisiert und damit im Grunde entsportlicht.

weltlichen Kontexten bzw. im Praxisfeld der Wirtschaft Leistungsvergleiche.⁴² Doch klarerweise handelt es sich in allen genannten Fällen letztlich nicht um Sport. Denn weder werden dort die Leistungen in öffentlich ausgetragenen Wettkämpfen relationiert, noch steht der Leistungsvergleich als solcher im Zentrum. So geht es in der Wirtschaft eben nicht primär um die Erbringung und den Vergleich von Leistungen, sondern darum, nachgefragte Lösungen für Handlungsprobleme der materiellen Reproduktion anzubieten bzw. eine entsprechende Nachfrage zu schaffen. Natürlich konkurrieren Unternehmen untereinander, aber da geht es nicht um Leistungen und Leistungsvergleiche als solche, sondern um die beste Problemlösung sowie um Marktanteile, Umsätze und Gewinne. In der Schule wiederum geht es offenkundig um Bildung und in der Wissenschaft um eine systematische Entdeckung von Neuem. Und selbst beim Fitness-Tracking geht es ja bei näherem Hinsehen nicht primär um Leistungen und Leistungsvergleiche, sondern um Kontrolle und Disziplin im Hinblick auf gesundheits- bzw. selbstoptimierungsbezogene Aspekte. Umgekehrt sind viele (Gesellschafts-)Spiele durchaus wettkampfförmig strukturiert, und trotzdem würde man auch sie nicht als Sport bezeichnen. Und zwar wiederum deshalb, weil eben auch hier Leistungen und Leistungsvergleiche nicht im Fokus stehen (und oftmals ja auch Glück mit im Spiel ist), sondern es vielmehr um ganz andere Handlungsprobleme geht – vor allem um das zweckfreie Miteinander bzw. um Geselligkeit, und bekanntlich ist es ja auch so, dass kompetitive (Gesellschafts-)Spiele oftmals genau daran scheitern, dass einige Teilnehmende das Kompetitive zum eigentlichen Handlungsproblem erheben, das Spiel also *zu ernst* nehmen und sich damit eben der eigentlichen Logik dieser Praxis verweigern. Der »Spielverderber«, so heißt es bei Johan Huizinga (2019[1938]: 20), nimmt »dem Spiel die Illusion«. Der Sport hingegen ist keine Illusion, sondern, paradox ausgedrückt, zweckfreier Ernst; im Sport ist der Leistungsvergleich Selbstzweck und können die Leistungen individuell exakt zugerechnet werden; dieses System ist auf Leistungsvergleiche spezialisiert. Demgegenüber erweisen sich Leistungen und Leistungsvergleiche in den genannten Beispielen immer nur als Mittel zum Zweck.

Als ›clear cases‹ sportlicher Praxis lassen sich zum Beispiel die olympischen Disziplinen anführen. Dass es sich beim Zehnkampf, Stabhoch- und Weitsprungsprung, beim Boxen und Ringen, beim Laufen oder Diskuswerfen um Sport handelt, ist gemäß der auf unserem Regelwissen aufruhenden Intuition völlig klar. Zwar sind alle genannten Sportarten zugleich eindeutig ›körperlastig‹, aber es ist eben nicht in erster Linie die körperliche Anstrengung, die sie zum Sport macht. Das liegt, wie gesagt, allein schon deshalb nahe, weil die körperliche Anstrengung von Disziplin zu Disziplin stark variiert: Beim Diskuswurf etwa beschränkt sie sich auf wenige Sekunden, vielleicht auf eine Minute, und ist bei weitem nicht so erschöpfend wie

42 Und natürlich hat es Leistungsvergleiche auch historisch immer schon gegeben, aber sie waren eben nicht Selbstzweck (vgl. dazu Elias 1984).

beim Marathonlauf, wo sie über einen Zeitraum von – je nach Leistungsklasse – zwei bis fünf Stunden durchgehalten werden muss. Auch beim Stabhoch- oder Weitsprung sind die körperlichen Anforderungen – und Folgen – offensichtlich ganz andere als beim Boxen oder Ringen. Umgekehrt kann Bergwandern wiederum körperlich sehr anstrengend sein, aber man würde es nicht unter Sport verbuchen, weil es nicht als Wettkampf organisiert ist. Ebenso würde man das körperlich sehr fordernde Herumschleppen von sogenannten ›Natursteinen‹ im eigenen Garten zum Zwecke der Gartengestaltung nicht als Sport ansehen, solange es sich wie bei den Scottish Highland Games wiederum nicht um einen sportlichen Wettkampf handelt. Entscheidend ist also, dass es einen öffentlichen, wettkampfförmigen Leistungsvergleich gibt. Vor diesem Hintergrund ist es gänzlich unproblematisch, auch vergleichsweise ›körperentlastete‹ Aktivitäten wie Schach, Golf, Autorennen oder Darts als Sport gelten zu lassen.⁴³ Und wir können damit verbunden mit Werron (2010) nun feststellen, dass sobald das sportspezifische Handlungsproblem einmal eingerichtet ist, der sportliche Leistungsvergleich sich in räumlicher, sachlicher, zeitlicher und sozialer Hinsicht tendenziell entgrenzt, weshalb er heute ja auch nicht mehr auf die klassischen olympischen Disziplinen beschränkt ist:

43 So ist Schach in Deutschland eine anerkannte Sportart. Entsprechend konstatiert der Deutsche Schachbund auf seiner Homepage lapidar: »Schach ist Sport«. Vgl. online unter: <https://www.schachbund.de/leitbild.html>, [Letzter Zugriff: 15.11.2021]. Schach wird auch vom Internationalen Olympischen Komitee als Sportart anerkannt. Vgl. dazu Deutsche Schachjugend: <https://www.deutsche-schachjugend.de/sport/>, [Letzter Zugriff: 17.11.2021].

Im Übrigen sieht man hieran auch, dass die offizielle Anerkennung einer Aktivität als Sport immer auf Kämpfen um Anerkennung beruht. Daher kann es eben auch sein, dass eine Aktivität von offiziellen Institutionen zwar nicht als Sportart anerkannt ist, gleichwohl ihrer Handlungslogik nach sehr wohl als Sport gelten *könnte*. Insofern muss man bei solchen Diskussionen immer im Blick haben, dass die offiziellen sportverbandlichen Definitionen von Sport immer Deutungen faktischer Sportpraxis darstellen – und als solche können sie diese mehr oder weniger gut erfassen bzw. eben auch ideologisch verengen. Gut nachvollziehen lässt sich dieser Kampf – vor allem die Tatsache, dass es tatsächlich ein ›Machtkampf‹ ist – in der Stellungnahme des Deutschen Olympischen Sportbundes zum eSport, in der als zentrale Kriterien für die Frage, ob eSport als Sport einzustufen ist, vor allem »motorische Fähigkeiten« und »gesundheitsförderliche Wirkungen«, nicht jedoch die Frage nach dem Stellenwert des Leistungsvergleichs herangezogen werden. In der Folge wird eSport nicht als Sport anerkannt, mit der weiteren explizit festgehaltenen Konsequenz, dass aus dieser Nichtanerkennung auch folge, dass »wettkampfmäßige Video- und Computerspiele [...] nicht als Gegenstand einer institutionalisierten sportwissenschaftlichen Forschungsförderung sein können.« Bezeichnenderweise gehören zu den Unterzeichner*innen dieser Erklärung mitunter ausgerechnet auch diejenigen Sportsoziologen, die den Stellenwert des Körpers im Sport als besonders hoch ansehen – so bspw. Karl-Heinrich Bette, Klaus Cachay oder Elk Franke. Vgl. online unter: https://cdn.dosb.de/UEber_uns/eSport/Stellungnahme-zum-eSport.pdf, [Letzter Zugriff: 17.11.2021].

»[D]ie Welt des Vergleiches wird in all diesen Hinsichten universal, und wo immer faktische Grenzen der Ausweitung bleiben, sind sie jedenfalls im Prinzip nicht mehr vorgesehen. [...] So beschrieben, folgt die Autonomie des Sports aus der *Verselbstständigung des Leistungsvergleiches über einzelne Wettkämpfe hinaus*, und die ›Globalisierung‹ des Sports erscheint nicht lediglich als Effekt der weltweiten Diffusion von Regeln, Techniken/Taktiken etc., sondern als genuines Modernitätsmerkmal, das räumliche Aspekte eines gerade nicht nur räumliche Aspekte betreffenden Universalitätsanspruches bezeichnet.« (ebd.: 58, Hervh. i. O.)

Die Spezialisierung auf den Leistungsvergleich ist also nur dann möglich, wenn sich eine auf Dauer gestellte Wettkampfstruktur etabliert und es nicht bei einzelnen Wettkampfeignissen bleibt; die Ermöglichungsbedingung eines prinzipiell universalisierten und standardisierten Leistungsvergleichs ist ein kontinuierlicher »Wettkampfbetrieb« (ebd.: 62), welcher, so eine weitere Annahme Werrons, öffentlich sein muss. Werron schreibt der Öffentlichkeit überhaupt eine konstitutive Rolle für die Genese und Reproduktion des Sportsystems zu. Da es sich dabei aber ebenfalls wie bei der Zweckfreiheit um eine *konstitutive Regel* handelt, kommen wir darauf im nächsten Kapitel noch genauer zu sprechen. So wichtig Öffentlichkeit für die Struktur sportlicher Praxis jedenfalls ist: Man darf indes nicht übersehen, dass das zentrale Handlungsproblem des Sports immer noch der Leistungsvergleich ist. Denn obschon Werron den Leistungsvergleich dezidiert als eine Quelle der Autonomie des Sportsystems markiert, setzt er bei der Beschreibung des Bezugsproblems des modernen Sports sozusagen einen anderen Akzent: Es besteht für ihn in der »Motivation zum Erleben von Wettkampfleistungen« (ebd.: 57). Werron fragt sich also *grundlegend*, was es braucht, damit ein *Interesse an sportlicher Praxis* entstehen und ein Sportsystem sich ausdifferenzieren kann. Dabei geht er von einer »Unwahrscheinlichkeitsschwelle« (ebd.: 105) im Hinblick auf das Interesse am Sport aus, die gleichsam erst durchbrochen werden will, damit sportliche Strukturen sich etablieren können:

»Das Interesse des Publikums – einschließlich *potenziell* aktiv Sporttreibender – am Leistungsvergleich, das ›involvement‹ ins Sportsystem, versteht sich nicht von selbst, sondern *will erst geschaffen und auf Dauer gestellt sein*. Diese Unwahrscheinlichkeit des Interesses Dritter setze ich im Folgenden als das grundlegende Problem voraus, welches eine Sportart immer mitlösen muss, wenn sie sich über lokale Vergleichskontexte hinaus zur ›Weltsportart‹ entwickeln will.« (ebd., Hervh. i. O.)

Gleichwohl betont Werron, dass es ihm beim Erlebnisbegriff »um *soziale Attributionsprozesse* und nicht um psychisches Erleben« gehe (ebd.: 107). Erleben im Sport beziehe sich damit nicht primär auf sportfremde Aspekte wie etwaige zivilisationsbedingte Verlufterfahrungen – so etwa bei Elias und Dunning oder bei Bette

der Fall –, sondern auf die sportlichen Leistungsvergleiche und damit auf die Logik des Sports selbst. Entsprechend umfasse es »nicht nur *zuschauendes*, sondern auch *schreibendes* und *lesendes* Erleben« und erschöpfe sich nicht in subjektiven Motiven (ebd.: 108–109). Dies scheint grundsätzlich plausibel. Eine Frage, die hier nur »gestreift« und nicht weiter eruiert werden kann, ist jedoch, inwieweit der Erlebensbegriff generell dazu geeignet ist, das zu beschreiben, worauf Werron abzielen scheint, nämlich auf die Ebene der Rezeptionspraxis von und Partizipationspraxis an sportlichen Kommunikationen. Denn »erleben« stellt nicht nur als soziologischer Begriff im Kontext der phänomenologischen Tradition, sondern auch von seiner allgemeinen Bedeutungsstruktur her auf die innerpsychische, subjektive Verarbeitungsdimension von Ereignissen ab. Geht es darum, sich gerade von diesem Verständnis zu distanzieren, so scheint es mir sinnvoller, eher den Praxisbegriff zu bemühen.

Entscheidender für unsere Argumentation ist allerdings der Stellenwert dessen, was Werron mit der »Motivation zum Erleben von Wettkampfleistungen« (ebd.: 57) markiert hat. Es scheint mir völlig unstrittig, dass es für die Ausdifferenzierung, den Fortbestand und die Globalisierung des Sportsystems wichtig war und ist, dass Menschen sich für Leistungsvergleiche interessieren und motiviert sind, aktiv oder passiv daran zu partizipieren; und im Grunde gilt das ja für jeden Praxiszusammenhang: Ein solcher besteht nur deshalb und solange, wie er in konkreten Interaktionen von konkreten Akteuren reproduziert wird. Aber das, was einer jeweiligen sozialen Praxis ihre Charakteristik, ihre Eigenlogik verleiht, ist meines Erachtens nicht das Interesse oder die Motivation als solche, sondern es sind die spezifischen Handlungsprobleme und konstitutiven Regeln, die ihr zugrunde liegen. So betrachtet ist das zentrale sportspezifische Handlungsproblem nicht die »Motivation zum Erleben von Wettkampfleistungen«, sondern schlichtweg der Leistungsvergleich selbst. Man kann das vielleicht so synthetisieren: *Ein aufkommendes Interesse am öffentlichen, wettkampfförmigen Leistungsvergleich »macht« diesen zwar erst zum Handlungsproblem, aber es ist dieses spezifische Handlungsproblem und nicht das Interesse, das dem Sport seine eigenlogische Charakteristik verleiht und ihn von anderen sozialen Praktiken unterscheidet.* Die Auf-Dauer-Stellung des Interesses bzw. der Motivation am Leistungsvergleich könnte man dann als ein Handlungsproblem zweiter Ordnung begreifen, welches vor allem die Sportorganisation im Sinne einer Inklusionsbemühung um neue passive und aktive Teilnehmer*innen irgendwie lösen muss, damit das Sportsystem fortbestehen kann – und es ist ja auch faktisch so, dass das Interesse an Sportarten je nach Sportart sehr unterschiedlich verteilt ist.⁴⁴

44 Dies führt offenkundig zu einer weiteren sportsoziologisch hoch interessanten Frage, wovon die sportartenspezifische Attraktivität eigentlich abhängt, wie sie also mit der Strukturlogik der jeweiligen Sportart und dem kulturellen Kontext wechselwirkt, in den diese eingebettet ist (vgl. zu diesen Fragen etwa Elias/Dunning 2003[1966]; Guttman 2004[1978]).

Hat man das allgemeine Handlungsproblem des Sports so umrissen wie hier gesehen, lässt sich ziemlich genau zwischen genuin sportlichen und nicht-sportlichen Aktivitäten unterscheiden, ohne dabei in einen Determinismus zu kippen. Man kann eher umgekehrt sagen, dass erst auf dieser Folie Prozesse sozialen Wandels im Sport adäquat erfasst und sichtbar gemacht werden können. Es kommt damit verbunden nun nicht mehr darauf an, alternative Begriffe wie Freizeit-, Abenteuer-, Risiko- oder Teilnehmersport zu prägen oder alternative Sportmodelle zu formulieren, sondern darauf, neu aufkommende Aktivitäten immer erst daraufhin zu prüfen, welches Handlungsproblem sie zentral bearbeiten und ausgehend hiervon dann zu entscheiden, ob sich um genuinen Sport handelt oder um sich gleichsam bloß ›parasitär‹ an ihn heranschmiegende Praktiken. Und es kommt eben auch nicht mehr darauf an, ob es primär körperliche oder geistige Anstrengungen sind: Sofern ein öffentlicher wettkampfförmiger Leistungsvergleich im Zentrum des Geschehens steht, handelt es sich um Sport. So gesehen können im Prinzip alle Aktivitäten versportlicht werden, sofern sie denn in die beschriebene Strukturlogik des sportlichen Leistungsvergleichs sich überführen lassen, was mitunter auch voraussetzt, dass sie eindeutige individuelle Leistungszuschreibungen ermöglichen können müssen.⁴⁵ Der Sport, einmal ausdifferenziert, tendiert eben zur Entgrenzung und Grenzziehung zugleich und lässt sich somit problemlos in der in Kapitel 2.2 bereits erläuterten Dialektik von Universalität und Historizität verorten.

Mit der Dialektik von Universalität und Historizität kommen wir nun zur nächsten Ableitungsebene sportsspezifischer Handlungsprobleme: zur Ebene der sportartenspezifischen Handlungsprobleme. Denn das allgemeine Handlungsproblem sportlicher Praxis kommt nie gleichsam ›nackt‹ vor, sondern ist immer eingebettet in den Kontext historisch-konkreter Sportarten, von denen es in je unterschiedlicher Weise bearbeitet wird und denen wiederum ein je eigenes Handlungsproblem zugrunde liegt. Und das kann auch kaum anders sein, wenn man die These von der tendenziellen Entgrenzung und Universalisierung des Leistungsvergleichs ernst nimmt. Sportartenspezifische Handlungsprobleme sind daher zwar historisch und kulturell variabel – Sportarten ›kommen und gehen‹ (wobei das so schnell nun auch wieder nicht vonstattengeht), und sie unterscheiden sich je nach kulturellem (wobei es natürlich auch interkulturelle Wechselwirkungen gibt) und historischem Kontext (Boxen z.B. sieht heute anders aus als vor 50 oder 100 Jahren). Aber allen gemeinsam ist, dass sie in ihrer Sachdimension auf den

45 Entsprechend sind einige Spiele eher dazu geeignet, versportlicht zu werden als andere. Man könnte pauschal sagen, dass alle Spiele, bei denen die spielentscheidenden Ressourcen eher nach dem Zufallsprinzip verteilt werden (Bingo, diverse Kartenspiele), nicht versportlicht werden können, weil sich die erzielten Ergebnisse nicht eindeutig individuellen Leistungen zurechnen lassen. Deshalb ist es z.B. auch strittig, inwiefern Poker als Sport gelten kann.

wettkampfförmigen, öffentlichen Leistungsvergleich abstellen und rückbezogen sind.

Dies gilt im Übrigen, hier sei ein kurzer Exkurs erlaubt, auch unabhängig davon, ob eine Sportart amateur- oder profimäßig betrieben wird. Die Grundannahme ist, dass die Handlungslogik hier wie dort dieselbe bleibt; der Unterschied liegt lediglich darin, ob sie im Rahmen einer Berufsrolle oder neben dem Beruf – also als Hobby, Leidenschaft usw. – ausgeübt wird. Uwe Schimank (2005[1988]: 132ff.) hat in diesem Zusammenhang entsprechend dafür plädiert, dass man die Unterscheidung Amateure/Profis nicht mit der Unterscheidung Breitensport/Leistungssport gleichsetzen dürfe, weil damit unterstellt würde, dass nur Profisportler*innen leistungsmäßigen Sport betreiben bzw. alle Leistungssportler*innen automatisch Profis seien. Tatsächlich gelte dies jedoch auch für Amateure. Allerdings hält Schimank an der Unterscheidung Breiten-/Leistungssport grundsätzlich fest, wobei er die zentrale Differenz lediglich an unterschiedlichen Leistungsniveaus ansetzt (vgl. ebd.: 141); als Leistungssport kann demnach eine sportliche Praxis bezeichnet werden, bei der überdurchschnittliche Leistungen erbracht werden – bis hin zum Spitzensport; im Breitensport hingegen ist das Leistungsniveau geringer. Entsprechend kann man sagen, dass auf der Ebene der konkreten Praxis Leistungssport derselben Logik wie der Breitensport folgt. Die entscheidende Differenzierung ist also die zwischen *sportlichen* und *nicht-sportlichen* Aktivitäten. Und ob die sportlichen berufs- oder amateurmäßig betrieben werden und wie sie sich in unterschiedliche Leistungsklassen differenzieren, ist dann zwar eine durchaus relevante, für die Handlungslogik sportlicher Praxis letztlich aber nicht entscheidende Frage. Auch für das, was gemeinhin als »Freizeitsport« bezeichnet wird, wäre die entscheidende Frage somit stets, ob es sich um Aktivitäten handelt, die der Logik des Sportlichen folgen oder ob es sich um Aktivitäten handelt, die andere Handlungsprobleme bearbeiten (Gesundheit, Unterhaltung, Geselligkeit etc.).

Kommen wir zu unserem eigentlichen Punkt zurück: sportartenspezifische Handlungsprobleme. Konkrete Sportarten sind also derart konstituiert, dass sie zusätzlich zum allgemeinsportlichen Handlungsproblem – wettkampfförmiger Leistungsvergleich – ein sportartenspezifisches Handlungsproblem bearbeiten. Und es sind diese Handlungsprobleme, die den einzelnen Sportarten ihre spezifische »Physiognomie« (Elias 2003[1986]: 78), ihre besondere Charakteristik verleihen. So geht es im Fußball darum, einen Ball ohne die Benutzung der Hände ins Tor der gegnerischen Mannschaft zu bekommen, während es zugleich Gegentore zu verhindern gilt. Beim Boxen hingegen geht es darum, den Gegner/die Gegnerin nur mit den Fäusten zu schlagen und dabei bestenfalls einen K.O., zumindest aber einen Punktsieg zu erzielen. Wiederum gilt es auch hier, sich zugleich zu verteidigen und Angriffe abzuwehren. Und beim Laufen schließlich besteht das Handlungsproblem in der laufenden Bewältigung einer bestimmten Distanz mit dem Fokus, dies ebenso schnell wie möglich zu tun. Je nach Sportart gibt es nun unterschiedliche

Optionen, das jeweilige sportartenspezifische Handlungsproblem zu bearbeiten: Es gibt typische Angriffsweisen, Taktiken, Aufstellungen, ›Philosophien‹ etc. Und je nachdem, wie die jeweiligen Akteure im Rahmen ihrer individuellen und/oder kollektiven Möglichkeiten damit konkret umgehen, inwieweit sie solche Vorgaben adaptieren oder – indem sie neue Möglichkeiten entdecken – modifizieren, ergibt sich, objektiv-hermeneutisch gesprochen, eine Fallspezifik: Der besondere Stil eines Boxers etwa oder die besondere Spielweise einer Fußballspielerin bzw. einer Mannschaft, wobei diese Spezifika wiederum zu einem Typus werden können, der prinzipiell übernommen werden kann (»der Straßenschläger«, »die Ballkünstlerin«, »Tiki-Taka-Fußball«).

Um die jeweiligen sportartenspezifischen Handlungsprobleme aber überhaupt bearbeiten zu können, müssen Sportler*innen natürlich allererst dazu in der Lage sein, dies nach den jeweils geltenden Bestimmungen zu tun. Sie müssen also die jeweils erforderlichen technisch-motorischen, konditionellen und kognitiven Fähigkeiten erwerben und perpetuieren, und das heißt vor allem: sie müssen trainieren und üben. Das Training gehört in allen Sportarten dazu und ist auf die handlungspraktischen Bedürfnisse der jeweiligen Sportarten zugeschnitten. Man kann daher sagen, dass im Training im Grunde ein Handlungsproblem eigener Art bearbeitet wird: Es geht darum, alles das zu erlernen, was es zur Ausübung einer jeweiligen Sportart braucht und dieses Können so gut es geht zu erhalten und zu verbessern, um im Wettkampf bestmöglich abschneiden zu können. Entsprechend kann das Training je nach Sportart und Sportler*innentypus umfangslogisch und inhaltlich sehr unterschiedlich ausfallen, aber es gibt natürlich auch Überschneidungen. Das Training wäre insofern – ganz so wie die Perpetuierung des Interesses Dritter am Leistungsvergleich – als ein Handlungsproblem zweiter Ordnung zu klassifizieren. Zugleich ist es wichtig zu sehen, dass auch Training, obwohl es natürlich Arbeit ist und ein bestimmtes Ziel verfolgt, von der Handlungslogik her eine zweckfreie Praxis ist. Denn die konkreten Übungen machen unter dem Gesichtspunkt der alltagsweltlichen Nutzenorientierung keinen Sinn; es sind vielmehr hochgradig spezifizierte, auf die jeweilige Sportart zugeschnittene und repetitive Aktivitäten, die nur im Kontext der jeweiligen Sportart bzw. des Sports im Allgemeinen sinnvoll sind, ganz so wie die Fingerübungen einer Gitarrenspielerin oder eines Gitarrenspielers.

Die Hierarchie der sportspezifischen Handlungsprobleme kann nun auf einer vierten Ebene weiter differenziert werden. Denn das sportartenspezifische Handlungsproblem wird auf der Ebene von Disziplinen weiterbearbeitet, indem zugleich ein neues, *disziplinspezifisches* Handlungsproblem hinzukommt, dessen Spezifik qua Variation der sachlichen Begebenheiten des übergeordneten Handlungsproblems sich ergibt. So muss beim Sprint wie beim Marathon eine festgelegte Distanz laufend bewältigt werden; davon ab gibt es aber offenkundige Unterschiede hinsichtlich der spezifischen Anforderungen: Während es beim Sprint darauf ankommt, über eine vergleichsweise sehr kurze Distanz hinweg gleichsam mit

›Vollgas‹ zu *rennen*, gilt es beim Marathon eine herausragend lange Distanz zu bewältigen und sich dabei die Kräfte einzuteilen. Auch auf dieser Ebene kann man das nun von Sportart zu Sportart weiter durchspielen: So sind die sachlichen Anforderungen beim Hallenfußball etwas andere als beim ›klassischen‹ Turnierfußball, beim Dressurreiten andere als beim Springen, beim Zeitfahren im Radsport andere als bei einem gewöhnlichen Straßenrennen und bei der Formel 1 andere als bei einem 24-Stunden-Rennen usf.

Wir wollen unsere Ableitung hiermit beschließen und werden sie, wenn es im Teil »C« ums Marathonlaufen geht, wieder aufgreifen. Wichtig bis hierhin war es, das Konzept struktureller Handlungsprobleme für die Sportsoziologie fruchtbar zu machen. Es sollte dabei deutlich werden, dass dieses Konzept die Möglichkeit eröffnet, die eigengesetzliche Strukturlogik sportlicher Praxis in der Logik dieser Praxis selbst zu verorten, ohne zugleich in einen Determinismus zu verfallen; tatsächlich lässt sich sozialer Wandel im Sport mit diesem Modell sogar adäquater beschreiben. Der Fokus auf Handlungsprobleme erlaubt es zudem, die oft definierten und aufgezählten Merkmale des Sports auf einen gemeinsamen Fluchtpunkt hin zu beziehen, sie systematisch in Zusammenhang zu setzen und daraufhin zu prüfen, inwieweit sie der Sportpraxis tatsächlich immanent oder lediglich auf Vorurteile zurückzuführen sind. Bei der vorgenommenen Rekonstruktion habe ich mich außerdem wesentlich an den Ausführungen von Werron orientiert. Nun lässt sich sagen, dass sich diese mithilfe des Handlungsproblemkonzepts erweitern und präzisieren lassen: Zum einen ist es eben der wettkampfförmige Leistungsvergleich selbst, der das zentrale Handlungsproblem des Sports abgibt und nicht das Interesse bzw. die Motivation zum Leistungserleben; diese kann präziser als ein Handlungsproblem zweiter Ordnung begriffen werden, mit dem sich die Sportorganisation zu beschäftigen hat und das wie das Training nicht im engeren Sinne zur Sportpraxis selbst gehört. Zum anderen bietet das Handlungsproblemkonzept den Vorteil, den Sport stärker genuin soziologisch zu bestimmen, nämlich als eine *soziale Praxis*, also von der Handlungsebene her, ohne sich damit die Nachteile der klassischen Handlungstheorie ›einzukaufen‹. Dadurch können letztlich auch grundagentheoretisch für die Soziologie eher weniger gut geeignete phänomenologische Begriffe wie der Begriff des Erlebens vermieden werden.

2.5.2 Konstitutive Regeln

Wie wir in den Kapiteln 2.2 und 2.3 vor allem in Anlehnung an John Searle (1997[1969]) bereits argumentiert haben, sind soziale Institutionen wie der Sport als Bestandteile sozialer Praxis nicht nur mit Handlungsproblemen bzw. Konstellationen von Handlungsproblemen verbunden, sondern immer auch mit Systemen konstitutiver Regeln, die die Bearbeitung jener kontextspezifischen Handlungsprobleme überhaupt erst ermöglichen. Mit diesen Regeln bzw. diesem Regeltypus

wollen wir uns in diesem Kapitel nun etwas ausführlicher befassen und ihn vor allem für die Sportsoziologie fruchtbar zu machen versuchen.

Mehr noch als bei den Merkmalen ›Wettkampf‹ und ›Leistung‹ findet sich in der Sportsoziologie ein breiter Konsens darüber, dass *Regeln* im und für den Sport ›irgendwie‹ wichtig sind; sie fehlen in kaum einem Merkmalskatalog. Was gleichwohl durchweg fehlt, ist eine präzise Unterscheidung von Regeltypen, mithin insbesondere ein Rekurs auf *konstitutive* Regeln. Wir haben konstitutive Regeln mit Searle so bestimmt, dass dieser Regeltypus eine soziale Praxis nicht nur reguliert, sondern überhaupt erst ermöglicht. Konstitutive Regeln eröffnen also Handlungsoptionen und haben einen definitorisch-analytischen Charakter. Und es sind diese Regeln, die einer sozialen Praxis ihre epistemische Objektivität verleihen. Regulative Regeln hingegen formulieren konkrete Handlungsanweisungen für eine Praxis, die bereits eingerichtet ist (Verkehrsregeln z.B.). Dazu Searle (1997[1969]):

»Regulative Regeln lassen sich dadurch charakterisieren, daß sie die Form ›Tue X‹ oder ›Wenn Y, tue X‹ haben oder sich leicht in einer solchen paraphrasieren lassen. In Systemen konstitutiver Regeln sind einige ebenfalls von dieser Form, andere haben die Form ›X gilt als Y‹ oder ›X gilt als Y im Kontext C‹.« (ebd.: 56, Hervh. i.O.)

Diese Differenzierung ist nicht nur für die Sportsoziologie, sondern für die Soziologie im Allgemeinen von entscheidender Bedeutung, erlaubt sie es doch, soziale Praxis zugleich als regelgeleitet und nicht-determiniert zu begreifen. Welche Handlungsoptionen gewählt *werden*, entscheidet eine jeweilige Lebenspraxis; welche Handlungsoptionen hingegen überhaupt gewählt werden *können* und was die konkrete Wahl bedeutet, entscheiden die konstitutiven Regeln, die ihr in einem spezifischen Kontext zugrunde liegen und Geltung beanspruchen. So gilt ein hoher Querpass von einer der beiden Seitenlinien aus dem oberen Viertel des Spielfeldes in den gegnerischen Strafraum (X) im Kontext des Fußballspiels (K) als Flanke (Y). Eine Flanke eröffnet mir die Option, eine Torgefahr für die gegnerische Mannschaft zu erzeugen, ohne mich in eine direkte Auseinandersetzung mit den Gegenspielerinnen bzw. -spielern begeben bzw. eine Torgefahr erzeugen zu müssen, obschon die direkte Auseinandersetzung in der jeweiligen Situation schlicht keine sinnvolle Option darstellt, weil die gegnerische Mannschaft etwa in der Überzahl ist. Meinen Mitspieler*innen hingegen ermöglicht die Flanke, gleichsam aus dem Hinterhalt zu kommen und gegebenenfalls auch ein Kopfballtor zu erzielen; sie stellt somit eine Möglichkeit dar, kopfballstarke Spieler*innen effektiv einzubeziehen. Ob respektive wann und wie ich eine Flanke jedoch ausführe, bleibt meine situative Entscheidung; die ihr zugrundeliegende konstitutive Regel sagt lediglich, was eine Flanke strukturell bedeutet und welche Handlungsoptionen sie eröffnet, aber sie sagt nicht, dass man flanken soll – es sei denn, es gibt eine taktische (regulative)

Regel, die vorschreibt, in bestimmten Spielkonstellationen immer zu flanken. Aber auch dann könnte ich es prinzipiell lassen.

In der Sportsoziologie wurde eine solche Differenzierung von Regeltypen bislang nicht bzw. nicht eindeutig vorgenommen.⁴⁶ Man verweist dann zwar darauf, dass ein »[s]portartenspezifisches Regelwerk« (Heinemann 2007[1980]: 56) bzw. die »Regelvereinheitlichung« (Werron 2010: 142) für den Sport irgendwie wichtig seien. Und einige Autoren sprechen auch durchaus mal explizit von *konstitutiven* Regeln (z. B. Heinemann 2007[1980]: 69; Franke 1978: 67). Allerdings erscheinen die Regeln dabei – wie auch immer sie jeweils begrifflich gefasst werden – stets nur als ein für die sportliche Praxis wichtiger Faktor *unter mehreren*, aus dem man für die Bestimmung der objektiven Sinnstruktur sportlichen Handelns nichts weiter zieht.⁴⁷ Man ist sich sicher, dass es Sport ohne Regeln nicht geben kann, setzt sich aber nicht weiter mit dem Regelstatus auseinander. Mit Searle können wir jedoch argumentieren, dass konstitutive Regeln das *entscheidende Element* darstellen, welches den wettkampfförmigen Leistungsvergleich überhaupt erst ermöglicht. Hingegen sind *regulative* Regeln wie Taktiken, Strategien, Kleiderordnungen, Größe des Spielfelds oder Maximen nicht für das Zustandekommen sportlicher Praxis entscheidend: Man könnte sie problemlos variieren und die jeweilige Praxis würde dennoch prinzipiell zustande kommen können. So könnte ich einen Marathon prinzipiell auch in Jeans laufen oder Fußball in Jeans spielen; und man könnte dies barfuß, in Socken oder Wanderschuhen tun. Es ist auch nicht entscheidend, ob das Spielfeld beim Fußball 20 cm länger, kürzer, schmaler oder breiter ist oder ob das Spiel 90, 85 oder 95 Minuten dauert – in jedem Fall würde man trotzdem Fußball spielen können.⁴⁸ Selbstverständlich ist es für die Auf-Dauer-Stellung des Leistungsvergleichs wichtig, dass diese Regularien vereinheitlicht sind und allgemeine Geltung beanspruchen können, da ja ansonsten keine einheitlichen Vergleichs-

46 In der Sportphilosophie kommt gleichwohl Bernard Suits (1973) in seinen »Elements of Sport« (1973) dem hier skizzierten Regelverständnis schon sehr nahe, indem er »constitutive rules« (ebd.: 51) und die »rules of skill« (ebd.: 52) unterscheidet und das Verhältnis zwischen diesen Regelarten folgendermaßen bestimmt: »To break a rule of skill is usually to fail, at least to that extent, to play the game well, but to break a constitutive rule is to fail to play the game at all« (ebd.).

47 Franke (1978) zum Beispiel spricht zwar explizit von konstitutiven Regeln – und verweist auch auf Searle und Suits (1973) –, deutet das Konzept aber gleichsam konstruktivistisch um: Demnach *gilt* eine Handlung nicht *objektiv* als eine sportliche, weil ihr bestimmte konstitutive Regeln zugrunde liegen, sondern sie wird mithilfe der Regeln nur so *gedeutet*. Auch Guttmann (2004[1978]: 5) verweist auf Suits, beschäftigt sich aber nicht weiter mit Regeln im Sport.

48 Auch die olympische Marathondistanz betrug zunächst knapp 40 Kilometer (wobei zunächst 48 ausgeschrieben waren), und dennoch änderte dies nichts daran, dass es von der Strukturlogik her bereits Marathon war – also eine Laufdisziplin, bei der es um die Bewältigung einer herausragend langen Distanz geht (vgl. Lennartz 2005: 3ff.; Marxen/Müller 2016).

bedingungen vorlägen.⁴⁹ Der entscheidende Punkt ist jedoch, dass sie eben auch anders vereinheitlicht sein könnten, während dies für die konstitutiven Regeln so nicht gilt. Konstitutive Regeln kann man nicht so variieren, ohne dass dies für die jeweilige Praxis *strukturell* folgenlos bliebe: Führt man etwa die Regel ein, dass der Ball nunmehr mit Händen anstatt mit Füßen gespielt werden darf, dann ändern sich nicht einfach nur die Vergleichsbedingungen, sondern die Praxis ändert sich *grundlegend* – aus Fußball wird etwa Hand- oder Basketball. Man kann daher sagen, dass regulative Regeln eher für das äußere Erscheinungsbild und die effektive Organisation einer Sportpraxis ausschlaggebend sind, was auf konstitutive Regeln eben genau *nicht* zutrifft (vgl. Maiwald/Sürig 2018: 57ff.). Allgemeinsportlich gesprochen: Sport kann man in diesem Sinne nicht ›richtig‹ oder ›falsch‹ machen; es ist vielmehr so, dass man entweder Sport macht oder etwas anderes, und was das dann jeweils ist, das entscheiden die konstitutiven Regeln.

Bei einigen Autoren hat die Unklarheit hinsichtlich des Status von Regeln im Sport zu einem grundsätzlichen Erklärungsproblem geführt, nämlich, wie man die Nicht-Determiniertheit bzw. Offenheit und Dynamik sportlicher Ereignisse erklären kann, wo diese doch zugleich hochgradig reguliert sind. So heißt es etwa bei Elias und Dunning (2003[1966]), die den Regelbegriff als erste überhaupt in die Sportsoziologie eingebracht haben, dass Regeln eine »Mischung aus Festigkeit und Elastizität« aufweisen bzw. »elastisch und variabel« sein müssen, um die Dynamik von Wettkämpfen zu erhalten (ebd.: 340). Seien die »Beziehungen zwischen den Spielern« hingegen »zu straff oder zu lose an Regeln gebunden«, so würde »das Spiel darunter leiden« (ebd.). Ähnlich konstatiert auch Heinemann (2007[1980]: 73), dass es im Sport ein »Spannungsverhältnis zwischen formalisiertem Regelwerk und situativen Ausführungsmustern« gebe. Der Starrheit der Regel stünden dann die »Persönlichkeit der Sportler« und »die konkreten Situationen im Wettkampf« gleichsam gegenüber (ebd.: 74). Man kommt also offensichtlich hier wie dort nicht ohne den Regelbegriff aus, versteht darunter aber vor allem etwas *Restriktives*, das dann entweder nur durch situative Faktoren oder durch die Individualität der Sporttreibenden und damit durch einen ›dosierten Regelbruch‹ gleichsam in seiner Wirkungsmacht gedehnt und zur Dynamisierung des Spiels beitragen kann. Autonomes sportliches Handeln kann hier also bloß jenseits der Regelgeleitetheit als *Abweichung*, die es ansonsten im Sport natürlich immer auch gibt, gedacht werden. Regeln, die nicht-deterministisch sind und das Spiel überhaupt erst ermöglichen, kann man sich dagegen noch nicht vorstellen. Hingegen meint das Konzept der konstitutiven Regeln nach Searle genau das: Die Regeln selbst erzeugen Offenheit, indem sie Handlungsspielräume eröffnen, durch die die Beteiligten überhaupt erst die Möglichkeit bekommen, kreativ und autonom zu handeln. Das heißt nicht, dass Regeln bzw. deren

49 Auch Werron scheint es vor allem um diesen Punkt zu gehen, wenn er von »Regelvereinheitlichung« spricht (2010: 142ff.).

konkrete Ausgestaltung die Dynamik von Sportspielen nicht beeinträchtigen können. So ist die Abseitsregel im Fußball über die Jahre mehrmals geändert worden, um gerade die Dynamik des Spiels zu fördern; waren ursprünglich zum Beispiel nur Pässe nach hinten erlaubt, so änderte man dies aufgrund des dadurch gestörten Spielflusses in die Bestimmung um, dass nunmehr auch noch vorne gepasst werden dürfe, dabei jedoch stets mindestens drei Verteidigende zwischen angreifender Person und Torlinie positioniert sein sollten. Heute wiederum reicht es aus, wenn nur ein Verteidiger/eine Verteidigerin sich dazwischen befindet. Entscheidend ist allerdings, dass die Abseitsregel, wie immer auch sie konkret ausgestaltet sein mag, für das Zustandekommen des Fußballspiels unerlässlich und damit eine eben *konstitutive* Regel ist. Der Leistungsvergleich wäre ohne sie nicht wirklich möglich, weil es zur Rudelbildung im Strafraum der jeweils gegnerischen Mannschaft kommen würde. Ist der Leistungsvergleich hingegen durch konstitutive Regeln erst ermöglicht worden, dann können die regulativen Regeln gleichsam zu regulieren beginnen. Diese Ermöglichungsdimension von Regeln ist in der Sportsoziologie bislang weitgehend vernachlässigt worden, mit der Konsequenz, dass man die epistemische Objektivität des Sports sowohl konstitutionstheoretisch nicht hinreichend explizieren als auch methodologisch nicht begründen konnte, wie man qua Regelwissen zur kontrollierten Rekonstruktion der Struktureigenschaften des Sports gelangen könnte.

Neben der Vernachlässigung dieser elementaren Rolle konstitutiver Regeln im Sport wird in der Sportsoziologie im Zusammenhang mit dem Regelbegriff aber auch noch ein anderer Punkt außer Acht gelassen: Es gibt Regeln mit *unterschiedlicher Reichweite der Geltung*. Dabei begreifen die mir bekannten sportsoziologischen Autorinnen und Autoren Regeln immer als etwas primär Sportartenspezifisches.⁵⁰ Doch so wichtig diese Regeln auch sind, um einheitliche Vergleichsbedingungen herzustellen und zu perpetuieren: es gibt auch konstitutive Regeln, *die für den Sport insgesamt gelten* und ohne die man sich einen sportlichen Leistungsvergleich grundsätzlich nicht vorstellen kann. Auf diese Regeln wollen wir uns im Folgenden konzentrieren.⁵¹

So haben wir in Kapitel 2.3 – wiederum im Anschluss an Searle – bereits davon gesprochen, dass eine konstitutive Regel hier darin bestehen könnte, dass die Kontrahenten einem *Gewinn- bzw. Konkurrenzgebot* unterliegen. Damit ein Leistungsvergleich überhaupt zustande kommt, *müssen* sie konkurrieren. Dieses ›Konkurrieren-

50 So z.B. Heinemann (2007[1980]: 68ff.) der, wie angemerkt, ebenfalls explizit von konstitutiven Regeln spricht, diese jedoch lediglich als identitätsrelevant für konkrete Sportarten und nicht für sportliche Praxis insgesamt begreift. Im Übrigen sagt er auch nichts darüber, woher er den Begriff hat und welcher konstitutionstheoretische Status (= Ermöglichung sozialer Praxis) ihm zukommt.

51 Darüber hinaus gelten im Sport aber auch noch allgemeinere Regeln, die auch in nicht-sportlichen Interaktionen gelten, z.B. die Regeln der Sequenzialität (vgl. dazu Maiwald/Sürig 2018).

müssen« ist durchaus wörtlich zu verstehen: Es ist nicht dem Belieben der einzelnen Sporttreibenden anheimgestellt, dies zu tun oder zu lassen, sondern der Zwang ergibt sich aus der Logik des Sportgeschehens selbst, an dem sie partizipieren. Natürlich können sie sich diesem faktisch verweigern, aber dann kommt eben kein Sportgeschehen zustande.⁵² Es handelt sich um einen »zwanglosen Zwang«.⁵³ Aus dem Gewinngebot ergibt sich schließlich auch eine entscheidende Konsequenz für die Dynamik von Sportpraktiken: Sie gehen mit einer gewissen Dramatik einher (vgl. dazu etwa Hortleder/Gebauer 1986), und es ist sicherlich auch dieses Merkmal, das Elias und Dunning (2003[1986]) zum Anlass für ihr Argument nehmen, dem zufolge Sport etwaige Spannungsdefizite kompensiere.

In diesem Zusammenhang noch ein Punkt zur im Rahmen der systemtheoretisch orientierten Sportsoziologie geführten Debatte um die sogenannte *Leitorientierung* des Sportsystems (vgl. etwa Schimank 2005[1988]; Stichweh 1990; Bette 2010): Meines Erachtens gehen die dabei diskutierten Codes wie Sieg/Niederlage oder Leisten/Nicht-leisten schon ziemlich in dieselbe Richtung wie das, was wir mit der konstitutiven Regel des Gewinngebots angesprochen haben. Denn sie verweisen ja darauf, dass es um *Konkurrenz* geht. Der Begriff der konstitutiven Regel scheint mir nichtsdestotrotz besser geeignet, weil er das, worum es dabei geht (soziale Regeln), zum einen konstitutionstheoretisch adäquater verortet und betont, dass das Gewinngebot eine *Ermöglichungsbedingung* für den sportlichen Leistungsvergleich darstellt. Und zum anderen lässt er zugleich den »Beitrag« der beteiligten Akteure deutlich werden, die ja aus den durch die Regeln eröffneten Handlungsoptionen *wählen* müssen. Hingegen machen die genannten Codes als Handlungsorientierungen der Akteure nur begrenzt Sinn, weil die Frage ja nicht ist, ob man sich etwa am Siegen oder Verlieren bzw. am Leisten oder Nicht-Leisten orientiert, sondern ob man sich auf das *Konkurrieren* einlässt oder nicht; und wenn man sich drauf einlässt, dann stellt die bestmögliche Leistung bzw. der Sieg die Leitorientierung dar und nicht das Verlieren bzw. Nicht-Leisten. Deswegen, so scheint es mir, spricht etwa Bette auch wahlweise vom Sieg/Niederlage-Code *oder* eben vom »Siegescode« (Bette 2010: 90; auch Schimank 2005[1988]). Zudem lassen binäre Codierungen offenkundig keine Abstufungen zu (Unentschieden, verschiedene Platzierungen/Zeiten), die es im Sport ja faktisch gibt. Daher erklärt es sich,

52 In einigen Sportarten gibt es entsprechend die Möglichkeit, Spieler*innen wegen »Passivität« zu sanktionieren. Im Boxen und Fechten etwa kann dies mittels Punktabzug oder gar Disqualifikation geschehen.

53 Darauf scheint mir auch Bernard Suits abzustellen, wenn er von einer »lusory attitude« (1973: 49) spricht: von einer Art sportspezifischen Haltung, welche die »game-players qua game-players« wie selbstverständlich einnehmen, wenn sie an einem Sportereignis partizipieren, eine Haltung »without which it is not possible to play a game« (ebd.). Diese Haltung gilt im Grunde für das Gesamt an konstitutiven Regeln im Sport: wenn man *Sport* treibt, dann nimmt man die »lusory attitude« ein und agiert nach den entsprechenden konstitutiven Regeln.

warum wiederum Bette (2010) alternativ auch von »überlegener und unterlegener Leistung« spricht (ebd., Hervh. i. O.). Eine »Gradualisierung« des Sport-Codes, wie sie hier anklingt und wie sie Schimank (2005[1988]: 114) erstmals vorgeschlagen hat, kann das Problem letztlich aber auch nicht wirklich lösen, weil dies den Sinn der binären Codierung unterlaufen würde, der ja nachgerade darin besteht, eindeutig binär zu sein (vgl. zu dieser Debatte auch Stichweh 1990). Orientiert man sich hingegen an der konstitutiven Regel des Gewinngebots, dann ist nicht nur impliziert, dass es im Sport selbstverständlich auch um die Vermeidung von Niederlagen bzw. schlechten Leistungen geht, sondern die Gradualisierungsproblematik löst sich schlichtweg auf.

Verschiedentlich wird in der Sportsoziologie indes auch von einem Rekordstreben im Sport gesprochen bzw. davon, dass Rekorde einen besonderen Stellenwert im Sport einnehmen (vgl. etwa Krockow 1972; Guttmann 2004[1978]; Schimank 2005[1988]). Hier muss man allerdings zwei Dinge unterscheiden: Zum einen sind Rekorde im Sport im Wortsinn essenziell: Sofern nämlich »to record« zunächst schlicht »aufzeichnen« bzw. »protokollieren« bedeutet, ist es offensichtlich, dass Rekorde in dieser Hinsicht für den Sport konstitutiv sind, denn wie sonst sollten ein objektiver Leistungsvergleich und die Sicherung eines dauerhaften Interesses daran überhaupt möglich sein. Zum anderen bezeichnet ›Rekord‹ aber auch eine Höchstleistung, die im prinzipiell universellen Maßstab vergleichbar ist. Das ist nun eine zwingende Folge des Ins-Zentrum-Stellens des Leistungsvergleichs und des darauf bezogenen Gewinngebots. Denn ein System, das auf kontinuierlichen, systematischen Vergleich von Leistungen spezialisiert ist und in dem es um Gewinnen geht, geht natürlich unweigerlich mit einer »Tendenz zur Höchstleistung« (Krockow 1972: 16, Hervh. i.O.) einher. Die Akteure in diesem System müssen bestrebt sein, die bestmögliche Leistung zu erzielen, auch wenn es nicht immer gleich ein ›Weltrekord‹ sein muss, die Reichweite von Rekorden also gleichsam variieren kann (z.B. weltweit, national, vereinsmäßig, individuell). In dieser Hinsicht scheint mir der »quest for records« (Guttmann 2004[1978]: 16) schlicht eine Konsequenz aus dem Gewinngebot zu sein und lässt sich insofern in diesem spezifischen Sinne freilich auch als konstitutiv für den Sport betrachten. Habe ich die deutsche Fußballmeisterschaft einmal gewonnen, so kann ich mich natürlich nicht darauf ausruhen, sondern möchte sie quasi strukturell bedingt auch ein zweites, drittes, viertes, x-tes Mal gewinnen. Daraus folgt gleichwohl nicht, dass jedes Sportereignis immer zur Aufstellung eines Rekords führt oder zwingt. Sportliche Praxis kann problemlos stattfinden, ohne dass permanent Rekorde erzielt würden; insofern reicht es eben manchmal auch aus, einfach zu gewinnen, und manchmal »gewinnen die anderen«, wie Otto Rehhagel mal gesagt haben soll.

Eine weitere allgemeinsportliche konstitutive Regel ist, dass der Ausgang des sportlichen Wettkampfs bis zum Ende der offiziellen Wettkampfzeit offen sein muss. Anderenfalls wäre ein veritabler Leistungsvergleich genauso wenig möglich,

wie wenn es kein Gewinngebot gäbe. Gleichzeitig muss jedoch am Ende ein präzises Ergebnis feststehen, was sich entsprechend auch eindeutig messen lassen muss und wofür es eben standardisierte, kodifizierte Vergleichsbedingungen braucht.⁵⁴ Christian Krockow hat diesen Zusammenhang auf die knappe Formel gebracht, dass der Sport »Entscheidungsoffenheit und Entscheidungspräzision« (1972: 16) verbinde. Auch das ist ein für die Dynamik und Spannung von sportlichen Wettkämpfen zentrales Element: Man weiß eben nicht, wie ein Wettkampf ausgeht, bis er entschieden ist – prinzipiell bis zur letzten Wettkampfssekunde. Entsprechend nimmt die Spannung ab und ist es der Dynamik eines Wettkampfs nicht zuträglich, wenn die Leistungsbilanz schon früh besonders deutlich zugunsten einer der Wettkampfparteien ausfällt bzw. die Leistungsunterschiede zwischen den Parteien so groß sind, dass der Wettkampf weit vor Ablauf der Wettkampfzeit »so gut wie entschieden« ist; gewährleistet wäre der Leistungsvergleich allerdings auch dann. Es scheint mir daher nicht für den Sport konstitutiv zu sein, dass die jeweiligen Wettkampfparteien ein ähnliches Leistungsniveau aufweisen. Der Leistungsvergleich würde ja dennoch zustande kommen, auch wenn etwa eine Bundesligamannschaft gegen einen Amateurverein spielte. Gut möglich, dass das Spiel dann weniger spannungsvoll wäre, zwingend ist es allerdings nicht, wie man aus zahlreichen einschlägigen DFB-Pokal-Begegnungen weiß.

Kommen wir zur nächsten allgemeinsportlichen Regel: der Regel, dass sportliche Leistungsvergleiche *öffentlich* sein müssen. Darauf haben wir im Anschluss an Werron im letzten Kapitel bereits hingewiesen. Laut Werron (2010) ist die Öffentlichkeit bzw. das »Publikum«, wie er es nennt, konstitutiv für die Genese und Reproduktion des sportlichen Leistungsvergleichs. Der entscheidende und sportsoziologisch originelle Punkt bei Werron ist hier, dass mit »Publikum« nicht nur konkrete Akteure bzw. Rollen (Fans, Journalistinnen und Journalisten, Zuschauer*innen etc.) bezeichnet sind, sondern im *abstrakten* Sinne ein »öffentliches Gedächtnis« (ebd.: 62). Zu verstehen ist darunter »eine Ebene öffentlicher kommunikativer Operationen, die den Möglichkeitsraum sportlicher Leistungen und den Horizont des Sendens, Redens und Schreibens über Sport definiert« (ebd.: 68, Hervh. i. O.). Sportliche Wettkämpfe sind also genau in dem Sinne öffentlich, dass die in ihnen erbrachten Leistungen strukturell immer schon an ein abstraktes Publikum adressiert sind, das sich für sie interessiert, sie dokumentiert, einordnet und deren Messung und Zustandekommen kritisch beäugt. Der sportliche Leistungsvergleich impliziert, dass man sich dieser abstrakten Öffentlichkeit gegenüber exponiert, sich also nicht bloß

54 Dies ist in Sportarten wie dem Eiskunstlauf oder teilweise auch im Boxen problematisch, weil die Objektivität und Eindeutigkeit des Ergebnisses durch die Subjektivität der Juroren und Jurorinnen beeinträchtigt sein kann bzw. Möglichkeiten der Manipulation sich eröffnen. Ebenfalls problematisch können aber auch ungleiche Wettkampfbedingungen infolge von Umwelteinflüssen wie etwa Wind sein – so zum Beispiel im Ski-Springen oder im Biathlon.

privat mit sich selbst vergleicht, sofern der ›Witz‹ einer Praxis, die den Leistungsvergleich zum zentralen Handlungsproblem erhebt, schließlich ja nachgerade darin besteht, dass man sich mit und von anderen messen lassen muss; es gilt, in einem prinzipiell universellen Maßstab intersubjektiv überprüfbar die beste Leistung zu ermitteln. Und sofern man das Publikum dabei *als Abstraktum* versteht, setzt dies weder zwingend einen direkten Wettkampf (man denke etwa nur an Zeitfahren oder Ski-Springen) noch eine direkte Beobachtung seitens anwesender Zuschauer*innen voraus; tatsächlich bekommt man ja in manchen Sportarten die Sportler*innen nur für einen relativ kurzen Augenblick zu Gesicht (beim Marathonlaufen ebenso wie bei Rad- und Autorennen z. B.); und an ›Geisterspiele‹ hatte man sich in der Corona-Zeit ebenfalls recht gut adaptiert. Entscheidend ist also, dass die Leistungsvergleiche, in welcher Form auch immer, *veröffentlicht* werden und damit von einer diffusen Öffentlichkeit rezipiert, geprüft, dokumentiert und gewichtet werden können.⁵⁵ Und dies wäre prinzipiell auch schon dann der Fall, wenn ein Spieler oder eine Spielerin nach einem Fußballspiel etwa selbst einen Spielbericht verfassen und diesen veröffentlichen oder ein Interview geben würde (vgl. ebd.: 68). Insofern steht dieses Verständnis von Öffentlichkeit in einer Strukturverwandtschaft zur wissenschaftlichen oder politischen Öffentlichkeit. Das Publikum des Sports ist eine Art ›sportific community‹, die sich für Leistungsvergleiche interessiert.

Mit der Institutionalisierung des Leistungsvergleichs zu einem darauf spezialisierten Sozialsystem, das wir als ›Sport‹ bezeichnen, geht die Öffentlichkeitsbedingung im Grunde also zwingend einher. Denn wenn es um ein systematisches Sich-Messen geht, kann dies gar nicht anders sein, als dass man sich exponiert, den Wettkampfverlauf und das Wettkampfergebnis dokumentiert und auf diese Weise das Wettkampfgeschehen öffentlich relevant setzt. Das Publikum ist insofern auch das

55 Vor diesem Hintergrund könnte man dazu verleitet werden, anzunehmen, die heutzutage gängige Praxis, dass Freizeitlaufende ihre Trainingsläufe per Smartphone-App aufzeichnen (Zeit, Streckenlänge, verbrannte Kalorien) und diese Daten via soziale Netzwerke posten, würde die eigentlich gesundheits- und selbstoptimierungsorientierten Laufaktivitäten zu Sport werden lassen, weil mit der Veröffentlichung ja so etwas wie ein Publikum gegeben wäre, das die Konkurrenz der Laufenden mit sich selbst beobachtet. Dies wäre meiner Ansicht nach jedoch unzutreffend. Denn zum einen gibt es keinen Wettkampfbetrieb und keine Organisation, die einheitliche Wettkampfbedingungen festlegen würde. Und zum anderen scheint auch das Interesse des Publikums letztlich ein eher ›voyeuristisches‹ zu sein, weil ja keine Berichte oder Statistiken über die erbrachten Leistungen angefertigt werden. Die Daten werden bloß publiziert und von einer diffusen Beobachter*innenmasse rezipiert, aber es gibt keinen »Vergleichshorizont« im Sinne Werrons. Die Kommentare beschränken sich im Wesentlichen auf Beglückwünschungen, Ermutigungen oder Empfehlungen. Meine These wäre also, dass es sich bei solchen Veröffentlichungspraktiken aller Wahrscheinlichkeit nach nicht um sportliche Leistungsvergleiche handelt; es wäre interessant, dem empirisch weiter nachzugehen.

verbindende Element zwischen räumlich, sachlich und zeitlich distanzierten Wettkampfeignissen. Es »stellt Vergleichskriterien und einen evaluativen *Vergleichshorizont* bereit, der die Erfassung *einzelner* Wettkämpfe mit der Relationierung und Evaluation *vieler* Wettkämpfe verbindet« (ebd.: 65, Hervh. i.O.). Daraus folgt, dass sportliche Leistungsvergleiche immer auch in einen kontinuierlichen »Wettkampfbetrieb« (ebd.: 62) eingebettet sein müssen. Denn natürlich kann man sich auch Wettkämpfe vorstellen, die lediglich an einer singulären Raum-Zeit-Stelle stattfinden, wie es im Rahmen von Spielen zum Beispiel der Fall ist. Aber damit sie zu Sport werden, bedarf es einer Sequentialisierung vereinzelter Wettkampfeignisse und damit eines öffentlichen Interesses und einheitlicher Vergleichsbedingungen. Um dies mit Werron zusammenzufassen: »Sportler in diesem Sinne wird man nicht schon dadurch, dass man ein Spiel mit wissenschaftlich anmutender Präzision analysiert und mit leidenschaftlicher Hingabe betreibt, sondern erst dadurch, dass man sich auf das kontinuierliche Verglichenwerden in Wettkämpfen einlässt« (ebd.: 64, Hervh. i. O.).

Man muss sich indes die Beziehungen zwischen den hier vorgestellten Elementen (in unserer Terminologie: konstitutiven Regeln) des Sports »nicht als hierarchisch, sondern als zirkulär miteinander verbunden« vorstellen (ebd.). Es ist eben ein *System* konstitutiver Regeln, die sich wechselseitig aufeinander beziehen und deren gemeinsamer Fluchtpunkt wiederum im Handlungsproblem des wettkampfförmigen Leistungsvergleichs liegt.

Schließlich wollen wir eine letzte konstitutive Regel des Sports besprechen (was nicht heißt, es gäbe nicht vielleicht noch andere), und zwar die Regel, dass sportliche Wettkämpfe *handlungslogisch zweckfrei* sein müssen. Sport, so haben wir im vorherigen Kapitel mit Elias und Dunning bereits festgestellt, gehört zu denjenigen Freizeitaktivitäten, die den »Charakter von Muße haben« (2003[1986]: 132). Entsprechend heißt es etwa auch bei Heinemann (2007[1980]: 68): »Das Ergebnis eines sportlichen Wettkampfs ist völlig nutzlos, es besitzt vor allem für andere Daseinsbereiche keinerlei Gebrauchswert.« Und Schimank (2005[1988]: 120) schreibt: »Sportliches Handeln hat, als ein Typus spielerischen Handelns, keinen Zweck außerhalb seiner selbst – etwa ein Produkt oder eine Entscheidung, die dann in anderen Kontexten weiterverwendet würden.«⁵⁶ Eine Radrennfahrerin zum Beispiel fährt nicht 150 Kilometer, um von A nach B zu kommen; sie fährt – im Gegensatz wiederum zu einer Taxifahrerin – nicht, weil sie ein Mobilitätsproblem zu lösen

56 Auch in der Aufnahmeordnung des Deutschen Olympischen Sportbundes heißt es unter Punkt zwei: »Die Ausübung der eigenmotorischen Aktivitäten muss Selbstzweck der Betätigung sein. Dieser Selbstzweck liegt insbesondere nicht vor bei Arbeits- und Alltagsverrichtungen und rein physiologischen Zustandsveränderungen des Menschen.« Online unter: https://cdn.dosb.de/user_upload/www.dosb.de/uber_uns/Satzungen_und_Ordnungen/aktuell_Aufnahmeordnung_2018_.pdf, [Letzter Zugriff: 22.04.2022].

hat, sondern weil es einfach zu den Regeln des Straßenradsports gehört, dass man Rennen in Form relativ langer Strecken auf gewöhnlichen Verkehrsstraßen, die entsprechend abgesichert werden, fährt. Und wenn sie bei diesem Rennen vor allen anderen ins Ziel kommt, dann hat das für ihr reales Leben keine direkten Konsequenzen (indirekte natürlich schon: ggf. hohe Prämien, Werbeverträge, hoher materieller Lebensstandard etc.), und zwar in dem Sinne, dass sie diesen Sieg weder essen noch trinken noch sonst wie praktisch verwerten kann; sie kann für etwaige Verstöße gegen sportliche Regeln auch nicht vor zivilen Gerichten strafrechtlich verfolgt und belangt werden (Stichwort: Sportgerichte). Auch ein Boxkampf, um ein weiteres Beispiel zu bemühen, wird freilich nicht deshalb ausgetragen, weil die beteiligten Parteien einen persönlichen Konflikt miteinander zu klären und sich hierzu für das Setting des Boxkampfes entschieden haben – ja, erstaunlicherweise fallen sie sich, nachdem sie sich »grün und blau« geprügelt haben, in aller Regel gar noch in die Arme und überbieten sich mit wechselseitigen Komplimenten und können im echten Leben die besten Freunde sein. Dass der Sport zweckfrei ist bzw. der Leistungsvergleich dessen abstrakter Zweck ist, sieht man ferner auch daran, dass eben im Grunde alle Aktivitäten prinzipiell versportlicht werden können, sofern sie entweder schon aus sich selbst heraus zweckfrei sind (die verschiedenen Ballsportarten zum Beispiel) oder sofern sie gleichsam vom Lebensernst befreit werden (eben Radfahren um seiner selbst und nicht der Mobilität willen). Entsprechend kann man in der Rekonstruktion des Versportlichungsprozesses vieler Aktivitäten, die heute als Sport gelten, zeigen, dass ein wesentlicher Teil der Versportlichung nachgerade darin bestand, dass die Aktivitäten, sofern sie nicht ohnehin schon aus spielerischen Kontexten stammten, aus funktionalen Zusammenhängen herausgelöst wurden (vgl. etwa für Boxen und Fechten Schöffler 1935; für das Laufen Oettermann 1984). Entscheidend ist also, dass der lebenspraktische *Gebrauchswert* einer Aktivität getilgt wird; es darf ihn nicht mehr geben. Ein *Tauschwert* hingegen kann zweckfreien Aktivitäten durch Kommerzialisierungsprozesse natürlich zugeschrieben werden, was ja auch getan wird (und auch Kunstwerke werden ja gehandelt, ohne dass die Kunst damit zwingend zweckgeleitet würde). Die Zweckfreiheit des Sports erklärt letztlich auch, warum Elias und Dunning ihn in eine Reihe mit Theater, Musik, Malerei, Glücksspiel oder Tanz stellen und sie erklärt vielleicht auch, warum die in Kapitel 2.4 behandelten Reduktionismen des Sports auf Spiel oder seine Analogisierung mit Kunst oder Religion der Sportsoziologie unterlaufen.

Gut dokumentiert ist entsprechend auch die puritanische Sportfeindlichkeit, die ja im Kern eben darin begründet ist, dass der Sport in lebenspraktischer Hinsicht völlig nutzlos ist und sich durch eine »Ausgrenzung aus der Welt des Ernstes« (Krockow 1972: 33), durch eine *außer-*, anstatt *innerweltliche* Askese auszeichnet. Umgekehrt »hört der Sport«, wie es Krockow treffend formuliert, genau an dem Punkt, wo er mit »Nützlichkeitserwägungen« alliiert wird, indem man ihn etwa nur

betreibt, um »fit« zu werden, zu bleiben oder um etwaigen Schönheitsnormen zu entsprechen und »an dem sich der Puritaner eventuell mit dem Sport versöhnen« könnte, »als Sport auf« (ebd.: 34–35). Nicht zufällig, so Krockow weiter, »trifft der Fluch des Puritaners so unterschiedliche Gestalten wie den Mönch und den Heiligen, den Vagabunden und den Bettler, den Feinschmecker, den Don Juan, den Athleten und den Spieler« (ebd.: 35).

Für Heinemann, Schimank sowie Elias und Dunning ist gleichwohl nur der Amateursport zweckfrei. Hier dagegen wird argumentiert, dass wenn man den Blick streng auf die Ebene der Praxis richtet, der Sport, sei es professioneller oder amateurmäßiger, *strukturlogisch zweckfrei* ist (ähnlich scheint auch Guttmann zu argumentieren, vgl. 2004[1978]: 12; vgl. auch Bourdieu 1986: 95). Ob man für den FCR Bramsche oder den FC Bayern München spielt – die konkrete Sportpraxis auf dem Spielfeld bleibt ja dieselbe, folgt denselben Regeln und ist damit auch genauso zweckfrei. Hier wie dort lassen sich die erbrachten Leistungen lebenspraktisch nicht direkt verwerten. Ein Tor kann für einen Fan emotional »alles« bedeuten und es kann für einen Spieler einen Karrieresprung verursachen, und dennoch löst es *als solches* lebenspraktisch gar nichts. Natürlich besteht in der modernen Gesellschaft immer auch die Möglichkeit, verschiedene Tätigkeiten im Rahmen eines Berufes auszuüben und seinen Lebensunterhalt damit zu bestreiten. Dies bedeutet dann auch, dass man sich mitunter in bürokratischen Strukturen bewegen sowie an vertraglich festgelegte Leistungen und Gegenleistungen binden muss. Zweifelsohne gilt dies auch für die Berufs- bzw. Profisportler*innen. Mit ihrer Tätigkeit verdienen sie Geld und sind Teil einer Unterhaltungsindustrie, die von Jahr zu Jahr große Umsätze und Gewinne generiert. Damit ist natürlich auch klar, dass die Berufssportler*innen an Wettkämpfen bzw. Turnieren nicht einfach aus Spaß teilnehmen, sondern weil es eben ihre Arbeit und damit Bestandteil einer vertraglich geregelten Leistungsbeziehung ist. Doch um all das geht es nicht, wenn es um die Zweckfreiheit des Sports geht. Denn diese bezieht sich streng auf die Praxisebene, genauer: die Ebene sportspezifischer Interaktionen.⁵⁷ Dass die Regel der Zweckfreiheit des Sports – ob berufs- oder amateurmäßig betrieben – gilt, sieht man nicht zuletzt auch daran, dass sie durchaus auch gebrochen werden kann bzw. wird. Wenn beispielsweise ein Boxer seinem Gegner ein Stück vom Ohr abbeißt, ein Formel-1-Fahrer einen Widersacher absichtlich von der Strecke befördert oder ein Fußballspieler einem anderen absichtlich einen Kopfstoß versetzt, dann ist die Grenze der Zweckfreiheit in Richtung des ernststen Lebens überschritten und die Basis für eine regelgeleitete, kooperative Wettkampfpraxis zerstört. Entsprechend werden solche Verhaltensweisen in der Regel auch mit maximaler Härte sanktioniert. Man kann daher auch sagen, dass der Kern aller Fair-Play-Regeln

57 Entsprechend ist auch wissenschaftliches oder künstlerisches Handeln in sich zweckfrei, auch wenn man das offenkundig im Rahmen einer Berufsrolle ausüben kann.

sich nachgerade aus dem Sachverhalt speist, dass Sport zweckfrei ist; lebenspraktisch geht es um nichts, entsprechend kann das Gewinngebot unter bestimmten Umständen auch mal hintangestellt werden.

Wie oben schon mal angedeutet, ist schließlich noch zu betonen, dass letztlich nicht nur die jeweilige sportliche Praxis zweckfrei ist, sondern auch der Leistungsvergleich. So geht es nicht – wie etwa beim Hochschulranking, in Unternehmen oder in der Schule – um eine Wertung bzw. einen Leistungsvergleich, die bzw. der funktional für die Durchführung eines konkreten praktischen Zwecks ist, sondern es geht schlichtweg um den Leistungsvergleich um seiner selbst willen.

Wir wollen an dieser Stelle einen Punkt machen. Es ist gut möglich, dass es noch weitere konstitutive Regeln im Sport gibt. Und ganz sicher gibt es die natürlich auf der Ebene der einzelnen Sportarten. Gleichwohl ging es in diesem Kapitel nicht um Vollständigkeit, sondern darum, das Konzept der konstitutiven Regeln für die Sportsoziologie fruchtbar zu machen. Der Vorteil und Beitrag des damit in Anschlag gebrachten Regelverständnisses für die Sportsoziologie besteht darin, dass man nun nicht mehr bloß von ›Merkmalen‹ oder ›Elementen‹ zu sprechen braucht, die für den Sport irgendwie konstitutiv sind, sondern diese Strukturaspekte konstitutionstheoretisch präzise als konstitutive *Regeln* bestimmen und eben auch erklären kann, worin genau das Konstitutive an ihnen besteht und wie sie als System zusammenhängen. Entscheidend, so haben wir gesagt, ist dabei die Idee, dass konstitutive Regeln die Praxis, die sie regulieren, zugleich überhaupt erst erschaffen und Handlungsoptionen eröffnen. Auf diese Weise wird es nicht nur möglich, die Sportpraxis als eine epistemisch objektive Struktur zu kennzeichnen, die sich deutlich von anderen, möglicherweise ähnlich erscheinenden Praktiken unterscheidet, sondern auch autonomes bzw. kreatives Handeln im Sport auf der Handlungsebene selbst zu verorten, anstatt es auf die Ebene der Persönlichkeit, Situation oder des Zufalls zu suspendieren.

2.5.3 Interaktion als der ›Ort‹ von Strukturreproduktion und -transformation

Die Rekonstruktion der Struktureigenschaften sportlicher Praxis kann nun als für die hier verfolgten Zwecke hinreichend gesättigt gelten. Ein wichtiger Punkt muss abschließend aber, wenn auch nur kursorisch, noch angesprochen werden. Es geht um die Frage nach dem ›Ort‹, an dem sich sportspezifische Strukturen reproduzieren bzw. transformieren. Ich will diesbezüglich der Argumentation von Kai-Olaf Maiwald und Inken Sürig folgen (2018) und als diesen ›Ort‹ die Interaktion, die sportliche Interaktion ausweisen. Die zentrale Annahme des Interaktionskonzepts von Maiwald und Sürig ist, dass soziale Strukturen sich grundsätzlich in Interaktionen bilden, das heißt: sich reproduzieren und transformieren, es zugleich aber kein gleichsam selbstläufiger Prozess ist, sondern von den Interagierenden reproduzierend oder transformierend gestaltet wird. Die wesentlichen Annahmen und Begrifflichkeiten, die notwendig sind, um diesen allgemeinen Prozess der

Strukturbildung in Interaktionen zu beschreiben, wurden in Kapitel 2.2 bereits erläutert, sodass wir sie im Folgenden nur noch auf sportliche Interaktionen zu übertragen brauchen. Dabei können wir aus Platzgründen gleichwohl nicht ins Detail gehen, denn die Frage nach dem Stellenwert von Interaktionen im Sport könnte prinzipiell schon eine eigene Arbeit füllen.⁵⁸ Deshalb soll an dieser Stelle nur skizziert werden, wie man sich die Strukturbildung in Sportinteraktionen auf Basis des hier in Anschlag gebrachten Begriffsinstrumentariums vorstellen kann. Dies wird dann im nächsten Kapitel noch etwas ausführlicher am Beispiel des freizeitlichen Marathonlaufens veranschaulicht.

Als erstes können wir feststellen, dass sportliche Interaktionen – wie alle sozialen Interaktionen – räumliche und/oder zeitliche Kopräsenz⁵⁹ erfordern und sich grundsätzlich sequenziell vollziehen. Dazu gehört entsprechend, dass sie einen klar definierten Anfang und ein klar definiertes Ende haben; sie müssen eröffnet und beschlossen werden. Der Sachbezug einer jeden Sportinteraktion ist der Leistungsvergleich, zu dem ein sportartenspezifisches Handlungsproblem hinzukommt. An einer jeden Sequenzstelle einer Sportinteraktion eröffnen nun die konstitutiven Regeln des Sports, von denen einige zentrale im letzten Kapitel ja besprochen wurden, einen Möglichkeitsraum, aus dem die jeweiligen Sportakteure auswählen können und auswählen müssen. Dies ist je nach Sportart natürlich sehr unterschiedlich und vor allem unterschiedlich dynamisch. Im Fußball etwa vollzieht sich das Interaktionsgeschehen vergleichsweise schnell und ist entscheidungsintensiv, während beim Marathonlaufen weitaus weniger direkt interagiert werden muss und die Beteiligten in der Regel eher weniger unter Entscheidungsdruck stehen. Man sieht daran auch, dass je nach Sportart unterschiedliche Interaktionsformate bzw. -modi zusammenwirken. Dies lässt sich mit Bezug auf Goffman (1983) präzisieren: Während alle Sportereignisse im von Goffman so bezeichneten »platform format« stattfinden, weil sie gleichsam auf einer *Bühne* bzw. vor einem diffusen Publikum sich vollziehen und dies den Fokus der Interaktion darstellt, sind je nach Sportart aber auch andere Interaktionsformate relevant. So vollzieht sich das Fußballspiel etwa nach dem Muster der weitgehend nicht-sprachlichen »conversational encounters«, das heißt: in selbstgesteuerter, direkter Interaktion. Dagegen kann man beim Marathonlaufen natürlich auch direkt interagieren, wenn man etwa auf der Zielgeraden mit einem/einer direkten Kontrahenten/Kontrahentin um den Sieg sprintet; in

58 Im Bereich der praxeologischen Sportssoziologie hat sich zum Beispiel Marion Müller (2014) mit der Bedeutung von Interaktionen im Sport beschäftigt.

59 So kann man sich durchaus vorstellen, dass ein Wettkampf im Rahmen einer eSportart auch online ausgetragen wird und die Beteiligten entsprechend nur zeitlich kopräsent bzw. räumlich distant sind. Dies würde dann strukturell einer Interaktion am Telefon oder per Videochat ähneln.

der Regel jedoch entspricht der Interaktionsmodus der Marathonlaufenden untereinander eher dem, was Goffman »ambulatory units« nennt: Man konzentriert sich darauf, den anderen nicht in die Quere zu kommen, sie stillschweigend zu überholen bzw. ihnen auszuweichen. Hin und wieder gibt es auch mal einen Blickkontakt oder einen kurzen Wortwechsel.

Wie in der Auseinandersetzung mit der praxeologisch orientierten Sportsoziologie und den somatischen Reduktionismen bereits erläutert, vollziehen sich sport-spezifische Interaktionen weitgehend nicht-sprachlich. Sicherlich wird dort auch mal miteinander gesprochen, prinzipiell jedoch ist Sprechen für den Vollzug sportlicher Praxis nicht erforderlich, weil man sozusagen mit dem Körper bzw. mit den jeweiligen Sportgeräten »spricht«. Und die Verstehensgrundlage bilden dabei die konstitutiven Regeln des Sports und der jeweiligen Sportart. Es reicht etwa, zu *sehen*, dass ein Tor erzielt wurde, um zu wissen, *dass* ein »Tor« erzielt wurde und dieses exakt einen Punkt einbringt, wenn man die Regeln des Fußballs kennt. Und ebenso kann man visuell erkennen, dass jemand schachmatt gesetzt worden ist, weil diesem Ergebnis eine entsprechend eindeutige Figurenkonstellation auf dem Schachbrett entspricht, die man ohne Verbalisierung verstehen kann. Daher könnte man bei der Fernsehübertragung eines Sportspiels auch den Ton ausschalten und würde das nunmehr bloß visuell rezipierte Geschehen dennoch problemlos verstehen können (die Funktion von Kommentatorinnen und Kommentatoren verweist ja entsprechend darauf, dass ein ansonsten *eigenständiges* Geschehen kommentiert wird). Im Sport sind also die Körperbewegungen und Artefakte Ausdrucksmaterialitäten, die material zwar nicht-sprachlich verfasst sind, als bedeutungstragende Einheiten jedoch zugleich wie Sprache funktionieren, was man sich anhand der Searle'schen oben schon mehrfach zitierten Formel »X gilt als Y im Kontext C«, deutlich machen kann: Jedem konkreten Vollzug einer Bewegung bzw. einer Sequenz von Bewegungen, oder grundsätzlicher: jedem materialen Ausdruck eines bestimmten Sportgeschehens (X) kommt qua konstitutiven Regeln, die im Kontext dieses Geschehens gelten (C), ein eindeutiger Bedeutungsgehalt zu (Y), der sich eindeutig verstehen und in terms des sprachlichen Begriffsinventars dieser Sportart verbal- oder schriftsprachlich ausdrücken lässt. Jeder Vollzug eines Passes, einer Flanke, einer Grätsche oder eines Tores im Fußball funktioniert also strukturell gesehen *wie ein Sprechakt*, der immer wieder zum Ausdruck bringt, dass eine bestimmte Bewegung bzw. eine bestimmte Sequenz von Bewegungen als »Pass«, »Flanke«, »Grätsche« oder als »Tor« gilt.

Mit jedem Akt bzw. jeder Interaktion im Kontext einer bestimmten Sportart werden folglich bestimmte sport- und sportartenspezifische Bedeutungsgehalte zum Ausdruck gebracht und somit reproduziert. Sport- und sportartenspezifische Strukturen bestätigen sich sozusagen mit jedem gültig vollzogenen Sportakt aufs Neue. Aber diese Strukturen reproduzieren sich weder automatisch, noch sind sie gleichsam wandlungsresistent. Sie reproduzieren sich eben so lange, wie sie

von konkreten Akteuren in sportbezogenen Interaktionen (d.h. auch vonseiten der Sportorganisation, wenn es etwa um Regeländerungen geht) relevant gesetzt oder transformiert werden. Und genau in dem Sinne »kann man Interaktion auch allgemein als Ort der ›Ratifizierung‹ von institutionellen Tatsachen bezeichnen« (Maiwald/Sürig 2018: 217, Hervh. i. O.). Denn im Prinzip stellt sich an jeder Sequenzstelle in einer sportbezogenen Interaktion immer wieder die Frage, inwieweit und welche konkreten sport- bzw. sportartenspezifischen Strukturen sich reproduzieren oder transformieren. Und sowohl das eine wie auch das andere muss methodologisch gesehen in der Analyse konkreter Interaktionen dingfest gemacht werden können.

Noch ein letzter Punkt: Insbesondere in der praxeologisch orientierten Sportsoziologie wird die Sportpraxis (aber nicht nur die Sportpraxis) als ein im Grunde vollständig routinisiert ablaufender Prozess verstanden, bei dem die Subjektivität der Beteiligten weitgehend ausgeschaltet ist. So heißt es etwa bei Müller:

»So basieren sowohl der Umgang mit Ball als auch das Klavierspielen offenbar auf einem nicht explizierbaren inkorporierten Wissen, das die Bewegung anleitet und das erst durch jahrelanges Training erworben werden muss. Im Fußballjargon wird diese Form des ›tacit knowledge‹ häufig als ›Torinstinkt‹ oder ›Spielintelligenz‹ beschrieben. Bewegungsabläufe und die Erfassung der Spielsituation scheinen tatsächlich ohne jeden Umweg über abstraktes Denken abzulaufen und unmittelbar vom Körper angeleitet zu werden« (2014: 201, Hervh. i. O.). Und etwas weiter heißt es: »Sportliche Bewegungen wie das Fußballspielen lassen sich überzeugend als soziale Praktiken beschreiben: Als präreflexiv ablaufende Tätigkeiten, die auf praktischem gegenseitigen Verstehen basieren und das Produkt einverleibter Erwartungserwartungen sind.« (ebd.: 207)

Versteht man unter dem im Zitat Gesagten, dass sportartenspezifische Fertigkeiten wiederum wie Sprache funktionieren, indem sie als eine Art Grammatik einsozialisiert und praktisch ohne Nachdenken ausagiert werden, dann habe ich an dieser Stelle keinen Kritikpunkt. Dann geht es nämlich lediglich um die ›Bordmittel‹, die man im Laufe der Sportsozialisation erwirbt und die einen überhaupt erst dazu befähigen, überhaupt am Sportgeschehen zu partizipieren; man lernt schlichtweg die ›Sprache‹ des Sports. Versteht man das Gesagte jedoch dahingehend, und das klingt meines Erachtens vor allem im zweiten Teil des obigen Zitats an (»präreflexiv ablaufende Tätigkeiten«, »Produkt einverleibter Erwartungserwartungen«), dass das Entscheiden zwischen Handlungsalternativen in einer sportlichen Interaktion sozusagen gänzlich mechanisiert ist bzw. wie automatisch abläuft, dann stellt dies eine Reduktion dar bzw. verleitet zu einem Missverständnis. Denn die Dynamik des Sportgeschehens lebt ja gerade davon, dass dessen faktischer Verlauf hochgradig kontingent und zugleich Ergebnis individueller Leistungsbeiträge und damit Entschei-

dungen ist, die sich *nicht* bloß auf das routinisierte Abspulen von einstudierten Abläufen beschränken. Anderenfalls fragt es sich nämlich auch, wie Wettkampfergebnisse dann überhaupt als Leistungen zugerechnet werden könnten (man müsste sie dann z.B. als Produkte der Leistungen im Training deuten). Mit dem oben knapp skizzierten Verständnis sportspezifischer Interaktionen können wir hingegen auch die autonomen Beiträge von Sportakteuren genau bestimmen.

Demnach *müssen* Sporttreibende prinzipiell an jeder Sequenzstelle eines Wettkampferlaufs zwischen den durch konstitutive Regeln eröffneten Handlungsoptionen *wählen*. Dabei müssen sie natürlich auch auf ihre einsozialisierten und eingeübten Fertigkeiten zurückgreifen, wobei der Grad der Beherrschung von und das individuelle Reichtum an sportartenspezifischen Technikressourcen die Handlungsoptionen freilich erweitert: Wer bestimmte ›Tricks‹ und Techniken beherrscht, kann eine bestimmte Wettkampfsituation möglicherweise anders und besser lösen als jemand, der/die diese nicht in seinem/ihrem Repertoire hat. Und diese Ressourcen müssen natürlich jederzeit abrufbar sein und auf Antrieb funktionieren, weswegen man sie ja auch kontinuierlich trainieren muss. Diese, wenn man so will, mechanischen Fertigkeiten lassen sich tatsächlich als Routinen verstehen. Der entscheidende Punkt bleibt gleichwohl der, dass man jenseits dessen in jeder konkreten sportlichen Situation dennoch aus Handlungsoptionen wählen muss; man muss sich entscheiden, ob man den Ball wieder zurückpasst oder ob man den Alleingang wagt; man muss sich entscheiden, ob man flach oder hoch passt oder antäuscht, muss sich entscheiden, ob man in Führung geht und versucht einen Vorsprung zu erlaufen usw. Dabei kann man sich freilich wiederum an bestimmten routineförmigen Maximen (›gebe den Pass im Zweifel flach rein, weil das eher den Ballbesitz sichert‹) oder taktischen Vorgaben (›so viele hohe Bälle in den Strafraum wie möglich, weil wir kopfballstark sind und die nicht‹) orientieren; aber man kann sich eben auch anders entscheiden, was den Einsatz von Subjektivität erfordert. Entsprechend zeichnen sich virtuose Sportakteure nachgerade dadurch aus, dass sie in jeder Wettkampfsituation gleichsam spielerisch mit dem Gesamt der ihnen zur Verfügung stehenden Handlungsoptionen und Vorgaben umgehen und damit verbunden auch Optionen entdecken und wählen können, die neu bzw. überraschend sind. Doch auch dann, wenn Sportakteure routinisiert handeln – so weit jedenfalls, wie das im Sport überhaupt möglich ist –, muss man dies analytisch gesehen als Entscheiden werten – als eine Entscheidung eben, einer selbsterzeugten oder vorgegebenen Routine bzw. Anweisung zu folgen. Anderenfalls würde man autonomes Handeln grundsätzlich nicht erklären können.

Wenn wir nun noch die in Kapitel 2.2 vorgenommene Unterscheidung von Sinnesebenen hinzuziehen, dann können wir sagen, dass in jedem sportlichen Wettkampf nicht nur die allgemeine Sinnstruktur des Sports sowie die besondere Sinnstruktur der jeweiligen Sportart sich reproduzieren, sondern auch eine *interaktive Sinnstruktur* entsteht, indem die beteiligten Akteure permanent aus den ihnen durch sport-

und sportartenspezifische konstitutive Regeln eröffneten Handlungsoptionen wählen. Entsprechend beziehen sich solche geläufigen Beschreibungen von Sportereignissen wie, dass ein Wettkampf »langweilig« oder »spannend« bzw. ein »Krimi« gewesen sei, genau auf jenen interaktiven Sinn, der sich in konkreten Sportinteraktionen bildet. Und natürlich sind auch die konkreten Ergebnisse sportlicher Wettkämpfe gewissermaßen interaktiv »erzeugt«.

C. Gegenstandsspezifischer Teil: Die Praxis des Marathonlaufens

Nachdem zunächst konstitutionstheoretische Aspekte des Gegenstandsbereichs der Sozialwissenschaften thematisiert und die allgemeinen Struktureigenschaften sportlicher Praxis rekonstruiert wurden und nachdem schließlich die Interaktion als der ›Ort‹ bestimmt wurde, an dem jene Strukturen sich reproduzieren bzw. transformieren, soll es im nun folgenden Kapitel darum gehen, den Fokus gegenstandsspezifisch weiter zu verdichten, das heißt: ihn auf das Marathonlaufen einzustellen. Die Struktur des Kapitels basiert dabei auf der für die Konstitutionstheorie der OH mitunter wesentlichen Überlegung, dass Allgemeinheit und Besonderheit in einem dialektischen Verhältnis zu einander stehen. So ist der Sport zwar ein historisch gewachsenes Gebilde und damit eine im Vergleich zu vorsportlichen Praxisformen neue, *besondere* Struktur; zugleich ist er aber auch durch *allgemeine* Struktureigenschaften gekennzeichnet, wie sie oben rekonstruiert wurden und die auch mit grundlegenden bzw. höheraggregierten sozialen Strukturen zusammenhängen (Handlungsprobleme, soziale Regeln, normative Standards etc.). Gleichwohl kommen die allgemeinsportlichen Struktureigenschaften historisch nur in Gestalt konkreter Sportarten vor. Und auch hier zieht sich die Dialektik von Besonderem und Allgemeinem durch: Besonders sind die einzelnen Sportarten, weil sie »ihre eigene Physiognomie« (Elias 2003[1986]: 78) haben; zugleich sind sie aber auch allgemein, sofern sie nicht nur die allgemeinen Struktureigenschaften sportlicher Praxis reproduzieren, sondern ihre je eigene Physiognomie zum einen sich auch als eine objektive Struktur kennzeichnen lässt; und zum anderen drücken sich in ihr immer auch übergeordnete historisch-spezifische Strukturen wie der jeweils gültige Zeitgeist und andere Kulturspezifika aus. Und wenn im Folgenden die besondere Physiognomie des Marathonlaufens rekonstruiert werden soll, dann soll es im Grunde um alles das gehen.

Dabei wird so vorgegangen, dass in einem ersten Schritt (Kap. 2.6) einige historische Entwicklungslinien des Laufsports skizziert und vor dem Hintergrund des bisher Erarbeiteten reflektiert werden. Begleitend werden statistische Daten in Bezug auf sozialstrukturelle Aspekte des Laufens bzw. Marathonlaufens einbezogen. Anschließend wird der Fokus auf die *Praxis* des Marathonlaufens eingestellt und wird die spezifische Strukturiertheit dieser Laufdisziplin herausgearbeitet (Kap. 2.7). Eng damit verknüpft wird es um sportsoziologische bzw. soziologische Erklärungsversuche des Laufens und Marathonlaufens gehen, die vor dem Hintergrund der Rekonstruktion der Struktureigenschaften des Marathonlaufens auf Plausibilität geprüft werden sollen. Außerdem gilt es, offengebliebene Fragen zu identifizieren sowie nach alternativen Erklärungsmöglichkeiten Ausschau zu halten. Abschließend (Kap. 2.8) werden die bisherigen Ergebnisse zusammengefasst und wird das Erkenntnisinteresse im Hinblick auf die Fallanalysen präzisiert.

2.6 Soziohistorische Entwicklung und sozialstrukturelle Aspekte des Laufsports

Bevor das Laufen zum Sport wurde, war es lange Zeit vor allem ein gleichsam natürliches Mittel zur Raumüberwindung und damit in funktionale bzw. zweckgeleitete lebenspraktische Kontexte eingebettet. Es war keine Sport-, sondern eine Fortbewegungsart. Und dazu gehörte auch, dass lange Strecken zurückgelegt wurden – so, wenn es etwa um die Nahrungsbeschaffung (Ermüdungsjagd) ging (vgl. Jung 1984: 15f.). Mit der Sesshaftwerdung des Menschen wurde diese Funktion natürlich schnell obsolet, und das Laufen wurde in neue funktionale Zusammenhänge integriert. So berichtet Stefan Oettermann (1984: 7) in seiner kulturgeschichtlichen Rekonstruktion des Laufens etwa von »laufenden Boten«, die mehrere Hundert Kilometer zurücklegten, um Nachrichten zu überbringen und so nicht nur lange Zeit fester Bestandteil des Nachrichtenwesens in vielen Kulturen waren, sondern im 16. Jahrhundert in Mitteleuropa sogar zu einem eigenständigen Berufsstand avancierten. Mit der Einführung und dem Ausbau der kaiserlichen Thurn und Taxis'schen Post zu Beginn des 18. Jahrhunderts verlor das Laufen dann aber auch diese Funktion. Zugleich tat sich ein neuer funktionaler Zusammenhang auf: Sogenannte »herrschaftliche Läufer« bzw. »Vorläufer« (ebd.: 31) stellten sich in den Dienst gut betuchter Herrschaften, deren Kutschen sie laufend vorauseilten, um Wege auf Befahrbarkeit zu überprüfen, auszuleuchten sowie die Ankunft der Herrschaften an den jeweiligen Destinationen anzukündigen. Doch im Zuge des Infrastrukturausbaus verloren die Läufer letztlich auch diese Funktion und »regredierten« zu reinen Statussymbolen der herrschenden Schichten. Es wurde »modisch«, sich einen Läufer zu »halten«: »So wie die Bevorzugung bestimmter Pferderassen der Mode unterworfen war, galt es um 1800 in Wien als besonders *schick*, italienische Läufer zu beschäftigen, während man in Frankreich mehr von den läuferischen Qualitäten der Basken überzeugt war« (Oettermann 1984: 40)

In diesem Zuge entwickelte sich um 1800 auch die sogenannte »Wienerische Laufkultur« (ebd.: 51), in deren Kontext die Herrschaften ihre distinguierten Läufer bei Wettrennen im Prater gegeneinander antreten ließen. Man könnte diese Wettkämpfe bereits als Vorläufer des Laufsports betrachten, weil man nunmehr offensichtlich immer deutlicher auf den zweckfreien Leistungsvergleich abstellte und es auch schon so etwas wie einen Wettkampfbetrieb gab. Gleichwohl ist es wichtig zu sehen, dass das Laufen hier trotzdem noch kein Sport war. Denn auch ungeachtet dessen, dass es sogar schon ein großes Publikum gab, welches sich für diese Ereignisse interessierte, lässt sich nicht davon sprechen, dass der Leistungsvergleich selbst schon im Vordergrund stand; er war noch nicht als eigenständiges Handlungsproblem etabliert. Stattdessen war es das Spektakel, das das Publikum anzog, während die läuferischen Leistungen nicht gewürdigt wurden, sodass es auch noch kein »öffentliches Gedächtnis« im Sinne Werrons (2010) gab, das sich für das Laufen

als Sport interessierte. Das Wiener Publikum war noch kein Sportpublikum, und die Wettkämpfe waren keine Sportwettkämpfe, sondern »feudale Späße« (ebd.: 69), im Rahmen derer die Laufenden mitunter auch gegen Pferde antreten mussten, wobei viele an Erschöpfung starben, zusammenbrachen oder sich verletzten. Entsprechend erhoben sich um die Revolutionszeit zur Mitte des Jahrhunderts auch zunehmend kritische Stimmen gegen diese Praxis, bis sie schließlich eingestellt wurde – jedenfalls in dieser Form.

Denn obschon sich die überkommenen Herrschaftsverhältnisse auflösten, ging das Spektakel nunmehr selbstorganisiert weiter. Dazu veranstalteten die Läufer »Schauläufe« (ebd.: 79), bei denen sie wiederum gegen Pferde antraten, extreme Strecken auf Stelzen zurücklegten oder bei Wettbewerben rückwärts liefen und Ähnliches mehr. In der Folge entstand ein neuer Beruf: der Beruf des »Kunstläufers« (ebd.: 90). Zugleich begann das Publikum sich nun immer stärker für die Laufwettbewerbe als *läuferische Leistungsvergleiche* zu interessieren. Es kam zur Vereinheitlichung von Regeln, und neue Technologien im Bereich der Zeitmessung schufen neue Vergleichs- und Dokumentationsmöglichkeiten von Laufleistungen, die das Publikum nun immer mehr »im Verhältnis von Zeit zu Strecke zu begreifen« begann (ebd.: 136).

Anhand dieser historischen Entwicklung lässt sich insofern ganz gut zeigen, wie Läufer und Publikum in einem wechselseitigen, dialektischen Prozess den Leistungsvergleich allmählich ins Zentrum der sich entsprechend neuformierenden Praxisform stellten, ihn also zum eigentlichen Handlungsproblem machten, sodass zum Fin de Siècle die Institutionalisierung des Laufens als eigenständiger Sportart letztlich zum Abschluss kam. Ein Meilenstein in dieser Hinsicht war sicher auch die Anerkennung des Marathonlaufs als olympische Disziplin sowie seine Aufnahme ins Wettkampfprogramm der 1896 ausgetragenen ersten Olympischen Spiele der Neuzeit in Athen (vgl. zum Hintergrund dieser Aufnahme Marxen/Müller 2016). Und 1897 schon stieg in Boston der erste veritable Stadtmarathon (vgl. Lennartz 2005: 10), der seither jährlich ausgetragen wird und bisher nur ein einziges Mal – im Jahr 2020 aufgrund der Covid-19-Pandemie – vollständig abgesagt wurde (im Jahr 1918 fand er weltkriegsbedingt bloß als Staffellauf statt [vgl. ebd.]).

Fortan existierte das Laufen also zwar als anerkannte olympische Sportart, jedoch noch nicht als selbstorganisiert betriebene Bewegungskultur bzw. Freizeitpraxis. Stattdessen war es organisational eingebettet, das heißt: Man war in der Regel Club- bzw. Vereinsmitglied, und gelaufen wurde ausschließlich auf Aschenbahnen bzw. Spezialstrecken; zu laufen bedeutete daher vor allem auch, dass man Wettkämpfen teilnehmen musste, und entsprechend hoch war das Leistungsniveau. Dass Laufende *einfach so* auf der Straße, dem Bürgersteig, im Park oder im Wald joggten, galt als merkwürdig bzw. war begründungsbedürftig (vgl. Scheerder et al. 2015). Dies änderte sich erst ab den 1960er Jahren, als das Laufen – zunächst in den US-amerikanischen Großstädten – zu einer massenhaften Freizeitbewegung

sich zu entfalten begann. Wie Scheerder et al. konstatieren, habe sich das »achievement running« zunehmend zum »recreational running« gewandelt (ebd.: 2). Die Laufpraxis verlagerte sich immer mehr von der Aschenbahn auf die Straße, und die Club- bzw. Vereinsmitgliedschaft als prototypisches Setting des Sporttreibens wurde durch selbstorganisierte Formen wie Lauftreffs, private Laufgruppen oder das Einzeltraining ergänzt. Entsprechend wurde das Laufen nun auch von Laufenden unterschiedlichster Leistungsniveaus praktiziert. Wie Scheerder et al. in Anspielung an Allen Guttmann argumentieren, ging es dieser neu emergierenden »ersten Welle« der Laufbewegung (»first running boom«) nunmehr weniger um Wettkampf und Leistung als vielmehr darum, das Laufen als eine »less structured, less rationalized, less quantified, less competitive and less bureaucratized activity« zu betreiben (ebd.). Der Aufstieg des Laufens als Massenbewegung, so die Autoren weiter, könne daher auch als prominenter Ausdruck der Counterculture der 1960er und 70er Jahre gelesen werden.

Gleichwohl muss man bereits an diesem Punkt eine wichtige Differenzierung einfügen, die bei Scheerder et al. wie in vielen anderen Darstellungen der historischen Entwicklung des Breitensports nicht vorgenommen wird. Und zwar die Unterscheidung von genuin sportlichen und lediglich gesundheits- oder selbstoptimierungsbezogenen Praktiken. So steht es auf der einen Seite außer Frage, dass es etwas Neues war, dass das Laufen im Zuge des »running booms« nun auch als (weitgehend) selbstorganisierter Sport außerhalb eines Vereins ausgeübt werden konnte. Dies hing vor allem mit dem Aufkommen sogenannter *Volksläufe* zusammen.⁶⁰ Denn hierdurch blieb das Laufen zwar weiterhin in die Struktur sportlicher Wettkämpfe eingebettet, war also faktisch gesehen immer noch Sport, konnte zugleich aber eben auch stärker individuell strukturiert werden, was dann entsprechend auch bedeutete, dass man es weniger leistungsorientiert betreiben konnte. Mit anderen Worten: Mit den Volksläufen war ein *neuer Rahmen* geschaffen worden, welcher es erlaubte, in formaler Hinsicht an der Struktur des sportlichen Leistungsvergleichs zu partizipieren, ohne jedoch im engeren Sinne mit anderen konkurrieren zu müssen. Damit rückte zugleich die Bewältigung der Strecke als eigenständiges Handlungsproblem stärker in den Fokus. Während es für besonders leistungsorientierte Laufende außerfrage stehen dürfte, dass sie die Strecke bewältigen können und es ihnen vor allem um eine gute Zeit und eine gute Platzierung

60 1963 stieg in Bobingen der erste Volkslauf in Deutschland, an dem 1.654 Laufende teilnahmen (vgl. Lutz 1989: 17). 1981 fanden schon über 1.000 Veranstaltungen mit rund 600.000 Teilnehmenden statt. Und 2019 waren es knapp 3.500 Veranstaltungen mit rund 2,2 Millionen Teilnehmenden (DLV 2022). Generell zählt Laufen neben Radfahren und Schwimmen schon seit Jahren konstant zu den beliebtesten Bewegungspraktiken bzw. Sportarten in Deutschland (vgl. Preuß/Alfs/Ahlert 2012; Alfs 2014; BMWi/BISp 2019).

geht, stellt für viele weniger leistungsorientierte Laufende schon die Streckenbewältigung selbst eine Hürde dar, die es zu überwinden gilt. Im Zuge der Steigerung der eigenen Leistungsfähigkeit kann die Messlatte dann prinzipiell immer höher gelegt werden – bis hin eben zum Marathon und Ultramarathonlauf – oder kann sich der Fokus auf die Erzielung besserer Zeiten bzw. Platzierungen einstellen. Diese Struktur ist also sicherlich eine Besonderheit des amateurmäßig betriebenen Laufens, aber man darf dabei eben nicht vergessen, dass sie zugleich immer noch in die übergreifende Struktur des sportlichen Leistungsvergleichs eingebettet ist. Wir kommen im nächsten Kapitel noch darauf zurück.

Auf der anderen Seite muss man von dieser Entwicklung jedoch systematisch die Emergenz von Bewegungspraktiken unterscheiden, die mit *sportlichem Leistungsvergleich* – abgesehen vielleicht von einigen rein äußerlichen Ähnlichkeiten – nichts zu tun haben, sofern sie vielmehr funktional auf Gesundheit und/oder Selbstoptimierung bezogen und damit entweder zweckgeleitet sind oder zumindest im Dienste eines gänzlich anderen Handlungsproblems als des sportlichen stehen. Man darf also die in den 1960er Jahren entstandenen neuen Laufformen mit den gänzlich anders strukturierten, aber ebenfalls in diesem Zeitraum emergierten, wenn auch äußerlich vielleicht ähnlich erscheinenden Bewegungspraktiken nicht gleichsetzen. Während erstere genuine Phänomene der Ausdifferenzierung des Sportsystems darstellten, waren letztere eher Phänomene der »fitness revolution« (ebd.: 3) – man denke hier bspw. ans Joggen, Aerobic oder das nicht-wettkampfförmige Bodybuilding – und sind daher eher im Kontext der Ausdifferenzierung des Gesundheits- und Erziehungssystems zu verorten. Dass diese zwei strukturell verschiedenen Praktiken dennoch immer wieder vermengt werden, hängt letztlich wohl mit dem reduktionistischen Schluss zusammen, dass Sport primär etwas mit körperlicher Anstrengung zu tun habe (vgl. Kap. 2.4).

Die soeben vollzogene Differenzierung ist natürlich auch für die Analyse der Laufbewegung folgenreich. Denn die »Jogging-Welle«, die damals aus den USA »nach Europa überschwappte« (Lutz 1989: 21), stellte mitnichten eine »homogene Masse« dar, die ausschließlich aus Laufenden bestand, die das Laufen allesamt *als Sport* betrieben. Vielmehr können wir vor dem Hintergrund des oben Gesagten mit Dieter Jütting (2004: 50ff.) nunmehr zwischen zwei verschiedenen Bewegungspraktiken differenzieren: den gesundheitsorientierten, nicht an Wettkämpfen partizipierenden »Joggern« einerseits sowie den stärker leistungsorientierten, an Wettkämpfen teilnehmenden »Runnern« auf der anderen Seite. Joggen ist demnach eine an gesundheitlichen Aspekten orientierte, *nicht-zweckfreie Praxis* und daher nach dem hier in Anschlag gebrachten Verständnis kein Sport. Sicher ist es von seiner äußeren Erscheinungsform bzw. von seinem Bewegungsablauf her zunächst einmal grundsätzlich kaum vom Laufen als Sport zu unterscheiden – am ehesten ginge es wohl über die Geschwindigkeit, indem man das Joggen als ein »easy running at a very slow pace« – als eine Art Traben – bestimmt (ebd.: 50) oder über die

Kleidung und das Setting. Legt man den Fokus hingegen auf die *Handlungsebene*, dann sieht man, dass hier schlichtweg ein anderes Handlungsproblem bearbeitet wird als im Sport; der Sachbezug ist ein anderer.⁶¹

In den ersten beiden Teilen des Theoriekapitels ist entsprechend bereits kritisiert worden, dass im Zuge des Wandels der Freizeitsphäre und damit der Emergenz neuer Bewegungsformen und -kulturen auch der Sportbegriff – gleichsam proportional dazu – häufig immer weiter definiert wurde, bis hin zu einem derart breiten Sportverständnis, demnach jegliche »Lösungen von Bewegungsaufgaben«, bei denen »unterschiedlichste Ziele verfolgt werden«, bereits als Sport bezeichnet werden (Wopp 2008: 322; Heinemann 2007[1980]: 57ff.). In diesem Zusammenhang wird in der Sport- und Freizeitforschung auch oft davon gesprochen, dass »sich der Sportbegriff selbst wandelt« (Haut 2021: 242). Entsprechend wird suggeriert, dass die neuen Bewegungsformen alle irgendwie unter ›Sport‹ verbucht werden können, wenn man den Sportbegriff bloß anpasst bzw. dieser durch die jeweiligen Akteure selbst ›angepasst‹ wird, was dann zu solchen Buchtiteln wie ›Sport in der Freizeit. Mehr Lust als Leistung‹ (Opaschowski 1987) geführt hat. Dabei ist natürlich an sich überhaupt nichts Problematisches daran, Formen von Freizeitbeschäftigungen zu untersuchen, die am Lustprinzip orientiert sind und/oder um der Erholung, Gesundheit und was sonst noch willen betrieben werden. Und es ist ja auch nicht so, dass die Unterschiede zwischen Letzteren und Sport in der Sportsoziologie überhaupt nicht gesehen würden. Im Gegenteil: Es werden ja eben bereits unterschiedliche Sportverständnisse und -modelle formuliert und wird ja zwischen Wettkampfsport im engeren und Freizeit- bzw. Breitensport im weiteren Sinne unterschieden (vgl. ebenfalls Wopp 2008). Sportsoziologisch ergänzungsbedürftig und entscheidend ist allerdings, dass man jene nicht-wettkampfförmigen Bewegungsformen nicht unter ›Sport‹ rubriziert und damit den falschen Eindruck erweckt, *der Sport als solches* würde sich vom wettkampfförmigen Leistungsvergleich wegbewegen und allmählich ein gleichsam *neuer, anderer Sport* werden. Denn wäre dem so, dann wäre dies tatsächlich faktisch gleichbedeutend mit der Auflösung des Sportsystems, was Uwe Schimank (2005) sodann auch zu der Diagnose veranlasst hat, dass die Autonomie des Sportsystems angesichts der zunehmenden ›Aufweichung‹ des Sieg/Niederlage-Codes durch die vermehrte

61 In dieser Hinsicht ist das Begriffspaar »achievement running« vs. »recreational running« von Scheerder et al. (2015) zumindest missverständlich, denn zum einen setzt natürlich jedwede Form des Laufen ein gewisses Maß an Leistungsorientierung bzw. Leistungsbereitschaft voraus. Ob man nun an Wettkämpfen teilnimmt oder nicht, laufen muss man, und damit muss man bereit sein, ein gewisses Maß an Anstrengung zu investieren und somit natürlich auch etwas zu leisten. Zum anderen und vor allem ist das Begriffspaar aber eben auch dahingehend missverständlich, dass es unterstellt, die neue »recreational« Laufbewegung der 1960er Jahre wäre eine ›homogene Masse‹ freizeitlich Laufender gewesen, ohne dabei zwischen sportlich Laufenden und lediglich gesundheitsorientiert Joggenden zu differenzieren.

Inklusion nicht-wettkampfförmiger Bewegungsformen gefährdet sei. Dabei steht es natürlich außer Frage, dass der wettkampfförmige Leistungsvergleich nach wie vor im Rahmen vieler Sportarten als zentrales Handlungsproblem bearbeitet wird und unter anderem mit den eSports auch neue Anwärter auf die Inklusion ins Sportsystem bereits ›in der Warteschlange‹ stehen (auch wenn entsprechende Bestrebungen von der Sportorganisation gegenwärtig noch abgewehrt werden), sodass von einer Auflösung des Sportsystems bzw. von einer Gefährdung seiner Autonomie faktisch nicht die Rede sein kann. Es ist nur so, dass neben dem Sport zahlreiche andere Freizeitpraktiken emergieren, die eben stärker auf Gesundheit, Selbstoptimierung und Wohlbefinden abstellen und die man entsprechend auch gesondert untersuchen und begrifflich anders fassen muss.⁶²

Eine Vernachlässigung dieser Differenz kann indes auch zu einer verzerrten Forschung im Bereich der Sportaktivität bzw. sozialen Ungleichheit im Sport führen. So konstatiert Jan Haut (2021) in seiner Übersicht zur sportbezogenen Ungleichheitsforschung, dass schichtspezifische bzw. »vertikale« Ungleichheiten im Sport seit den 1960er Jahren relativ stabil geblieben seien (= je weniger Einkommen und niedriger die formale Bildung, desto geringer die Sportaktivität), wogegen »horizontale« Ungleichheitsmerkmale wie Alter oder Geschlecht nunmehr abgenommen hätten (vgl. ebd.: 244). Beispielsweise sei der Anteil der Sport treibenden Frauen mittlerweile genauso hoch wie der Anteil der Männer, während bis in die 1970er Jahre der Anteil der Männer ansonsten um zehn bis 20 Prozent höher gelegen habe. Interessant ist nun Hauts Erklärungsvorschlag: Die tendenzielle Nivellierung der horizontalen Unterschiede dürfe ihm zufolge mit einem »gewandelten Sportverständnis zusammenhängen: [...] inzwischen gelten auch andere, insbesondere auf Fitness und Ausdauer zielende körperliche Aktivitäten ohne Wettkampf- und Leistungsorientierung selbstverständlich als Sport« (ebd.). Und in diesen seien eben mehr Frauen vertreten als Männer; ansonsten wären aber *im Wettkampfsport* nach wie vor mehr Männer als Frauen engagiert. Sofern man also von einem weiten Sportverständnis ausgeht, sieht es so aus, als hätten die Differenzen zwischen den Geschlechtern im Sport sich tendenziell verflüchtigt. Fasst man unter Sport hingegen nur diejenigen Aktivitäten, bei denen der Leistungsvergleich im Fokus steht, so kann von einer Nivellierung der geschlechtsspezifischen Differenzen in Bezug auf die Sportaktivität nicht ohne weiteres die Rede sein (vgl. kritisch dazu auch Haut/Emrich 2011).⁶³

62 Und die genannten allgemein geläufigen Unterscheidungen von Wettkampf-, Freizeit-, Breiten- oder Gesundheitssport eignen sich meines Erachtens nicht wirklich gut, um die entscheidende strukturelle Differenz zwischen den dahinterliegenden Praktiken herauszustellen, weil sie, da sie alle weiterhin auf die Kategorie ›Sport‹ rekurrieren, unterstellen, dass die so bezeichneten Praktiken eben immer noch ›irgendwie‹ Sport seien.

63 Diese Problematik drückt sich in Surveys zur sportlichen Aktivität, wie etwa dem EU-Barometer (vgl. Europäische Kommission 2014), dann auch so aus, dass gar nicht mehr enger de-

Unsere Argumentation, dass hinter dem, was oftmals vereinheitlichend mit der Laufbewegung der 1960er und 70er Jahre assoziiert wird, im Grunde zwei strukturell verschiedene Praxisformen stehen, wird im Übrigen keineswegs dadurch entkräftet, dass der Strukturwandel von Arbeit und Freizeit, in dessen Kontext jene Praxisformen emergierten, gleichsam von Beginn an von funktionalen bzw. gesundheitsbezogenen Semantiken begleitet wurde. So war die »erste Welle« der Laufbewegung nach Scheerder et al. (2015: 3) nämlich zugleich eine Art Sternstunde der Lauf- und Gesundheitsgurus.⁶⁴ Entsprechend sei es in den Vereinigten Staaten auch schnell zur Lieblingsbeschäftigung der sogenannten »yuppies« (young urban professionals) geworden, die durch ihre Partizipation an einem der Gesundheit, Fitness und Work-Life-Balance frönenden Lebensstil ihren sozialen Status als Angehörige der oberen Mittelschicht haben markieren können (vgl. ebd.: 4). Und auch in Deutschland war die Laufbewegung mit solchen Semantiken alliiert. So wurde 1959 vom Deutschen Sportbund (DSB) der sogenannte »Zweite Weg« für den bundesdeutschen Sport ausgerufen – eine Kampagne, die nach eigenen Angaben darauf abzielte, den negativen Folgen der Bewegungsarmut entgegenzuwirken sowie der Zunahme an Freizeit Rechnung zu tragen, die mit dem Wandel der Arbeitswelt von einer Industrie- zu einer Dienstleistungsgesellschaft sowie mit einer generellen Verbesserung der Arbeitsbedingungen infolge gewerkschaftlichen bzw. sozialpolitischen Engagements einhergingen. Man warb dabei mit Slogans wie »Olympia nach Feierabend« oder »Sport für alle« und übernahm eben auch den aus den USA kommenden Fitness-Begriff. In den 1970er Jahren folgte eine weitere Kampagne, die sogenannte »Trimm-Dich-Aktion«, in deren Kontext solche Slogans wie »Lauf mal wieder!« oder »Spiel mal wieder!« geprägt wurden (vgl. zu diesen Kampagnen Lutz 1989: 18ff.). Dass solche Funktionalitätssemantiken dabei nicht nur im Kontext jener

finiert wird, was unter Sport zu verstehen ist, sondern schlichtweg einfach nach »Sport und körperlicher Aktivität« (ebd.) gefragt wird, womit man genuin sportliche Aktivitäten mit jeglichen Bewegungsformen einerseits willkürlich zusammenzieht, andererseits aber zugleich auch anzeigt, dass eine Differenzierung eigentlich nötig wäre. Andere Erhebungen definieren zwar den Sportbegriff, lassen ihn aber ebenfalls sehr offen bzw. setzen ihn einfach axiomatisch fest. So z.B. bei Alfs (2014): »Da keine allseits anerkannte und brauchbare Realdefinition des Konstrukts »Sport« existiert, wird Sport hier im Sinne einer Nominaldefinition als freiwillig ausgeübte, der subjektiven Einschätzung unterliegende Betätigung [...] verstanden. In Anlehnung an die Definition der Europäischen Sportcharta aus dem Jahr 1992 [...] bezieht sich diese Definition auf jegliche Form der körperlichen Ertüchtigung, die innerhalb und außerhalb von Vereinen ausgeübt wird, um die körperliche und seelische Verfassung zu verbessern, zwischenmenschliche Beziehungen zu entwickeln oder ergebnisorientierte Wettkämpfe zu bestreiten« (ebd.: 5, Hervh. i. O.).

64 Vgl. z.B. nur Buchtitel wie »Sportliches Langlaufen. Der erfolgreiche Weg zur Gesundheit« (Jung 1984), »Programmiert für 100 Lebensjahre. Wege zur Gesundheit und Leistungsfähigkeit« (van Aaken 1974) oder »Gesundheit und Wohlbefinden durch regelmäßiges Laufen« (Weber 1984).

tatsächlich auf Gesundheit und Selbstoptimierung fokussierten Praktiken, sondern auch im Bereich des Sports und erst recht des Laufsports Verwendung und Anklang fanden, ist gleichwohl weniger ein Argument dafür, dass die Laufbewegung eben doch homogen gewesen sei und von vornherein insgesamt mehr auf Gesundheit, Selbstoptimierung und Wohlbefinden abstellte als auf den Leistungsvergleich, sondern lässt vor dem Hintergrund unserer Argumentation im Gegenteil vielmehr fragen: Wieso nimmt jemand, dem oder der es lediglich um Gesundheit, Fitness und Wohlbefinden geht, ausgerechnet an *Wettkämpfen* teil, obwohl dies allein für die Erhaltung oder Herstellung von Gesundheit eigentlich nicht notwendig wäre (vgl. dazu die einschlägigen Argumente aus Kap. 2.4 u. 2.5)?

Im Hinblick auf die Laufpraxis konkreter Akteure, die an Wettkämpfen teilnehmen, erzeugen Funktionalitätssemantiken also mehr Fragen, als sie eigentlich beantworten, und man muss sich diese Praxis genauer anschauen, um diese Fragen zu klären (was wir später machen werden). Die Bedienung von Funktionalitätssemantiken aufseiten der Politik hingegen lässt sich gut damit erklären, dass man sich davon womöglich eine Kostenreduktion im Gesundheitssektor verspricht. Und auch die Sportorganisation dürfte die Bedienung solcher Semantiken eher strategisch einsetzen, um bei der Beschaffung von Fördergeldern für die sportliche Infrastruktur erfolgreicher zu sein, denn der Erfolg von Förderanträgen dürfte natürlich umso höher ausfallen, je besser man den Sport als gemeinschaftlich nützlich plausibilisieren kann (neben wiederum positiven gesundheitlichen Effekten wird hier auch oftmals auf die integrative und sozialisierende ›Kraft‹ des Sports oder auf seine Prestigepotenziale auf internationaler Bühne rekurriert) (vgl. dazu Krockow 1972: 79). Insofern muss man letztlich eben auch gar nicht bestreiten, dass Funktionalitäts- und Nützlichkeitssemantiken durchaus ein gewichtiger, das heißt: dynamisierender Faktor für die massive Ausweitung von sowohl genuin sportlichen als auch fitnessbezogenen Freizeitaktivitäten in den 1960ern und 70ern gewesen sein mögen. Und ebenso wenig ist es empirisch ausgeschlossen, dass auch Sporttreibende Funktionalitätssemantiken bedienen, wenn sie über ihr Sportengagement berichten und es zu begründen versuchen; solche Semantiken stehen den Gesellschaftsmitgliedern nun einmal als Begründungsschablonen zur Verfügung und können leicht adaptiert werden. Entscheidend ist nur, dass man bei der soziologischen Analyse die Ebene der faktischen Praxis dabei nicht aus dem Blick verliert und vor dem Hintergrunddessen, dass es beim Sport nicht primär um Gesundheit, Aussehen oder Stressbewältigung, sondern um Leistungsvergleiche geht, entsprechend skeptisch wird, wenn solche Semantiken von den Handelnden

selbst in Anschlag gebracht werden.⁶⁵ Darauf kommen wir an späterer Stelle noch zurück.

Wenn wir uns nun dem Übergang von den Volksläufen zum Marathon zuwenden, dann erscheinen etwaige Funktionalitätssemantiken natürlich noch erklärungsbedürftiger, weil es sich nunmehr auch noch um einen Wettkampf handelt, bei dem eine herausragend lange Strecke bewältigt werden muss. Und dies primär mit Gesundheitsargumenten zu erklären, scheint freilich noch unplausibler als bei den Volksläufen. Schauen wir uns aber zunächst an, wie es überhaupt zur Entstehung der Marathonbewegung gekommen ist und wie sie sich sozialstrukturell zusammensetzt.

Das Aufkommen von Stadtmarathons stellte zunächst einmal nicht nur eine Erweiterung der für freizeithlich Laufende zugänglichen Disziplinenauswahl dar, sodass man sich unter nunmehr variierten Laufwettkampfbedingungen mit anderen bzw. mit sich selbst messen konnte, sondern natürlich auch eine Erweiterung des potenziellen Bewährungsspielraums: Für wen fünf oder zehn Kilometer keine Herausforderung mehr waren, der oder die konnte sich nun am Halbmarathon bzw. dem Marathon versuchen und somit gleichsam einen neuen Bewährungsstatus erlangen – als jemand, der oder die in der Lage ist, laufend besonders lange Distanzen zu bewältigen. Auch hier blieb folglich die für den freizeithlich betriebenen Laufsport charakteristische Besonderheit erhalten, dass man an einem sportlichen Wettkampf teilnehmen konnte, ohne jedoch direkt mit anderen konkurrieren zu müssen.

Obwohl es die ersten Citymarathons in Europa bereits Anfang der 1960er Jahre gab (Budapest 1961, Prag 1963, Rom 1965), wurde das Marathonlaufen erst im Laufe der 1970er Jahre gleichsam alltagstauglich (vgl. Scheerder et al. 2015: 5). Generell sind verlässliche und aktuelle Zahlen zum Marathonlaufen rar. Dies scheint zum einen

65 Vor diesem Hintergrund wäre auch zu hinterfragen, inwieweit die Laufbewegung der ›ersten Welle‹ tatsächlich als Ausdruck der »counterculture« (Scheerder et al. 2015; ähnlich auch Bale 2004: 14) der 1960er und 70er Jahre gewertet werden kann. Auf der Ebene subjektiver Begründungen des Laufens mögen gesellschaftskritische Motive durchaus vorhanden gewesen sein (eine belletristische Darstellung dieses Motivs findet sich z. B. in Allen Sillitoe's »Die Einsamkeit des Langstreckenläufers«, 1959). Zugleich steht dem die disziplinierende und selbstunterwerfende Komponente des Laufens aber auch eigentümlich entgegen, gerade dann, wenn es ums Langlaufen geht und darum, es gleichsam zu einem Lebensstil auszubauen, dem man sich dann subsumiert. Dies verstärkt sich freilich noch, sobald das Laufen dann auch explizit in etwaige Funktionalitätssemantiken eingehüllt wird. Insofern sind auch einige Vertreter der KST, wenn sie sich ausdrücklich für den »zweiten Weg« aussprechen und dies als das eigentlich adäquate Sportmodell ansehen (vgl. Rigauer 1969), näher an der Reproduktion ideologischer Strukturen dran, als ihnen lieb gewesen sein wird, weil sie damit eben jene von der Sportorganisation und Politik kolportierten Funktionalitätssemantiken aufgreifen, die mit zweckfreiem sportlichen Leistungsvergleich, wie gezeigt, nichts zu tun haben.

daran zu liegen, dass es schlichtweg wenige – vor allem kaum soziologische – Untersuchungen dazu gibt,⁶⁶ wobei diejenigen, die es gibt, auch schon länger zurückliegen (vgl. etwa Rümmele 1987; Kreitz 1996). Zum anderen sind die Daten häufig auf überschaubare Grundgesamtheiten begrenzt und/oder auf der Basis von Privatinitiativen entstanden.⁶⁷ Ganz besonders betrifft die dünne Datenlage soziodemographische Daten zum Marathonlaufen.

Wenn wir uns zunächst die Entwicklung der Finishenden- und Veranstaltungszahlen im Marathonlauf anschauen, so lässt sich mit Scheerder et al. (2015: 8f.) feststellen,⁶⁸ dass die Anzahl der Finisher*innen zwischen 1974 und 1984 weltweit fast um das 18-fache gestiegen ist, während die Veranstaltungszahl sich mehr als verdoppelt hat. Dieser erste ›Marathon-Boom‹ stagnierte dann in den 1990er Jahren, wurde zum Ende der Dekade sogar leicht rückläufig. Allerdings kehrte sich dieser Negativtrend um 1998 herum schon wieder um und ein zweiter ›Marathon-Boom‹ setzte ein. Eine ähnliche Entwicklung scheint im Übrigen der gesamte freizeithliche organisierte Laufsektor genommen zu haben, sodass man sagen kann, dass um die Jahrtausendwende generell eine neue Expansionsstufe der Laufbewegung begann. Scheerder et al. sprechen insofern von der »*second wave of running*« (ebd.: 6, Hervh. i. O.). Dabei stieg im Bereich des Marathonlaufens zwischen 1998 und 2013 sowohl die Finishenden- als auch die Veranstaltungszahl weltweit um mehr als das Vierfache; so wurden in 2013 weltweit rund 3.900 Marathonveranstaltungen organisiert, bei denen rund 1,6 Millionen Marathonlaufende ins Ziel kamen (vgl. ebd.: 8–9). Interessanterweise zeigt sich, dass im Durchschnitt gesehen die Zahl der Marathonveranstaltungen seit Mitte der 1970er Jahre zwar stark gestiegen (1975: ein Marathon pro Tag; 2013: 11), die Zahl der Finisher*innen seit ca. Mitte der 2000er Jahre jedoch rückläufig ist, was nach Scheerder et al. darauf hindeutet, dass es generell immer mehr kleinere Marathonveranstaltungen gibt (vgl. ebd.: 9). Zugleich argumentieren

66 Die meisten Untersuchungen, auch zum Laufen generell, sind eher sportökonomisch und -psychologisch ausgerichtet bzw. im Bereich der Sportmanagementforschung angesiedelt.

67 Dies gilt etwa für Statistiken, die man auf den unter Laufenden recht bekannten Internetseiten ›marathonstatistik.com‹ und ›marathon-ergebnis.de‹ (auch bekannt als die »Marathon-Bestenliste«) finden kann. Diese privaten Initiativen muten zwar grundsätzlich recht professionell an, aber es ist dennoch schwierig, die Qualität der dort angebotenen Daten sowie ihre Vergleichbarkeit einzuschätzen. In der Regel werden hier alle offiziellen Marathonergebnisse und -statistiken erfasst, die im Internet veröffentlicht werden bzw. zugänglich sind; es gibt aber auch die Möglichkeit des Selbsteintrags seitens Laufender, sodass sich nicht vollständig überprüfen lässt, inwieweit die Daten stimmen. Zur groben Orientierung sind die Daten aber dennoch interessant und relevant.

68 Scheerder et al. beziehen sich hier auf Daten der »Association of Road Racing Statisticians«, einer unabhängigen, nicht profitorientierten Privatinitiative, die sich dem weltweiten Sammeln und Analysieren von Daten rund ums Laufen, speziell ums Langstreckenlaufen, verschrieben hat. Zu finden unter: <https://www.arrs.run/>.

die Autorinnen und Autoren, dass sich zum Zeitpunkt der Anfertigung ihrer Studie (um 2013 herum) in der gesamten *Laufbewegung* jedoch kein genereller Rückwärtstrend abzeichne; in manchen Publikationen würde im Gegenteil sogar bereits eine dritte Welle der Laufbewegung vermutet, mit der Besonderheit, dass nunmehr vermehrt auch jüngere Laufende involviert seien, während die ersten beiden Wellen vor allem von Laufenden im mittleren Alter angetrieben wurden (vgl. ebd.: 11). Dies wäre also noch zu prüfen, vor allem auch im Zusammenhang mit dem Aufkommen neuer Wettbewerbsformate und Laufdisziplinen wie Trailrunning, Off-Road- und Hindernisrennen oder Ultramarathon. Auch wäre es interessant zu wissen, ob speziell im Marathon mittlerweile ebenfalls mehr jüngere Teilnehmende sich wiederfinden.

Laut den Angaben der Internetseite www.marathon-ergebnis.de, die nach eigener Auskunft alle Marathonläufe in Deutschland mit mindestens zehn Teilnehmenden erfasst, waren zwischen 2010 und 2019 jedes Jahr im Durchschnitt ca. 64.000 Marathonlaufende aktiv, genauer: haben einen Marathon erfolgreich beendet (Mehrfachstartende herausgerechnet).⁶⁹ Dies würde – Stand 2019 – rund 0,09 Prozent der deutschen Bevölkerung über 20 Jahren entsprechen (ca. 68.196.940 Mio.).⁷⁰ Und nimmt man ferner an, dass es in Deutschland im selben Zeitraum im Durchschnitt rund 2,1 Millionen Wettkampflaufende pro Jahr (Mehrfachstartende nicht herausgerechnet) gab (vgl. DLV 2022), dann würde der Anteil der Marathonlaufenden hier bei ca. drei Prozent liegen. Das ist natürlich nur eine sehr grobe Schätzung, die gleichwohl als Orientierung hilfreich ist, weil sie nahelegt, dass der Anteil der Marathonlaufenden – selbst bei größeren Abweichungen der in Anschlag gebrachten Zahlen – sagen wir, wenn die Zahl der Marathonlaufenden doppelt oder auch fünf Mal so hoch wäre – in Relation zur Gesamtbevölkerung und zum Anteil der wettkampfförmig Laufenden insgesamt doch eher gering scheint, als dass es gerechtfertigt wäre, von einer *Massenbewegung* zu sprechen. Aber wie sieht es im Verhältnis zu anderen Freizeitaktivitäten aus? Eine exakte Vergleichbarkeit ist zwar auch hier nicht gegeben, aber nimmt man zum Beispiel an, dass nach Alfs (2014: 123ff.) um 2010/11 ca. 1.680.000 Millionen Menschen in Deutschland über 16 Jahre etwa dem Reiten nachgingen und dies in Relation zur gesamtdeutschen Einwohnerzahl (über 18 Jahre) in 2011 (67.184.94 Mio.⁷¹) rund 2,5 Prozent waren, dann hat man zumindest eine sehr grobe Orientierung, wie das Verhältnis zum Marathonlaufen sein könnte. Beim Boxen wären das nach den Zahlen von Alfs und

69 Vgl. online unter: www.marathon-ergebnis.de/LaeuferDeutschland.html, [Letzter Zugriff: 04.05.2022].

70 Vgl. dazu den Datenreport des Statistischen Bundesamtes 2021. Online unter: https://www.destatis.de/DE/Service/Statistik-Campus/Datenreport/Downloads/datenreport-2021-kap-1.pdf?__blob=publicationFile, [Letzter Zugriff 04.05.2022].

71 Vgl. online unter: <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Bevoelkerungsstand/Tabellen/liste-altersgruppen.html#249808>, [Letzter Zugriff: 19.06.2023].

derselben Einwohnerzahl 1,25 Prozent, beim Triathlon 0,21 Prozent, beim Wandern hingegen knapp 28 Prozent. Und nimmt man, um einen letzten Vergleich zu bemühen, etwa die Anzahl der Besucher*innen von Konzerthäusern in Deutschland (aus dem »E-Musik«-Bereich) in der Spielzeit 2016/2017,⁷² so ergibt sich ein Anteil in Relation zur Bevölkerungszahl in 2016⁷³ von rund 0,52 Prozent. Selbst wenn man also in Rechnung stellt, dass die Zahlen für die genannten Aktivitäten real niedriger sind, wäre zu vermuten, dass das Marathonlaufen jedenfalls zahlenmäßig letztlich immer noch eher eine Freizeitnische ist.

Ein weiteres statistisches Detail im Bereich des freizeitlich betriebenen Marathonlaufens ist interessant: In den vergangenen rund zehn Jahren scheint es einen signifikanten Anstieg unterdurchschnittlicher Laufzeiten gegeben zu haben. Das bedeutet, dass immer mehr Laufende inkludiert werden, deren Leistungsniveau vergleichsweise niedrig ist. Verlässt man sich etwa auf die Zahlen der Website www.marathon-ergebnis.de, dann ist die Anzahl der Marathonlaufenden, die bei offiziellen Marathonwettbewerben in Deutschland Zeiten zwischen 3:40 und 4:40 Stunden (Leistungen, die man als durchschnittlich bezeichnen kann) erzielt haben, um knapp zehn Prozent gesunken. Auch die Anzahl der ambitionierten Marathonlaufenden (Finishzeiten zwischen drei und 3:40 Stunden) sank um rund sechs Prozent. Dagegen ist die Anzahl der Finisher*innen mit Zeiten zwischen 4:40 und sechs Stunden um knapp zehn Prozent gestiegen.⁷⁴ Und da die Zeitlimits bei den meisten Marathonveranstaltungen irgendwo zwischen 5:30 und sieben Stunden liegen,⁷⁵ spricht dies für die These, dass das Marathonlaufen für viele Laufende eher eine Bewährungsprobe darstellt und sich diese wohl zunehmend verstärkt, weil es für immer mehr Laufende eben nicht nur um die Frage geht, ob man in der Lage ist, die lange Strecke zu bewältigen, sondern vor allem auch um die Frage, ob man das Zeitlimit wird einhalten können.

Hinsichtlich der soziodemographischen Merkmale von Marathonlaufenden gibt es, wie gesagt, nur wenige Daten. Gleichwohl scheinen sich die wesentlichen Strukturen hier über die Jahrzehnte auch kaum verändert zu haben. So stellte Susanne Kreitz (1996) in einer 1992 von ihr im Rahmen des Hamburg-Marathons

72 Vgl. online unter: <https://miz.org/de/statistiken/besuchszahlen-der-konzerthaeuser?filter%5Bresource%5D%5B%5D=Statistik&rows=1000&widget%5Bdescription%5D%5Btid%5D=15490&context=musikleben&position=91>, [Letzter Zugriff: 19.06.2023].

73 Vgl. online unter: <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Bevoelkerungsstand/Tabellen/liste-altersgruppen.html#249808>, [Letzter Zugriff: 19.06.2023].

74 Vgl. online unter: www.marathon-ergebnis.de/LaufzeitCluster.html, [Letzter Zugriff: 21.01.2022]. Ganz ähnliche Ergebnisse lassen sich mit Zahlen von der Website www.marathonstatistik.com auch für viele große Marathonwettbewerbe separat nachweisen.

75 Vgl. online unter: <https://www.hdsports.de/marathon/marathon-zeitlimit-wie-hoch-ist-das-zeitlimit-bei-den-marathonlaeufen>, [Letzter Zugriff: 29.04.2022].

durchgeführten Erhebung fest, dass rund 80 Prozent der Marathonlaufenden Beamten- oder Angestelltenpositionen bekleideten, während zwölf Prozent Arbeiter und rund acht Prozent Selbstständige waren (vgl. ebd.: 152). Die Mehrheit der Marathonlaufenden, so Kreitz, rekrutiere sich somit aus dem Dienstleistungsbereich und übe »weniger körperliche als geistige Tätigkeiten auf einem überdurchschnittlichen Bildungsniveau« aus (ebd.: 158; vgl. aktueller auch Hallmann/Wicker 2012). Obschon es des Weiteren Anzeichen dafür zu geben scheint, dass der Anteil der Frauen im Marathonlaufen steigt, während er beim nicht-wettkampfförmig betriebenen Laufen gleich bzw. in manchen Ländern sogar höher sein soll als der der Männer (vgl. dazu Breedveld et al. (2015), lässt sich zumindest im europäischen und vor allem deutschsprachigen Raum nach wie vor eine Dominanz von Männern feststellen – Hallmann et al. (2015: 131) etwa geben deren Anteil mit 72 Prozent an (vgl. auch Hallmann/Wicker 2012: 181). Grundsätzlich partizipierten bis in die 1970er Jahre nur wenige Frauen an Laufwettbewerben, von Langstreckenläufen nicht zu reden. Der olympische Marathon der Frauen etwa ist erst 1984 eingeführt worden (vgl. Scheerder et al. 2015: 7). Dies hing freilich mit solchen Ideologemen zusammen wie etwa, dass Frauen entweder grundsätzlich physiologisch nicht in der Lage seien, lange Strecken zu laufen oder dass dies zumindest ungesund bzw. gefährlich für sie sei (vgl. ebd.).

Wie angedeutet scheinen sich die dargestellten Muster nicht nur im Marathonlaufen, sondern im gesamten freizeitlich organisierten Sport- und Gesundheitsbereich zu reproduzieren. So treiben rund 50 Prozent der Angehörigen der unteren Schicht, 30 Prozent aus der Mittelschicht und 20 Prozent aus der Oberschicht *keinen* Sport im weiteren Sinne bzw. gehen keiner Bewegungspraxis nach, sodass davon auszugehen ist, dass Bildung und Einkommen konstante Einflussfaktoren des Sport- bzw. Bewegungsverhaltens sind (vgl. Haut 2021: 243).⁷⁶ Entsprechend

76 Die wesentlichen allgemeinen Differenzen hinsichtlich der Sportaktivität bzw. Bewegungspraxis, die zwar auf Daten für den europäischen Raum basieren, international aber ähnlich zu sein scheinen, fasst Charlotte van Tuyckom wie folgt zusammen: »These social differences can be summarised as follows: (1) more men than women take part in sport, (2) sport participation is proportional related to age – increasing age, decreasing sport participation, (3) there is a higher percentage of sport participants in groups with a higher socio-economic status (education, profession, income level), and (4) individuals living in (large) towns take part more in sport than those living in villages« (2011: 118). Mit Heinemann (2007[1980]: 245) lässt sich dies um die Beobachtung ergänzen, dass der soziale Status von Sporttreibenden bzw. Aktiven umso höher auszufallen scheint, je größer die Bedeutung individueller Leistung in einer Sportart bzw. Bewegungspraxis ist. Hinsichtlich der Reduktion der Sportaktivität bzw. körperlichen Betätigung mit zunehmendem Lebensalter argumentieren Klein und Becker (2008), dass hierfür nicht nur das Lebensalter als solches, als vielmehr auch Kohorten- und Habituseinflüsse eine Rolle zu spielen scheinen: Wer sportlich aktiv sozialisiert worden ist, treibt meistens auch im Alter noch Sport, während sportlich inaktiv Sozialisierte zumeist auch im Alter inaktiv bleiben. Dafür spricht auch, dass zumindest im Bereich des

sind auch Laufen und Joggen seit der ersten Welle der Laufbewegung im Wesentlichen Freizeitaktivitäten der (oberen) Mittelschichten geblieben (vgl. Scheerder et al. 2015: 15). Und das bedeutet letztlich auch, dass deren relativ konstante Expansion kaum vertikal, sondern vor allem horizontal, das heißt: schichtintern stattfindet (vgl. ebd.). Auffällig dabei ist gleichwohl, dass Laufen eigentlich eine sehr kostengünstige und überaus voraussetzungslose Aktivität ist. Einstieg und Vollzug scheinen bei keiner anderen Sport- bzw. Bewegungspraxis so einfach zu sein. Insofern liegt es nahe, dass am ausschlaggebendsten vor allem Bildung sowie Milieu- und Herkunftseinflüsse sind (vgl. Breedveld et al. 2015: 249). Schließlich korrespondiert aber auch die Geschlechterverteilung im Marathonlauf mit dem oben bereits angesprochenen allgemeinsportlichen Befund, dass im Wettkampfsport mehr Männer als Frauen vertreten sind und Frauen wiederum mehr als Männer eher gesundheitsorientierten Bewegungsformen nachgehen (vgl. Haut 2021). Fokussiert man also nur den Wettkampfsport, dann scheinen geschlechtsspezifische Stereotype weiterhin recht strukturprägend zu sein.

Was hingegen die Altersstruktur im Marathonlaufen angeht, so stellt diese einen Sonderfall im Sport dar. Während die Sportaktivität in vielen Sportarten mit höherem Alter eher abnimmt (auch wenn es wohl generell die Tendenz gibt, Sport immer länger auszuüben [vgl. Haut 2021]), werden Laufaktivitäten typischerweise zum einen erst später im Leben aufgenommen und zum anderen auch länger perpetuiert, sodass die meisten Laufenden – sowohl wettkampf- als auch gesundheitsorientierte – zwischen 20 und 49 Jahre alt sind (Breedveld et al. 2015: 249). Für das Marathonlaufen stellte Kreitz 1992 noch ein Durchschnittsalter von rund 39 Jahren fest (1996). Hallmann et al. (2015: 131) gehen von 42 Jahren aus, was auf einen leichten Anstieg verweist. Auch die Daten der Website www.marathonstatistik.com legen einen moderaten Anstieg von 40 Jahren in 1999 auf 42 Jahre in 2016 nahe. Das durchschnittliche Marathoneinstiegsalter lag nach Kreitz (1996) bei 32,3 Jahren. Aktuellere Zahlen lassen sich hierzu leider nicht finden.

Will man abschließend die soziodemographische Struktur der Marathonlaufenden prägnant zusammenfassen, so lässt sich in Anlehnung an Hallmann und Wicker (2012: 181) festhalten, dass gemäß den verfügbaren Daten Marathonlaufende eher männlich und im mittleren Lebensalter sind, tendenziell über eine hohe formale Bildung und schließlich auch über ein überdurchschnittlich gutes Einkommen verfügen. Und dieses übergreifende Muster scheint sich, wie gesagt, seit den Anfängen der Marathonbewegung zumindest nicht grundlegend verändert zu haben. Zudem sei nochmal betont, dass es für den Bereich des freizeithlich betriebenen Marathonlaufens an aktuellen und verlässlichen Daten mangelt. Nicht nur wäre es auch inter-

Langstreckenlaufs rein physiologisch ein signifikanter (aber auch dann noch geringer) Rückgang der Leistungsfähigkeit erst ab dem 54. Lebensjahr zu verzeichnen ist (vgl. Leyk/Rüther/Wunderlich et al. 2010a, b).

essant, mehr über die Entwicklung des Einstiegsalters zu erfahren, sondern auch über die beruflichen Tätigkeiten der Marathonlaufenden.

Nach diesem Durchgang durch die historische Entwicklung des Laufens zum Freizeitsport, den wir ausdrücklich vom Laufen bzw. Joggen als gesundheitsorientierten Praktiken abgegrenzt haben sowie einer sozialstrukturellen Einordnung der Laufbewegung, ergibt sich nun eine erste Spur im Hinblick auf die Forschungsfrage der vorliegenden Untersuchung, die mit der referierten Beobachtung zu tun hat, dass Laufende vom Lebensalter her typischerweise erst gegen Anfang-Mitte-Dreißig zum Marathon kommen, denn das ist erklärungsbedürftig: Warum ausgerechnet in diesem Alter?

Um dieser Frage nachzugehen, muss man sich anschauen, was Anfang-Mitte-Dreißig im Leben eines Mitglieds moderner Gesellschaften gemäß geltenden sozialen Konventionen bzw. im Hinblick auf typische biographische Verläufe eigentlich so ›ansteht‹. Hierzu lässt sich sagen, dass der Eintritt in die lebensgeschichtlichen 30er Jahre vor allem für diejenigen, die zuvor ein Studium abgeschlossen bzw. generell ein verlängertes Moratorium genossen haben, eine Lebensphase markiert, in der man auf das Ende der Adoleszenzphase hinsteuert bzw. dort angelangt ist. Mit anderen Worten: Anfang-Mitte-Dreißig steht der Übergang zum und die Etablierung im Leben *als Erwachsene(r)* an. Laut Oevermann kann diese Phase als abgeschlossen gelten, wenn man sich zu »drei basalen Karrieren« positioniert hat: den Karrieren »Elternschaft und Sozialisation«, »Leistung und Beruf« und »Staatsbürgerschaft« (2004a: 171ff.). Die »Probezeit« (Oevermann 2009: 41) der Adoleszenzphase kommt also zum Abschluss, wenn – mit Boris Zizek (2020) gesprochen – »die/der Adoleszente eine auf eine Gemeinschaft bezogene, bindende Bewährungsposition einnimmt« (ebd.: 161) und damit die »Bewährungszeit« (Oevermann 2009: 41) anbricht, und man muss sagen: »unerbittlich« anbricht, sofern jedenfalls der Sozialisationsprozess relativ gelungen verlaufen ist, da anderenfalls Autonomieeinschränkungen – etwa durch die Inanspruchnahme von Fürsorge – in Kauf genommen werden müssen (ebd.: 43). Die Bewährungszeit ist damit auf Dauer gestellt, denn es ist angesichts der strukturellen Zukunftsoffenheit des Lebens bis zum Tod im Grunde nicht sicher, ob man sich wird bewähren können; wer sich für endgültig bewährt hält, so Oevermann sinngemäß, bringt damit so ziemlich das Gegenteil zum Ausdruck (vgl. Ders. 2003b: 342). Wenn Anfang-Mitte-Dreißig also die Etablierung als Erwachsener ansteht, so scheint die Überlegung nicht abwegig, dass der Einstieg ins Marathonlaufen bzw. das Marathonlaufen als solches etwas mit Fragen im Zusammenhang mit Bewährung, vor allem mit Bewährung über Leistung bzw. im Berufsleben zu tun hat.

Dieser Frage wird im Laufe des nächsten Kapitels weiter nachgegangen. Dazu werden zunächst typische Motive bzw. Motivkomplexe, welche in der Literatur zum Marathonlaufen für gewöhnlich genannt werden, referiert und kritisch betrachtet. Daran anschließend wird ein umfassenderer Erklärungsversuch zum Laufen nach

Ronald Lutz (1989) vorgestellt, auf das Marathonlaufen appliziert und im Anschluss an einen Essay von Sighard Neckel (2000) zum Marathonlaufen ergänzt. Zwischen drin wird in zwei Exkursen die besondere Sinnstruktur des Marathonlaufens rekonstruiert und werden die bisherigen Forschungsergebnisse und Erklärungsversuche darauf bezogen. Abschließend soll das Marathonlaufen im Lichte der sportsoziologischen Kompensationsthese diskutiert werden.

2.7 Forschungsstand zum Marathonlaufen im Lichte seiner »Physiognomie« (Elias)

Wie die Sportforschung insgesamt ist auch die Forschung zum (Marathon-)Laufen ein tendenziell interdisziplinär ausgerichtetes Feld. Sobald es jedoch um Motive der Sporttreibenden geht, zeigt sich eine deutliche Dominanz der Sportpsychologie, die dann zwar immer mal auch soziologische Fragen mitthematisiert (vgl. etwa Marlovits 2006: 163ff.), gleichwohl vorwiegend auf der Ebene des Erlebens, der subjektiven Einschätzungen und der Wirkungen von Sport und Bewegung auf die Psyche verharret und zu standardisierten Forschungsmethoden neigt. Des Weiteren existiert generell sowohl innerhalb der Sportpsychologie als auch der -soziologie nur wenig – vor allem wenig neuere – *marathonspezifische* Literatur. Deshalb werden wir nachfolgend auch Literatur mit einbeziehen, die nicht ausschließlich Marathonlaufende, sondern Laufende im Allgemeinen fokussiert.⁷⁷ Hinsichtlich der Motive von (Marathon-)Laufenden zeichnet sich in der Literatur jedoch insgesamt ein recht einheitliches Bild ab.

So scheint in der Motivforschung zum Laufen und Marathonlaufen schon von Beginn der Evaluation der Laufbewegung an Einigkeit darüber zu bestehen, dass das *Gesundheitsmotiv* das zentrale Einstiegsmotiv ins Laufen sei (vgl. Weber 1984; Rümmele 1985, 1987; Lutz 1989; Kreitz 1996; Marlovits 2006). Das impliziert freilich, dass Laufmotive sich mit der Zeit verändern. Entsprechend hat Edgar Rümmele (1985, 1987) darauf hingewiesen, dass die Laufmotivforschung es im Grunde immer mit »Karrieren«, das heißt: mit lebensgeschichtlichen Prozessen zu tun hat. Und diese Prozesse betreffen eben auch die Motiventwicklung. Auch diesbezüglich herrscht in der laufbezogenen Motivforschung weitgehender Konsens, dass mit fortschreitendem Laufengagement das Gesundheitsmotiv allmählich an Bedeutung verliert und vor allem das Motiv *seelisches Wohlbefinden* an Dominanz gewinnt (was sich aber natürlich auch als ein Gesundheitsmotiv lesen lässt). Leicht abweichend sind die Ergebnisse von Stoll, Würth und Ogles (2000), die zwar ebenfalls feststellen, dass es mit steigendem Alter eine Motivveränderung gibt – in Richtung des Motivs »Sinngebung« nämlich –, zugleich aber im Unterschied zu den genannten Studien eine Persistenz der Gesundheitsorientierung beobachten. Als weitere Laufmotive

77 Diesem Umstand ist auch die Schreibweise »(Marathon-)Laufende« geschuldet.

werden in der aufgeführten Literatur generell noch Fitness, Gewichtsreduktion, Ausgleich, Spaß, Geselligkeit, Anerkennung oder, wie Jansen und Lehmann (2010) feststellen, auch »persönliche Zielerreichung« und »Selbstwert« genannt.

Auffällig ist, dass in allen Studien das Wettkampfmotiv für (Marathon-)Laufende von eher geringerer Bedeutung ist, obwohl das Gros der Befragten faktisch an Wettkämpfen teilnimmt. So gaben in der Befragung von Lutz nur vier Prozent der von ihm befragten (nicht nur Marathon-)Laufenden an, dass sie ihr Lauftraining fortführen, weil sie an Wettkämpfen interessiert sind; zugleich waren 90 Prozent der Befragten jedoch wettkampfmäßig aktiv (vgl. 1989: 215). Passend dazu stellte auch Rümmele fest, dass speziell Marathonlaufende mit zunehmender Dauer ihrer Laufkarriere »dem Langlauf selbst eine persönliche Wertschätzung« (1987: 191) entgegenbringen würden; entsprechend würden sie auch »das Training nicht nur als Mittel zum Zweck« sehen (ebd.). Ebenso konstatieren Ogles und Masters (2003), dass »competitive and social motives« in Relation zu Motiven wie Gesundheit, persönliche Leistung oder Steigerung des Selbstwertgefühls für Marathonlaufende eher nachrangig seien (ebd.: 82).⁷⁸

Diese allgemeinen Tendenzen in den subjektiven Motivlagen der Marathonlaufenden zeichnen sich auch unabhängig davon ab, ob Motivkomplexe untersucht (vgl. Stoll, Würth und Ogles 2000) bzw. Gruppierungsversuche unternommen werden

78 Mit Fragen der Sportsucht wird sich hier nicht gesondert beschäftigt (vgl. stattdessen etwa Bette/Gugutzer 2012; Stoll/Ziemainz 2012). Denn es scheint generell so, dass primäres sport-süchtiges Verhalten (Sport = primäres Suchtmedium) doch recht selten ist (in der Literatur wird davon ausgegangen, dass drei bis vier Prozent der Bevölkerung sportsuchtgefährdet seien); und zur sekundären Sportsucht (süchtiges Verhalten im Sport = Ausdruck einer übergeordneten Pathologie) gibt es schlichtweg zu wenige Daten. Dies wird wohl auch damit zusammenhängen, dass es schwer ist, zwischen genuin sportsüchtigem Verhalten und einer bloß starken Sportbindung zu unterscheiden, die gerade im Marathonlauf aufgrund des hohen Trainings- und Motivationsbedarfs natürlich vorhanden sein muss (vgl. zur Sportbindung: Schack 2000). Emrich und Gassmann (2016) argumentieren im Hinblick auf das Marathonlaufen mittels eines ökonomischen Rational-Choice-Ansatzes, dass dieses eine »rationale Sucht« darstelle (ebd.: 70). Das scheint mir jedoch nicht nur hinsichtlich der unterstellten Rationalität, die beim typischen Laufeinstieg ohnehin gar nicht besonders ausgeprägt zur Geltung zu kommen scheint (vgl. Lutz 1989), problematisch, sondern weil eben auch mit dem Suchtbegriff zu leichtfertig umgegangen wird, da Sucht nachgerade ja darin sich manifestiert, keine Kontrolle zu haben bzw. diese zu verlieren. Ebenso wenig wird hier auf die sogenannte Endorphin-Hypothese (»Runner's High«) eingegangen, die mitunter auch zur Erklärung der Laufsucht herangezogen wurde – von wissenschaftlicher Seite vor allem in den 1970er Jahren. Heute wird sie hingegen höchstens von den Laufenden selbst noch in Anspruch gebracht, gilt aber ansonsten als nicht haltbar (vgl. Schack 2000; Marlovits 2006). Und schließlich erklären Rauschzustände soziologisch wenig, weil die Frage ja ist, *warum* jemand so etwas ausgerechnet im Marathonlaufen sucht und erlebt, womit klar ist, dass man sich zunächst mit der lebensgeschichtlichen Einbettung dieser Praxis und ihrer Sinnstruktur beschäftigen muss.

(vgl. Ogles/Masters 2003), bei denen es darum geht, verschiedene Kombinationen aus dominanten Motiven zusammenzustellen und die Marathonlaufenden in entsprechende Cluster zu sortieren.⁷⁹ Es scheint also schlicht grundsätzlich so zu sein, dass gesundheits-, sinn- und ausgleichsbezogene Motive von Befragten als am wichtigsten eingeschätzt werden, unabhängig davon, welche Motive man noch operationalisiert und wie man sie auffächert und kombiniert; das Wettkampfmotiv ist hingegen stets eher niedriggehängt bzw. besteht oft eher in einem esoterischen Wettkampf mit sich selbst (»persönliche Zielerreichung«) als in einem sportlichen Leistungsvergleich mit anderen.

Es liegt nahe, die genannten Motive und Motivkomplexe mit C. W. Mills (1940) als »vocabularies of motive« zu bezeichnen: als sozial akzeptierte Rechtfertigungen des eigenen Handelns, als Begründungsschablonen, die den Handelnden gleichsam zur Verfügung stehen. Solche Motive lassen sich darüber hinaus als Derivate von Funktionalitätssemantiken bzw. sozialen Deutungsmustern im Spannungsfeld von Freizeit und Beruf verstehen, die wir oben ebenfalls schon angesprochen haben und die mit freizeithilflich betriebenen Sport, mithin dem Laufen und Marathonlaufen von Beginn an verbunden sind.⁸⁰ Diese reichen dann von der Vorstellung, dass Freizeit ein ›Ort des Spaßes‹ (»Erlebnissesellschaft« [Schulze 1993]) und Gegenpol zum Beruflichen sei oder dass Sport und Bewegung einen Ausgleich für einseitige Belastungen böten, die im Kontext der beruflichen Tätigkeit entstünden, bis hin zu typischen Argumentationsmustern des Selbstoptimierungskomplexes, mit denen Sport bzw. Bewegung und Freizeit funktional aufeinander bezogen werden. Solche Argumentationszusammenhänge *erzeugen* gleichsam die manifesten Motive bzw. beeinflussen deren Operationalisierung im Rahmen der standardisierten Motivforschung. Da allerdings laut den referierten Studien im Laufen und Marathonlaufen Motive wie Gesundheit, Selbstwert, Wohlbefinden und persönliche Zielerreichung dominant sind, scheint dahinter vor allem der Gedanke zu stehen, dass sportliche Aktivität bzw. Freizeit immer irgendwie funktional bzw. nützlich sein müssen – sei es für die jeweilige Person, sei es für die Arbeit, sei es für das gesellschaftliche Ganze. Entsprechend häufig wird das Laufen zu einer Art »Heilmittel« (Lutz 1989: 31) für alle möglichen Problemlagen oder werden die Laufenden zu »insgesamt vollendete[n] Persönlichkeiten« (ebd.: 32) verklärt,⁸¹ heute scheint auch stärker eine *berufs-*

79 So unterscheiden Ogles und Masters (2003) fünf Marthontypen: »running enthusiasts« (16 % ihres Samples), »lifestyle managers« (25 %), »personal goal achievers« (12 %), »personal accomplishers« (28 %) und »competitive achievers« (17 %).

80 Zum Konzept sozialer Deutungsmuster vgl. Oevermann 2001. Es wäre noch genauer zu prüfen, inwieweit die Funktionalitätssemantiken gegenstandstheoretisch sozialen Deutungsmustern entsprechen und, da dies für das Oevermann'sche Konzept zentral ist, auf welche Handlungsprobleme sie eigentlich genau bezogen sind.

81 Paradigmatisch für diese Haltung scheint mit eine Aussage der Eheleute Thieme zu sein, die ihre Erfahrungen als freizeithilflich Laufende ›der ersten Stunde‹ in Buchform unter dem Titel

bezogene Funktionalität unterstellt zu werden, der zufolge Sport bzw. Laufen vor allem für den Beruf funktional sein sollen.⁸² Die Deutungen unterliegen also einem Wandel.⁸³ Rein von der Argumentation her passt dieser Grundtenor des Funktionalen natürlich gut zu den zentralen leistungsethischen Maximen, und er passt auch gut zum Komplex der Subjektivierung und Entgrenzung von Arbeit (vgl. dazu etwa Pongratz/Voß 2004; Bröckling 2007; Hochschild 2001). Da die Laufenden jedoch de facto an zweckfreien Wettkämpfen teilnehmen, zeigt sich natürlich ein Widerspruch, der darauf verweist, dass jenseits der subjektiven Motive und der sie speisenden Deutungsmuster eine andere, latente Motivationsstruktur vorhanden sein muss, die die Laufenden eigentlich antreibt. Denn wie wir schon mehrfach argumentiert haben: Für all die genannten Motive von Gesundheit und Wohlbefinden bis hin zur Sinnggebung oder persönlicher Zielerreichung ist eigentlich kein sportlicher Leistungsvergleich, geschweige denn Marathonlaufen erforderlich.⁸⁴ Gesundheit und Wohlbefinden kann man auch durch Yoga, Joggen, Spazierengehen, Wandern oder Wellness erreichen;⁸⁵ und selbstoptimieren kann man sich im Fitnessstudio, zumal es sich im Falle des Marathonlaufens sowieso fragt, welchen konkreten Beitrag die Fähigkeit lange zu Laufen ausgerechnet für solche Berufe leisten soll, welche doch weitgehend sitzend ausgeführt werden und auf geistige Arbeit fokussiert sind. Wäre es vor diesem Hintergrund nicht sinnvoller, etwa Sudoku zu spielen? Persönliche Ziele wiederum lassen sich – wenn es denn schon das Laufen sein muss – auch ›privat‹ verfolgen, ganz so wie in jenem Beispiel von Stichweh, dessen Läufer sich »zwei-

»Langlauf ist unser Leben« veröffentlicht und wie folgt zusammenfasst haben: »Uns hat der Langlauf, und dazu gehören auch diese langen Strecken [gemeint sind Ultramarathonläufe, R.F.], zu glücklichen und zufriedenen Menschen gemacht. Wir wissen heute, wozu wir fähig sind, wissen, uns aus uns selbst heraus Glück zu verschaffen, ohne ein vermeintliches Glück konsumieren zu müssen« (Thiemer 1985: 43).

- 82 So heißt es etwa in einem unter Laufenden beliebten Marathontrainingsbuch: »Wer die Anstrengungen und Strapazen eines Marathon-Trainings und des abschließenden Wettkampfs erfolgreich überwunden hat, besitzt sehr viel Willensstärke. Deshalb erreicht ein Marathoni vieles, was er sich realistisch vornimmt und systematisch angeht. Sowohl privat, beruflich als auch sportlich« (Beck 2016: 18).
- 83 Was jeweils im Vordergrund steht, hängt dabei auch vom Zeitgeist bzw. den historisch konkreten Normalitätsvorstellungen ab, den die jeweiligen Deutungsmuster immer adaptieren müssen, sofern sie situationsübergreifend funktionieren sollen (vgl. Oevermann 2001: 38).
- 84 Aus einer gesundheitlich orientierten Perspektive betrachtet, erscheint das Marathonlaufen geradezu irrational. Denn obschon es aus sportmedizinischer Sicht nicht grundsätzlich ungesund ist bzw. auch gesundheitsfördernd sein kann (vgl. Mayer et al. 2011; Scharhag et al. 2011), nimmt man damit dennoch ein vergleichsweise hohes gesundheitliches Risiko in Kauf, was unnötig scheint, wenn es lediglich um Gesundheitserlangung gehen soll.
- 85 Die Empfehlung der WHO (2010), um Gesundheit zu erhalten, lautet für Erwachsene: 150 Minuten moderat-intensiver körperlicher Aktivität pro Woche, wobei dazu nicht nur gezielte freizeitleiche Bewegungsaktivitäten zählen (auch Sport), sondern jegliche Bewegung im Alltag (z.B. der Radweg zur Arbeit).

mal in der Woche allein auf die Laufbahn begibt, um seine 1500-m-Zeit zu testen« (1990: 387). Und Sinn schließlich können auch künstlerische Aktivitäten wie Musik oder Malerei »spenden«. Warum also sportlicher Wettkampf und warum ausgerechnet Marathon?

Insgesamt lässt sich für die Motivforschung zum Laufen bzw. Marathonlaufen daher sagen, dass sie letztlich mehr Fragen aufwirft, als sie beantwortet. Die Erhebung subjektiver Dispositionen und die Betrachtung jener Funktionalitätssemantiken greift zu kurz. Natürlich – sind solche Begründungskomplexe erst einmal in der Welt, dann »bedienen« sich die Akteurinnen und Akteure ihrer auch, denn wer will schließlich nicht gesund, sinnerfüllt, leistungsfähig, zielstrebig und ausgeglichen sein? Die Widersprüche jedoch, die sich ergeben, wenn man solche Motive und Motivkomplexe auf die faktische Struktur sportlicher und marathonläuferischer Praxis bezieht, lassen sich damit allenfalls benennen, aber nicht aufklären. Daher muss man, um genau das zu leisten, zum einen die fallspezifische lebensgeschichtliche Einbettung des Laufens – die »Karriere« (Rümmele 1987) – rekonstruieren. So bleibt in den genannten Studien weitgehend unklar, wie genau jene Motivverschiebungen sich konkret vollziehen und wodurch sie letztlich selbst motiviert sind; es fehlt an Längsschnittanalysen und vor allem an nicht-standardisierten Untersuchungen (vgl. kritisch dazu auch Lutz 1989: 38). Zum anderen fehlt es aber eben auch an einer Rekonstruktion der Sinnstruktur des Marathonlaufens und des Sports generell, auf die die Motive und Motivkomplexe dann systematisch bezogen würden. Weder dürfen also die subjektiven Deutungen der Laufenden selbst noch die dabei bedienten sozialen Deutungsmuster mit der faktischen Praxis verwechselt werden. Damit verbunden ist auch zu fragen, warum ausgerechnet das Laufen bzw. Marathonlaufen für die vielfältigen »Heilserwartungen« (Marlovits 2006: 32) und Nützlichkeits-erwägungen so anschlussfähig ist. Schließlich sei es doch »seltsam«, wie Marlovits im Hinblick auf das freizeithliche Laufen insgesamt treffend bemerkt, »dass anderen Sportarten, wie beispielsweise Fußball, Volleyball oder Eisstockschießen, Reiten, Schifahren oder Speerwerfen solche Heilserwartungen viel seltener oder überhaupt nicht entgegengebracht werden« (ebd.).

Einen Versuch, das freizeithliche Laufen stärker in seiner lebensgeschichtlichen Einbettung zu betrachten, hat Ronald Lutz (1989) in seinem Buch »Laufen und Läuferleben« unternommen. Dabei hat er neben einer standardisierten Befragung, aus der wir oben bereits zitiert haben, vor allem narrative Interviews mit Laufenden geführt, die in Vereinen und/oder Lauftreffs organisiert waren und war im Rahmen einer ethnographischen Feldforschung auch selbst mehrere Jahre Teil des Laufmilieus. Das Marathonlaufen stand in seiner Studie zwar nicht im Vordergrund, wurde als etablierter Bestandteil der freizeithlichen Laufbewegung aber auch berücksichtigt. Entscheidend war es für ihn, Strukturen eines gleichsam typischen »Läuferlebens« zu rekonstruieren, die sich bei allen Laufenden zeigen lassen und auch unabhängig davon, welche konkreten Laufdisziplinen jeweils vorwiegend

praktiziert werden und wie viel Lauferfahrung die einzelnen Laufenden haben, Geltung beanspruchen können.

So stellt Lutz fest, dass am Beginn eines typischen Lauflebens ein diffuses körperliches »Unwohlsein« (ebd.: 84) steht, das in der Regel kaum konkretisiert werden kann und sich entsprechend häufig im oben genannten Motiv der Gesundheit niederschlägt. Mit anderen Worten: Der Laufeinstieg fällt mit einer *Krise* zusammen, stellt eine Lösung für diese dar. Entsprechend schildern viele Interviewten ihre Einstiegssituation wie folgt:

»Das reicht von der Erkenntnis, zu dick zu sein, beim Treppengehen zu schnaufen, zu beruflichen Problemen und sozialen Krisen, wie Ehekrisen, umzugsbedingte, vorübergehende soziale Isolation, die zur Kontaktsuche führte, und einer »kulturellen Langeweile«, die den Wunsch aufkeimen ließ, sich auf »irgendeine Art und Weise« zu betätigen.« (ebd.: 171, Hervh. i.O.)

Interessant ist dabei, wie vielfältig die Krisenarten sind: gesundheitliche Krisen, Beziehungskrisen, berufliche Krisen, Sinnkrisen. Und die entscheidende Frage ist natürlich, was genau daran jeweils krisenhaft war und warum ausgerechnet das Laufen als Lösung herangezogen wurde. Bezüglich der Lösung stellt Lutz fest, dass das Laufen eine Gelegenheitsstruktur war, ein »Angebot des Raumes« (ebd.: 171) darstellte, das die Laufenden wahrnahmen, weil sie entweder in der Vergangenheit bereits Sporterfahrungen gemacht hatten oder weil es ihnen durch Appelle von Freunden, Bekannten, Ärztinnen und Ärzten oder Arbeitskolleginnen und -kollegen sozusagen nahegebracht wurde (vgl. ebd.: 84ff.). Die Entscheidung zum Laufen ist in den meisten Fällen also gewissermaßen *vorreflexiv* gefällt worden. Dazu passt denn auch, dass die Krisenhaftigkeit von den Handelnden selbst anscheinend nicht näher bestimmt werden konnte und sie manifest vor allem auf das Gesundheitsmotiv abstellten, was natürlich insofern an die Struktur von Krise anschließt, als dass es gleichzeitig subjektiver Ausdruck des Leidensdrucks und der Bemühung um eine Minderung desselben ist. Mit dem Motiv »Wohlbefinden«, das ja ebenfalls oft angegeben wird, verhält es sich genauso, und hier wie dort bleibt das Krisenhafte letztlich verdeckt.

Lutz beobachtet nun, wie oben auch bereits festgestellt wurde, dass es mit der Zeit zu einer Fokusverschiebung kommt: das Gesundheitsmotiv verliert etwas an Relevanz und Motive wie »Spaß, Freude oder Wohlbefinden« (ebd.: 139) werden wichtiger. Auf der Ebene der Laufpraxis hingegen ist diese Phase oftmals durch den Einstieg ins Wettkampfgeschehen gekennzeichnet:

»Die Folge des Laufeinstiegs ist oftmals der sportliche Vergleich im Wettkampf. Daraus erwächst der Ehrgeiz, die Hoffnung auf Leistungssteigerung. Der Spaß an der neu erworbenen Fähigkeit, lang und ausdauernd zu laufen, kommt auf,

drängt sich in den Vordergrund. Im Verlauf eines Läuferlebens wird aus dem LaufEinstieg ein regelmäßiges Lauftraining, das völlig anderen Zwecken und Bedeutungen dient, sich aus anderen Motiven [als dem der Gesundheitserlangung, R.F.] nährt« (ebd.: 89). Und an einer anderen Stelle heißt es: »Präsentierte Motive, die zweifellos in der öffentlichen Diskussion einen höheren Stellenwert einnehmen [...], überdecken die grundlegenden Ziele: Leistungsfähigkeit, Wettkämpfe, Trainingskilometer und Selbstaufwertung.« (ebd.: 162)

Korrelativ dazu kommt es zu einer Veralltäglichen der Trainingspraxis und zur Steigerung der Trainings- und Wettkampftätigkeiten – auch bis hin zur Marathonteilnahme. Dies wird zugleich von einer identitätsmäßigen Verfestigung des Laufens begleitet, was typischerweise mit der Übernahme eines gewissen elitären Denkens und einem darauf bezogenen Bekehrungseifer einhergeht: es wird nur noch vom Laufen geredet, Nicht-Laufende werden tendenziell denunziert (vgl. ebd.: 100). In Anlehnung an Wacquant, der vom »boxerischen Habitus« (2017[2001]: 21) spricht, könnte man insofern sagen, dass sich in dieser Phase gleichsam ein *läuferischer Habitus* ausbildet, zu dem es eben dazugehört, dass milieutypische Deutungsmuster, Einstellungen und Verhaltensweisen übernommen und gerade in der Anfangsphase verstärkt zum Ausdruck gebracht werden, um sich als Teil des Milieus zu etablieren und gegenüber Nichtmitgliedern abzugrenzen. Viele Laufende berichten im Zuge dieser Statuspassage auch von einer Steigerung des Selbstbewusstseins; der nunmehr trainierte und als solcher für Dritte deutlich sichtbare Körper, so Lutz, fungiere zunehmend als Distinktionsmittel gegenüber Altersgleichen und Nichtaktiven, wodurch sich die Laufenden selbst aufwerteten (vgl. 1989: 129).

Spätestens mit den Wettkampfteilnahmen zeigt sich also eine deutliche Diskrepanz zwischen den manifest genannten Motiven und der faktischen Laufpraxis der von Lutz Interviewten, woraus die Frage erwächst, welche Funktion die Wettkämpfe für die Laufenden dann übernehmen. Lutz deutet die Wettkampfteilnahmen als eine gleichsam »logische Konsequenz eines Laufeinstiegs« (ebd.: 132):

»Es ist schließlich Bestandteil des Sports, daß man in einer organisierten Konkurrenz sich mit anderen vergleicht, um das eigene Können einschätzen zu können, aber auch um schlicht sich bestätigt zu fühlen. Zur Dynamik und zur inneren Logik der Laufkarrieren gehört, daß sich über das Erlebnis der Leistungsoptimierung eine Erhöhung der Kapazität und der Intensität einstellt, die zugleich den Gedanken einer Wettkampfteilnahme zur Überprüfung und zum Vergleich mit anderen immer näherrücken läßt.« (ebd.)

Die Wettkampfteilnahmen würden außerdem auch eine motivatorische Kraft auf die Laufenden ausüben, weiter am Ball zu bleiben, würden den (Lauf-)Alltag strukturieren und in Laufendenkreisen nicht zuletzt auch zum Mitreden befähigen (vgl. ebd. 133ff.).

Gleichwohl geht Lutz nicht näher darauf ein, welche besondere Bedeutung den Wettkämpfen *als Wettkämpfe* auf der Ebene der Motivationsstruktur zukommt, was einen Wettkampf also strukturell ausmacht. Es wird aber deutlich, dass die Eigendynamik, die das Laufen mit zunehmender Dauer der Laufkarriere entfaltet, etwas mit den ursprünglichen Krisensituationen zu tun haben muss. Die Laufkarriere, so Lutz, habe insgesamt den Charakter einer »Flucht« vor jenem initialen Unwohlsein (ebd.: 143). Der so konstituierten Laufpraxis haftet stets etwas Fragiles an, das unsichtbar bleibt, solange weitergelaufen und an Wettkämpfen teilgenommen wird. Insofern schließt Lutz, dass das Laufen primär ein »Versuch subjektiver Problembewältigung« (ebd.: 157; vgl. ganz ähnlich auch Reischer 2001) sei und die Bewältigung darin bestehe, es als eine »narzisstische Selbstaufwertung« (ebd.: 168) zu nutzen. Das verweist natürlich in Richtung eines Kompensationsmechanismus, was Lutz auch andeutet:

»Wer Räumen und Zwängen zu fliehen vermag, der war vorher in sie eingebunden, litt gar darunter; werden Gegenbilder zur Eintönigkeit des Berufs und zur Konsumgesellschaft möglich, was das immer konkret sein mag, so ergaben sich vor dem Konflikte und Belastungen; hat der einzelne ein Ventil für seine Sorgen gefunden, das ihn sie vorübergehend vergessen lässt, dann muß er bisher darunter gelitten haben, nicht abschalten zu können; ist man lebendiger, aktiver, lebenslustiger, fühlt sich körperlich und seelisch befreiter, erfährt ein Gefühl von Abenteuer, dann muß dies zuvor nicht möglich gewesen sein.« (ebd.: 146)

Mir scheint jedenfalls, dass das Laufen als Krisenbewältigungsstrategie im Kern auf eine *Autonomie- bzw. Bewährungsproblematik* verweist. Darauf stößt man nicht nur deshalb, weil »narzisstische Selbstaufwertung« kehrseitig immer schon Selbstabwertung impliziert, sondern weil es auch eine *Unfähigkeit oder Unmöglichkeit* zum Ausdruck bringt, die genannten Krisen im *echten* Leben zu bewältigen. Und weil die Autonomie einer Lebenspraxis aber eben genau darin sich ausdrückt, dass sie in der Lage ist, Krisen selbstständig zu lösen (und zu erzeugen) und sich daher gerade in einer Krise als autonomes Subjekt erfährt sowie im Falle einer gelungenen Krisenbewältigung als solches – freilich bis auf Weiteres – auch bewährt (vgl. Oevermann 2008: 13, 2004a), liegt es nahe, dass viele freizeithlich Laufende mit dem Laufen Probleme im Zusammenhang mit dem Autonomie-Bewährungs-Komplex bearbeiten. Mit anderen Worten: *Wenn die Bewährung als autonomes Subjekt im Alltag scheitert, kann dies im Laufen scheinbar kompensiert werden.*⁸⁶ Man könnte natürlich fragen, ob nicht

86 Dass das freizeithliche Marathonlaufen einen kompensativen Problembewältigungsversuch darstellt, ist auch im Alltag durchaus präsent, was Buchtitel wie »Mein langer Lauf zu mir selbst« (Joschka Fischer) oder »Vom Junkie zum Ironman« (Andreas Niedrig) aus sich heraus schon nahelegen.

schon die Wahl des Laufens als Krisenlösung als autonome Krisenbewältigung verstanden werden könne; immerhin ist es ja ein Lösungsversuch, man tut schließlich etwas. Doch auch dann verbliebe die Lösung ja ein *Surrogat*, ein ›Platzhalter‹ für eine echte Krisenbearbeitung. Tatsächlich scheint sich ja schon hinsichtlich der Entscheidung zum Laufeinstieg bei vielen Laufenden die Autonomie ›in Grenzen‹ zu halten, wenn doch, wie es die Ergebnisse von Lutz nahelegen, dabei entweder bloß auf in der Vergangenheit ausgebildete Routinen zurückgegriffen oder lediglich Appellen und Empfehlungen gefolgt wird.⁸⁷

Vor diesem Hintergrund machen die Wettkampfteilnahmen natürlich insofern Sinn, als dass sie eine Bewährungsmöglichkeit als autonomes Subjekt zu eröffnen scheinen, über die man im Alltag nicht verfügt und die sich einem auch dann nicht bietet, wenn man bloß ›privat‹ läuft. Erst die Teilnahme an Wettbewerben scheint den Laufenden, weil sie *coram publico* erfolgt und damit einen offiziellen Charakter hat, eine echte Bewährungserfahrung zu verschaffen, die zugleich aber auch künstlich bzw. simuliert verbleibt, weil sie eben keine Bewährung im ›wirklichen‹ Leben, keine echte Auseinandersetzung mit den krisenhaften Strukturen ist. Laufveranstaltungen, und hier vor allem Marathonläufe, an denen auch freizeithlich Laufende zugelassen sind, scheinen hierfür eine Ermöglichungsstruktur anzubieten, die im nachfolgenden Zwischenschritt nun systematischer bestimmt werden soll, indem dabei wiederum auf die bereits entfaltenen Konzepte von Handlungsproblemen und konstitutiven Regeln Bezug genommen wird.

Exkurs 1: Handlungsprobleme und konstitutive Regeln im Marathonlauf

Wenn wir uns an die oben eingeführte Systematik der Handlungsprobleme im Sport erinnern, so bestand das sportsspezifische Handlungsproblem im wettkampfförmigen Leistungsvergleich, der zudem als Wettkampfbetrieb organisiert sein und öffentlich stattfinden muss. Beim Marathonlaufen ist all dies – und das wurde in der bisherigen Darstellung ja bereits durchweg unterstellt – offensichtlich gegeben; es ist demnach *strukturlogisch* eine genuin sportliche Praxis, für die insofern auch die konstitutiven Regeln gelten, wie sie in Kapitel 2.5.2 thematisiert wurden. Die ›Muttersportart‹ ist dabei natürlich der Laufsport, und das damit verbundene laufsportsspezifische Handlungsproblem ist die *laufende Bewältigung bestimmter Distanzen*, die in den Regeln des internationalen Verbandes »World Athletics« (WA) sowie der nationalen Verbände festgelegt sind. In Deutschland ist dies der Deutsche Leichtathletik Verband (DLV) mit den jeweiligen Landesverbänden. Mit 42,195 Kilometern – seit

87 Dazu passt auch jenes elitäre Denken, von dem Lutz spricht. Es verweist darauf, dass es offenbar einen gewissen Bedarf gibt, sich selbst und anderen gegenüber versichern zu müssen, dass man das ›bessere‹ bzw. ›richtigere‹ Leben lebt, was kehrseitig bedeutet, dass es tatsächlich so sicher eben gar nicht ist. Diese Unsicherheit würde ich als Ausdruck der Ahnung ob des eigenen Autonomiedefizits interpretieren.

1924 die offizielle Marathondistanz (zuvor: 40 Kilometer) – stellt der Marathonlauf dabei die längste olympische Laufdisziplin dar und wird als Straßenlauf ausgetragen. Das disziplinspezifische Handlungsproblem im Marathonlauf ist daher *die Bewältigung einer herausragend langen Distanz*. Das Marathonlaufen befindet sich damit »an der Schwelle« zu tendenziell Extremsportlichen Aktivitäten, denn alles jenseits dieser Distanz ist *Ultramarathon*. Für unter 20-Jährige ist die Teilnahme an Marathonwettkämpfen laut dem »Book of Rules« – dem Regelwerk der WA – verboten.⁸⁸ Die medizinische Empfehlung liegt bei einem Mindestalter von 18 Jahren (vgl. International Marathon Medical Directors Association 2001; dies entspricht auch der Richtlinie des DLV⁸⁹).

Wichtig ist nun, wie gesagt, dass die Länge der Strecke beim Marathonlauf im Vergleich zu anderen Laufdisziplinen stärker in den Fokus rückt; sie wird zu einer *besonderen Herausforderung*. Entsprechend muss man einen Marathon anders laufen als einen Halbmarathon, einen 400-, 3000- oder selbst einen 10000-Meter-Lauf, und zwar nicht nur, was die Geschwindigkeit angeht, sondern auch im Hinblick die Verpflegung im Wettkampf, der beim Marathonlauf verstärkt Aufmerksamkeit geschenkt werden muss, weil anderenfalls ein Leistungseinbruch droht. Mit dieser besonderen Herausforderung im Zusammenhang mit der Streckenlänge müssen natürlich sowohl Profi- als auch Amateurlaufende umgehen, und es ist eben auch eine Besonderheit von Marathonveranstaltungen, dass beide Gruppen mehr oder weniger an derselben Veranstaltung teilnehmen – etwas, was ansonsten nur noch bei Radrennen oder im Triathlon so der Fall ist. Faktisch nehmen sie natürlich nur formal am gleichen Wettbewerb teil, weil sie in der Regel in unterschiedlichen, zeitlich verzögerten Blöcken starten, damit es zu keiner Beeinträchtigung der Ersteren durch die Letzteren kommt.⁹⁰ Dennoch kann man in dieser Besonderheit eine gewisse Aufwertung der amateurmäßig Laufenden sehen, die sich auch darin reproduziert, dass Meisterschaften im Marathonlauf im Rahmen gewöhnlicher Stadtmarathons ausgetragen werden (so wurde die Deutsche Marathon-Meisterschaft im Jahr 2022 im Rahmen des Hannover-Marathons ausgetragen); jedenfalls kennt man so etwas aus dem Fußball oder Tennis nicht, wo die Profi- und Amateurbetriebe räumlich wie zeitlich doch weitgehend unabhängig voneinander ablaufen, was zum Teil aber sicher mit organisatorischen Dingen zu tun haben wird.

88 Vgl. online unter: <https://worldathletics.org/about-iaaf/documents/book-of-rules>, hierin Book C, Abschnitt 1.2: World Athletic Series Regulation, S. 4., [Letzter Zugriff 08.05.2022].

89 Vgl. online unter: https://www.leichtathletik.de/fileadmin/user_upload/12_Service/Wettkampfororganisation/01_Bestimmungen_Satzung_Vordrucke/DLV-Satzungen_Ordn/Deutsche Leichtathletik-Ordnung.pdf, [Letzter Zugriff 08.05.2022].

90 So findet der Start der Profis und Altersklassenathlet*innen beim Berlin-Marathon mehr als eine Stunde früher statt als der Start derjenigen, die ihren ersten Marathon laufen (das muss man bei der Anmeldung angeben). Vgl. online unter: <https://www.bmw-berlin-marathon.com/dein-rennen/start/>, [Letzter Zugriff: 08.05.2022].

Für unsere Argumentation entscheidend ist nun eine weitere strukturelle Eigentümlichkeit von Marathonveranstaltungen, die darin besteht, *dass sie zwei grundlegend verschiedene Handlungslogiken inkludieren und miteinander vereinbaren*: Während der Handlungsfokus der genuin sportlichen Logik auf dem Leistungsvergleich mit anderen liegt und es damit verbunden darum geht, die Marathonstrecke so schnell wie möglich zu bewältigen und möglichst viele Kontrahentinnen und Kontrahenten hinter sich zu lassen, liegt der Fokus der anderen Logik auf der »Bewältigung der Strecke selbst« (Neckel 2000: 136) bzw. dem »Finishen«, wie es im milieutypischen Jargon heißt. Ganz ähnlich, wie es Alois Hahn (2002) in Bezug auf Fußball formuliert hat, lässt sich daher sagen, dass man Marathonlaufen entweder als Sport betreiben oder es eben als individuelle »Bewährungsprobe« (Neckel 2000: 137) nutzen kann, bei der es um die *öffentliche Unterbeweisstellung des individuellen Durchhaltevermögens unter künstlichen Bedingungen und nicht um den Vergleich mit anderen* geht. Im Rahmen von Marathonwettkämpfen ist beides möglich. Daher griffe es auch zu kurz, zu sagen, dass Marathon als Sport ausschließlich die Domäne der professionell bzw. beruflich Laufenden sei – wenn auch alle Profis Marathon zweifelsohne als Sport betreiben –, denn natürlich können prinzipiell auch amateurmäßig bzw. freizeitlich Laufende in ihrer Praxis der Logik des Sportlichen folgen, sofern sie am Vergleich *mit anderen* orientiert sind; entscheidend ist, so haben wir schon in Kapitel 2.5.1 argumentiert, eben nicht die Differenz Profi/Amateur*in, sondern Sportler*in/Nicht-Sportler*in.

Und um was für eine Praxis es sich jeweils objektiv handelt, hängt nun nicht von den subjektiven Motiven der Beteiligten ab, sondern von den konstitutiven Regeln, die der jeweiligen Praxis zugrunde liegen und die man sich natürlich im Einzelfall genau anschauen muss. Gleichwohl können subjektive Motive sozusagen indikativ dafür sein, ob jemand das Marathonlaufen als Sport betreibt oder es als Bewährungsprobe nutzt. So haben wir ja auch bereits festgestellt, dass das Gros der freizeitlich Marathonlaufenden vor allem Gesundheit und Wohlbefinden als Hauptmotive angibt, während das Wettkampfmotiv eher niedrig gewichtet wird. Ogles und Masters (2003: 81) geben, wie schon erwähnt, konkret an, dass der Anteil der Laufenden, die ausdrücklich am Leistungsvergleich *mit anderen* interessiert waren, in ihrem – wenn auch nicht repräsentativen – Sample bei ungefähr 17 Prozent lag. Es ist daher zu vermuten, dass es die Tendenz, das Marathonlaufen als individuelle Leistungsprüfung zu nutzen, zwar im Amateurbereich verstärkt gibt, dies jedoch sicherlich nicht auf *alle* Amateurrinnen und Amateure zutrifft und es durchaus auch sportlich Laufende unter ihnen gibt. Entscheidend ist jedenfalls, dass wir auf der Praxisebene *zwei grundlegend verschiedene Logiken* unterscheiden müssen und beide in denselben formalen Rahmen des Marathonwettkampfs integriert sind. Wie diese hingegen unter den amateurmäßig Laufenden gleichsam quantitativ verteilt sind, ist eine nachrangige und vor allem empirische Frage. Im Folgenden soll die Differenz zwischen den beiden Handlungslogiken nun weiter ausbuchstabiert werden.

Maßstab hierfür sind die unterschiedlichen konstitutiven Regeln, denen jeweils gefolgt wird.

Es dürfte, wie bemerkt, außer Frage stehen, dass professionell Marathonlaufende Marathon als Sport praktizieren. Denn das zentrale Handlungsproblem, das sie bearbeiten, ist der wettkampfförmige Leistungsvergleich, was insbesondere *den Vergleich mit anderen* impliziert. Das bedeutet natürlich nicht, dass das marathon-spezifische Handlungsproblem der Bewältigung einer herausragend langen Strecke sie nicht betrifft; natürlich müssen auch sie die Strecke bewältigen, was wiederum mit Folgeproblemen wie dem Problem der Verpflegung oder des Pacings verknüpft ist, die möglichst optimal gelöst werden müssen, um Leistungseinbrüche im Wettkampf zu vermeiden; auch ist die herausragende Streckenlänge – gerade im Profibereich, wo Geschwindigkeiten von bis zu 20 km/h über rund zwei Stunden durchgehalten werden müssen – mit erheblichen körperlichen Belastungen – seien es Stoßeinwirkungen⁹¹ oder Witterungseinflüsse – verbunden. Kein Zweifel also, dass die herausragend lange Distanz auch für professionell Laufende ein zu bewältigendes Handlungsproblem darstellt. Der springende Punkt ist allerdings, dass die Bewältigung der Strecke hier andererseits aber auch nicht grundsätzlich infrage steht. Die zentrale Frage ist nicht: »Schaffe ich das überhaupt?«, sondern: »Wie kann ich eine bestmögliche Platzierung erreichen?« bzw. »Kann ich gewinnen?«.⁹²

Entsprechend folgen sportlich Laufende grundsätzlich der für sportliche Praxis konstitutiven Regel des *Gewinngebots*. Damit ein Marathonwettkampf als eine genuine *Sportveranstaltung* gelten und stattfinden kann, müssen sie konkurrieren, müssen sie jene »lusory attitude« einnehmen, von der Suits spricht (1973: 49). Das sichert die Dynamik des Marathonlaufs als Wettkampf ab und wird von allen Beteiligten wie selbstverständlich erwartet. Umgekehrt erscheint es kontraintuitiv, von Sport zu sprechen, wenn es diesen überindividuellen Leistungsvergleich nicht gibt und es für alle Teilnehmenden nur um die Frage schaffen/nicht schaffen geht.

91 Die Belastung, die mit jedem Laufschrift auf den Körper einwirkt, beträgt das Drei- bis Sechsfache des jeweiligen Körpergewichts – je nachdem, auf welchem Terrain gelaufen wird. Die meisten Verletzungen bei Marathonlaufenden sind daher das Resultat von Überbeanspruchung (vgl. International Marathon Medical Directors Association 2001).

92 Dem korrespondiert auch, dass viele Profis gewissermaßen »flüssig« zwischen den verschiedenen olympischen Distanzen wechseln. So war etwa der äthiopische Langstreckenläufer Haile Gebrselassie mehrfacher Olympiasieger und Weltmeister auf den Distanzen zwischen 3.000 und 10.000 Metern und zugleich vier Jahre lang Weltrekordhalter beim Marathon. Auch die deutschen Läuferinnen Sabrina Mockenhaupt oder Lisa und Anna Hahner bedienten mehrere olympische Distanzen. Das heißt natürlich nicht, dass der Wechsel auf die Marathondisziplin wie bei Gebrselassie immer von Erfolg gekrönt ist; der Fall Dieter Baumann kann hierfür als Beispiel gelten. Aber die Bewältigung der Distanz allein bleibt hier nicht das Hauptproblem.

Messtechnisch wird der Leistungsvergleich im Marathon in zwei Dimensionen gleichzeitig erfasst: zum einen zeitlich, zum anderen qua Platzierung. Die zeitliche Erfassung erlaubt dabei nicht nur einen präzisieren bzw. detaillierteren Vergleich der Athletinnen und Athleten innerhalb desselben Wettbewerbs, sondern auch einen das individuelle Wettkampfergebnis übergreifenden Vergleich. So lässt es sich beispielsweise nachvollziehen, wie sich die Bestzeiten beim Berlin-Marathon in den vergangenen dreißig Jahren entwickelt haben oder wie ein bestimmter Athlet bzw. eine bestimmte Athletin sich im Vergleich zu früheren Teilnahmen im gleichen Wettbewerb entwickelt hat. Laufzeiten zu vergleichen, die auf unterschiedlichen Strecken erzielt wurden, ist hingegen stets problematisch. Zwar legen der WA und die nationalen Verbände durchaus allgemeine Vorgaben hinsichtlich der Streckenlänge, -führung und -beschaffenheit vor; gleichwohl gibt es immer Abweichungstoleranzen (zum Beispiel darf das Gefälle zwischen Start und Ziel bis zu einem Prozent der Streckenlänge betragen); die Marathonstrecken unterscheiden sich also weltweit, sodass bestimmte Strecken auch nicht als Weltrekordstrecken zugelassen sind (so z.B. die Strecke des Boston-Marathons). Prinzipiell könnte man sich auch Marathonwettbewerbe vorstellen, bei denen der Leistungsvergleich ausschließlich qua Zeitmessung erfolgt; gleichwohl wäre dies nicht nur organisatorisch schwieriger, sondern würde auch die Dynamik und die Spannung herausnehmen, die mit direkten Wettkampfinteraktionen im Modus der »conversational encounters« (Goffman 1983) verbunden ist.

In der Handlungslogik des Marathonlaufs als individuelle Bewährungsprobe hingegen wird einer anderen konstitutiven Regel gefolgt und kehrt sich die Hierarchie der Handlungsprobleme gleichsam um: Hier ist der wettkampfförmige Leistungsvergleich nachrangig, während die Streckenbewältigung als solche zur zentralen Hürde und das Gewinngebot gegen das, was ich das *Durchhaltegebot* nennen würde, »eingetauscht« wird. Die spezifische Struktur des Marathonwettbewerbs eröffnet den Teilnehmenden die Möglichkeit, sich allein auf die Bewältigung der Distanz zu fokussieren und das Ganze eher als eine *individuelle Bewährungsprobe* anzugehen, als mit anderen zu konkurrieren bzw. gegen andere zu laufen. So heißt es in einer treffenden Formulierung bei Lutz (1989):

»Bei all diesen Stadtmarathons läßt sich ähnliches beobachten: An der Spitze laufen einige hervorragende Läufer mit zum Teil international hochwertigem Leistungsvermögen, ihnen folgt die Masse der »Namenlosen«, die sich aus der Laufbewegung rekrutieren und denen der Ausgang des Rennens an der Spitze wenig bedeutet, die sich mehr am »eigenen Durchkommen«, am Erreichen »ihres persönlichen Ziels« orientieren.« (ebd.: 21, Hervh. i. O.)

Den »Namenlosen« oder, wie man sie auch nennen könnte, »Bewährungssuchenden« geht es handlungslogisch eben ums Finishen, ums »eigene[...] Durchkom-

men«, wie Lutz sagt. Persönliche Ziele wie etwa eine persönliche Bestzeit mögen dann zwar auch eine Rolle spielen, gleichwohl bleibt das allgemeine Handlungsziel sozusagen selbstreferenziell: Zentral bleibt die *Konkurrenz mit sich selbst*; Vergleichsmaßstab sind die *persönlichen* Leistungen, nicht die Leistungen *der anderen*. Diese Form von Konkurrenz könnte man, wie erwähnt, prinzipiell natürlich auch rein privat haben, dann bliebe sie allerdings auch »Privatsache« (Plessner 1985[1956]: 154); sie würde nicht gesehen und entsprechend auch nicht gewürdigt werden können. Insofern darf man nicht aus den Augen verlieren, dass auch die Bewährungssuchenden faktisch unter offiziellen, öffentlichen Wettkampfbedingungen laufen; ihre Platzierungen und Zeiten werden offiziell gemessen; zudem gibt es ein Zeitlimit. Der entscheidende Punkt ist jedoch, dass der sportliche Leistungsvergleich dabei nicht als zentrales Handlungsproblem bearbeitet wird, weil im Kern einer anderen Regel gefolgt wird. Anderenfalls müsste es um den Vergleich *mit anderen* gehen, damit eben die *beste* Leistung festgestellt werden kann. Wenn man sich hingegen die statistische Erfassung der individuellen Leistungen gleichsam wegdenkt und sich vorstellt, es gäbe nur noch das Zeitlimit, dann wird klar, dass so kein sportlicher Leistungsvergleich zustande käme: Der Vergleichshorizont verlief lediglich entlang der Demarkationslinie schaffen/nicht-schaffen, während die beste Leistung nicht ermittelt werden könnte; die Laufenden würden sozusagen lediglich in zwei Gruppen geteilt. Die Anerkennung des Leistungsvergleichs als zentrales Handlungsproblem bedeutet jedoch, dass man ihn tendenziell entgrenzt, und zwar in dem Sinne, dass es darum gehen muss, unter allen Teilnehmenden die Besten zu ermitteln, die Höchstleistung festzustellen. Wie gesagt: Formal betrachtet sind freilich auch die Bewährungssuchenden in einen sportlichen Wettkampf integriert, aber ihre Leitorientierung ist die am Durchhalten, wodurch der Leistungsvergleich mit anderen nicht mehr im Mittelpunkt steht und somit, ungeachtet dessen, dass er statistisch ex post möglich ist, gleichsam auch *nicht als authentisch* gelten kann, weil er von vornherein nicht im Fokus stand. Im Übrigen interessiert sich ja auch das Publikum nicht für die statistisch erfassten Leistungen der von Lutz insofern zurecht als *namenlos* Bezeichneten, sondern es interessiert sich eher für deren *situativen Kampf mit sich selbst*. Man kann daher resümieren, dass Marathonlaufen als Bewährungsprobe *formal-sportlich* ist.

Dies ist eine besondere Struktur, die, wie gesagt, ansonsten nur noch im Radsport oder im Triathlon so möglich ist, und es scheint ja auch kein Zufall zu sein, dass es sich um Aktivitäten handelt, die quasi naturwüchsig auf Ausdauer und individuelle Leistung abstellen und sich daher als Settings für individuelle Bewährungsversuche geradezu anbieten. Man kann nicht wettkampfmäßig Fußball oder Tennis spielen und sich dabei nur auf das Durchhalten konzentrieren, denn es würde

schlichtweg kein Wettkampf zustande kommen.⁹³ Beim Marathon jedoch kann man sich jederzeit legitimerweise auf die Streckenbewältigung zurückziehen, ohne dafür negativ sanktioniert zu werden, sofern man unter dem Zeitlimit bleibt (prinzipiell könnte man die Strecke daher auch lediglich gehend bewältigen). Hingegen kann passives Verhalten im Boxen oder Fechten mit einer Disqualifikation bestraft werden. Und auch im Fußball gibt es die Möglichkeit, eine offensichtliche Zeitverzögerung mit einer gelben Karte zu ahnden. Im Marathon ist es nahezu umgekehrt: Man kann gleichsam verzögern, so viel man möchte und bekommt am Ende – vorausgesetzt das Zeitlimit wurde eingehalten – sogar noch eine Medaille und/oder eine Urkunde, womit eben schon die Streckenbewältigung als solche als Leistung gewürdigt wird. Und auch die gängige Praxis, sich beim Marathonwettkampf möglichst absurd zu verkleiden, verweist auf die Nachrangigkeit des sportlichen Leistungsvergleichs; zum einen natürlich schon deshalb, weil es überhaupt erlaubt ist, dies zu tun (man denke nur an die recht strengen Kleidungs Vorschriften im Fußball); zum anderen aber auch, weil sich darin eine ironische Distanzierung bzw. eine Bagatellisierung der Strecke ausdrückt sowie der Eventcharakter der Veranstaltung betont wird. Aus sportlicher Sicht stellt die Verkleidung beim Laufen hingegen schlichtweg ein Handicap dar, das sich niemand freiwillig auferlegen würde, der oder die an einer bestmöglichen Leistung orientiert wäre. Sportlich Laufende bemühen sich daher umgekehrt darum, so wenig Kleidung wie möglich zu tragen, um Gewicht und Reibung einzusparen und ungehindert laufen zu können.

Man sieht also: Die Marathonwettbewerbe sind von Beginn an darauf ausgerichtet, die Logik individueller Bewährung mitzubedenken bzw. sie zu ermöglichen. Das ist wiederum etwa bei der Tour de France anders, weil dort quasi nur die Radsportelite zugelassen ist und es dort niemanden gibt, der/die nicht an der Konkurrenz mit den anderen orientiert ist. Selbst diejenigen, die ganz hinten im Feld fahren, versuchen die bestmögliche Platzierung herauszufahren, anderenfalls würden sie schwerlich das nächste Mal wieder zugelassen bzw. weiter von ihrem Team nominiert werden. Im Bereich des Marathonlaufens gibt es etwas Ähnliches etwa beim Boston-Marathon, für den man sich auch als Amateur*in im Rahmen anderer Wettkämpfe erst qualifizieren muss. Und beim olympischen Marathon ist, wie bei der Tour de France, überhaupt nur die Laufelite zugelassen. Olympischer Marathon ist indes ein gutes Stichwort, weil hierbei der Unterschied zwischen der genuin sportlichen Handlungslogik und der Logik des Finishens besonders deutlich hervorgehoben wird, was sich an einem prominenten Beispiel zeigen lässt.

93 Man kann sich gedankenexperimentell dazu auch vorstellen, wie es wäre, wenn man zum Beispiel Tennis spielen würde und den Fokus darauf legte, den Ball bloß möglichst oft hin und her zu spielen, ohne dass er ins Aus ginge, wobei die Spielzeit und die Punkte dennoch offiziell erfasst würden. Es ist klar, dass es dann zwar immer noch ›irgendwie‹ Tennis, aber doch kein sportlicher Wettkampf mehr wäre.

Die Rede ist vom Hand-in-Hand-Zieleinlauf der deutschen Profiläuferinnen und Zwillingsschwestern Lisa und Anna Hahner im Rahmen des olympischen Marathons in Rio de Janeiro im Jahr 2016. Zwar wurden den beiden von vornherein keine Medaillenchancen zugerechnet, ihr gemeinsamer Zieleinlauf – weit abgeschlagen auf den Plätzen 81 und 82, händchenhaltend – wurde jedoch von vielen Sportbeobachterinnen und -beobachtern – u.a. auch vom Deutschen Leichtathletik-Verband – scharf kritisiert. Die sinngemäße Begründung: Die Läuferinnen hätten den Wettkampfwillen vermissen lassen und die internationale Bühne lediglich für Selbstvermarktung genutzt. Vor dem Hintergrund des oben Gesagten kann man das auch so ausdrücken: Die Zwillingsschwestern haben sich als *Amateurinnen* inszeniert, denen es einfach nur ums Finishen ging. Das haben sie natürlich nur deshalb machen können, weil es diese Logik bei den Breitensportlichen Marathonveranstaltungen gibt, weshalb sie sich womöglich etwaige Sympathien von Laufenden erhofft haben, die den Wettkampfgedanken ebenfalls niedrighängen. Der olympische Marathon hingegen ist eine genuin sportliche Veranstaltung, in der die Logik individueller Bewährung über das Finishen keinen Platz hat, und genau deshalb ist es entsprechend zu einer Empörungswelle gekommen. Dies ist im Übrigen auch dahingehend interessant, weil es vermuten lässt, dass sich für den olympischen Marathon eben vor allem die genuin sportlich Laufenden bzw. genuin *Sport*interessierte interessiert haben. Das angeblich durch Pierre de Coubertin geprägte olympische Credo »Teilnehmen ist wichtiger als Siegen«, das in der Alltagssprache zu »dabei sein ist alles« wurde, bezieht sich insofern auf den herausgehobenen Status, den die Olympischen Spiele für jeden Leichtathleten und jede Leichtathletin haben (wenn man dabei ist, gehört man bereits zu den Besten), bedeutet aber keineswegs eine Abkehr von der Logik des Sportlichen.⁹⁴

Im Übrigen wäre auf der Seite der professionell bzw. sportlich Laufenden auch eine Haltung eines Durchhaltens-um-jeden-Preis, wie man sie im Amateurbereich häufig vorfindet, absurd. Während der Zieleinlauf von vielen, denen es nur um Streckenbewältigung geht, so aussieht, dass sie sich stark schwankend, mitunter kriechend oder sich gar übergebend über die Ziellinie »retten«, ist es bei den Profis umgekehrt nachgerade geboten, bei der kleinsten Verletzungsgefahr oder für den Fall, dass keine Aussicht mehr auf eine relevante Platzierung besteht, umgehend auszustiegen und gerade nicht bis zum Schluss durchzuhalten. Natürlich gibt es auch immer wieder Fälle, in denen dies trotzdem getan wird (s. das soeben bemühte Beispiel); dann geht es aber eben eher darum, eine Symbolwirkung zu erzielen und sich selbst zu inszenieren, weil es, wie gesagt, aus sportlicher Perspektive eigentlich keine rationalen Gründe fürs Durchhalten gibt. Wiederum bringt das Ehepaar Thie-

94 Vgl. zum Eklat um die Hahner-Zwillinge: <https://www.sueddeutsche.de/sport/olympia-hand-in-hand-geht-man-spazieren-aber-nicht-den-olympischen-marathon-1.3122043>, [Letzter Zugriff: 01.07.2021].

mer, das wir oben bereits zitiert haben, diesen Aspekt des formal- bzw. nicht-sportlichen Langstreckenlaufens (in ihrem Fall im Bereich des Ultramarathons) gut zum Ausdruck, indem es dem Durchhalten eine eigene Qualität zuschreibt und genau daraus – im dezidierten Vergleich mit den Profis – auch einen besonderen Pay-off zu ziehen scheint:

»Von unseren zahlreichen Ultras seien deswegen noch ein paar kurz angerissen, allerdings mit dem Hinweis, daß es uns bei all diesen Läufen weniger um die Zeit ging, als viel mehr darum, die Strecken wirklich zu bewältigen. Vielleicht unterscheidet uns dies von den Stars dieser Strecken, die, wenn sie merken, daß sie keine für sie ansprechende Zeit mehr laufen können oder aber abgeschlagen im Mittelfeld landen werden, die Läufe vorzeitig abbrechen.« (Thiemer 1985: 40)

Der Übergang zwischen den beiden Logiken scheint gewissermaßen flüssig, weil es prinzipiell möglich ist, auch während des Wettkampfes gleichsam von der einen auf die andere zu wechseln. Entscheidend scheint mir gleichwohl zu sein, an welcher Regel man sich letztendlich *zentral* orientiert. So gibt es natürlich auch »kleine Wettkämpfe im Pulk«, und es mag auch auf den hinteren Rängen Schlussspurts geben, bei denen die Laufenden doch mal für eine kurze Zeit in den Wettkampfmodus wechseln. Wenn sie aber im Großen und Ganzen am Finishen orientiert waren, dann ändert dies an der Gestalt ihrer faktischen Laufpraxis nichts, dann haben die kurzen Wettkampfeinlagen lediglich einen spielerischen Charakter; man partizipiert kurzzeitig an der Logik des Sportlichen, fokussiert sich aber im Wesentlichen auf das Durchkommen. Umgekehrt können sportlich Laufende im Verlauf des Rennens auch in den Bewährungs- bzw. Finishingmodus wechseln, wenn sie etwa einen schlechten Tag erwischt und keine Aussichten mehr auf eine gute Zeit bzw. eine gute Platzierung haben; dafür bietet der Breitensportliche Marathon eine Gelegenheit, auch wenn aus sportlicher Perspektive der Ausstieg eben näherliegt. Entscheidend ist jedenfalls, *dass für die sportliche Laufpraxis ein Interesse am Vergleich mit anderen konstitutiv ist*. Es reicht somit nicht aus, sich nur auf die *persönliche Bestzeit* zu fokussieren, sondern es muss um *die bestmögliche Platzierung im Feld* gehen, wofür für Amateure und Amateurrinnen, sofern es sich nicht um Spitzensportler*innen handelt, natürlich zuvorderst die Altersklassenwertungen den naheliegendsten Vergleichshorizont darstellen. Aber auch Sonderwertungen kommen infrage.

Abschließend noch ein Punkt zur Überlegung, dass das Marathonlaufen, sofern nicht genuin sportlich praktiziert, eine individuelle Bewährungsprobe darstellt. Denn es stellt sich damit verbunden die Frage, ob ein Wettkampf nicht grundsätzlich auch für sportlich Laufende eine Bewährungsprobe bedeutet, da sich schließlich *alle* Teilnehmenden öffentlich beweisen müssen. Ich würde es so sehen, dass Wettkampfpraktiken zunächst generell immer implizieren, dass es darum geht, sich zu bewähren. Der entscheidende Unterschied zum formal- bzw. nicht-

sportlichen Marathonlaufen besteht eher darin, dass sportlich Laufende sich über ihre wiederum *sportliche* Leistung und damit als *Sportlerinnen und Sportler* bewähren. Damit bewähren sie sich im *echten* Leben über *echte* Leistungen *im Beruf*, auch wenn die Praxis, der sie dabei nachgehen, als solche natürlich trotzdem zweckfrei bleibt. Das ist bei formal-sportlich Laufenden anders: Sie bewähren sich nicht über sportliche Leistungen und nicht als Berufssportler*innen, sondern über die ›bloße‹ Bewältigung der Marathonstrecke im Rahmen einer insofern *künstlichen* Bewährungsprobe. Freilich hat diese Praxis eine echte Seite insofern, als dass es, wie gesagt, um offizielle, öffentliche Wettkämpfe sich handelt. Aber letztlich bleiben es Bewährungsversuche *aufserhalb* des wirklichen Lebens.⁹⁵

Exkurs Ende

Wenn wir nunwieder zu unserer Suche nach Erklärungen für das freizeithilf betriebene Marathonlaufen zurückkehren und den Gedanken wieder aufgreifen, dass diese Praxis für viele Laufenden etwas Kompensatorisches und der Kompensationsbedarf etwas mit Bewährungsfragen zu tun haben könnte, dann können wir nun zunächst festhalten, dass das Marathonlaufen von seiner objektiven Sinnstruktur her dafür auch einen Raum eröffnet bzw. in dieser Hinsicht anschlussfähig ist. Es bietet strukturell die Möglichkeit, es eben auch als eine Art Bewährungsprobe zu nutzen, bei gleichzeitigem formalem Eingebettet-Sein in die Strukturen des sportlichen Leistungsvergleichs. Durch die Partizipation an der formalen Wettkampfstruktur kann die Bewährungsprobe in der Öffentlichkeit stattfinden, was Anerkennungschancen eröffnet und der Bewährung den Anschein verleiht, echt, also nicht ersatzförmig, zu sein. Der Raum, den Marathonwettkämpfe für nicht-sportliches Laufen eröffnen, erklärt denn auch, warum Gesundheitsmotive und Funktionalitätssemantiken in diesem Bereich so prävalent Wettkampfmotive hingegen eher nachrangig sind: Der Wettkampf wird nicht gesucht, um sich *sportlich* mit anderen zu vergleichen, sondern weil er den Laufenden eine *Bühne für den Bewährungskampf* bietet, was diesem Kampf den Anschein einer echten Bewährung verleiht. Faktisch jedoch verbleibt die Bewährung eine lediglich simulierte, weil sie in einer *aufseralltäglichen* Situation stattfindet und, wie wir bei Lutz gesehen haben,

95 Es sei an dieser Stelle nur markiert, dass sich in dieser Arbeit nicht näher mit der Frage beschäftigt wird, was den Marathon als *Event* ausmacht, da dies ein eigenständiges, gleichwohl soziologisch in mehreren Hinsichten sehr interessantes Thema ist. So haben Marathonveranstaltungen zum Beispiel in etwa in derselben Zeitspanne als Massenevents zu florieren begonnen, als auch große Musikfestivals Normalität wurden. Interessant ist dabei, dass Musikfestivals (man denke nur an Woodstock) offenkundig eine ganz andere, *hedonistische* Haltung auszudrücken scheinen als das Marathonlaufen, das demgegenüber eher asketisch, an Disziplin orientiert ist. Beide Phänomene scheinen also eine je unterschiedliche Antwort auf die sozialstrukturellen Umbrüche der damaligen Zeit zu repräsentieren.

eine echte Auseinandersetzung mit den Krisen, die den Kompensationsbedarf überhaupt erzeugen, dadurch eher gemieden wird; *die Krisenbewältigung besteht im Rückgriff auf ein Surrogat, wodurch die Notwendigkeit sich ergibt, die Bewährungsprobe relativ regelmäßig zu perpetuieren*. Dies erklärt vielleicht auch die ›Eskalationsdynamik‹, die hinter Laufkarrieren zu stecken scheint, sofern diese in der Regel doch ohne einen Wettkampfbezug beginnen, dann zunächst zur Teilnahme an kurzstreckigen Wettbewerben (5–10 km) führen und schließlich im Marathon münden und womöglich sogar noch darüber hinausgehen. Denn prinzipiell bieten eben auch die kürzeren Laufdistanzen Bewährungsmöglichkeiten, aber im Zuge der Leistungssteigerung, die vor allem zu Beginn der Laufkarriere recht schnell vonstattengeht, verlieren sie ihren Reiz bzw. stellen schnell keine Herausforderung mehr dar, sodass der Wechsel auf die nächsthöhere Distanz interessant wird. Vielleicht kann man deshalb in Anlehnung an Jütting (2004) sagen, dass solche Laufveranstaltungen zu einem Großteil im Grunde eben bloß aus *Joggerinnen* und *Joggern* bestehen, denen schlichtweg eine Bühne zur Verfügung gestellt wird, auf der sie ihre Bewährungsbemühungen exponieren und sich als leistungsfähig usw. inszenieren können.

Die Idee, dass das Marathonlaufen eine *Inszenierung* sei, finden wir bereits bei Sighard Neckel (2000), von dem wir hier auch den Gedanken übernommen haben, Marathonwettkämpfe als »Bewährungsproben« zu betrachten. Für ihn ist der Marathon zuvorderst eine »distinktive Praxis« der Mittelschichten bzw. ein »Hort des Kleinbürgertums«, wie er es in Anlehnung an Bourdieu formuliert (ebd.: 134). Nicht nur beruhe er »auf dem Prinzip des Individualismus« (ebd.: 136), sondern verkörpere auch für die urbane Mittelschicht typische persönliche Tugenden und Werte: »Vertrauen auf die eigenen Fähigkeiten, Glaube an Zukunft und Vernunft sowie ein Drang zur rücksichtslosen Selbstverbesserung« (ebd.: 133). Und die Stadt biete dazu die ideale Kulisse, vor deren Hintergrund jene Eigenschaften sich ›standesgemäß‹ präsentieren lassen. Der Marathonlauf, so Neckel, symbolisiere nämlich »die innerstädtische Konkurrenz heutiger ›Leistungsträger‹« (ebd.: 136, Hervh. i. O.), sei, wie schon in der Einleitung zitiert, ein »Volkssport der vernünftigen Leute« (ebd.: 133).

Der Umstand, dass, wie wir oben bemerkt haben, nur ein kleiner Teil der Gesamtbevölkerung und damit der Mittelschicht tatsächlich am Marathonlauf zu partizipieren scheint und dass der Stadt-Marathon den Laufenden eine Bühne für die Inszenierung bzw. Darstellung ihrer Leistungsfähigkeit bietet, lässt es jedenfalls plausibel erscheinen, dass diese Praxis zu Distinktionszwecken verwendet wird – in horizontaler wie auch in vertikaler Richtung. Dazu passt auch jenes von Lutz angesprochene elitäre Denken, das sich mit dem Erwerb des läuferischen Habitus bei vielen Laufenden einstellen soll. Gleichwohl darf man dabei nicht übersehen, dass Distinktion bzw. Inszenierung nicht minder auf Kompensationsmechanismen verweisen, was bei Neckel nur am Rande thematisiert wird. Denn sofern es einen Bedarf gibt, etwaige Persönlichkeitseigenschaften, Werte und Haltungen im Mara-

thonlauf zu inszenieren, muss man kehrseitig davon ausgehen, dass dies im Alltag nicht möglich ist. Und natürlich stellt sich auch die Frage, warum die Distinktion ausgerechnet über das Marathonlaufen erfolgt und inwieweit es von seiner Sinnstruktur her tatsächlich zu den Werten und Tugenden der Mittelschichten passt. Neckel spricht in diesem Zusammenhang zwar von einer »Opferhandlung«, die im Zentrum des Geschehens stehe (ebd.: 139), führt aber nicht aus, was dies sowohl für die Sinnstruktur des Marathonlaufens als auch die Motivationsstruktur der Laufenden bedeutet. Denn was für eine Art sich zu bewähren ist es eigentlich, wenn man sich völlig freiwillig und ohne Gewinnambitionen an einen Punkt bringt, an dem eigentlich alles fürs Aufhören spricht, man dann aber trotzdem weiterläuft? Wie viel des ›modernen Ichs‹ ist dafür eigentlich nötig bzw. was für ein Ich ist es eigentlich, das sich hier Ausdruck verschafft? »Ich liebe meinen Körper, sonst würde ich nicht laufen«, zitiert Neckel das Schreiben eines Läufers in der Zeitschrift »Sports« (ebd.: 135). Aber kann man das »liebe« vor dem Hintergrund dessen, was man seinem Körper beim Marathonlauf antut, nicht auch genauso gut in ein »hasse« verwandeln? Wie passt das zu den »vernünftigen Leuten«? Es fragt sich damit verbunden auch, inwieweit die Bewährungsprobe im freizeitlichen Marathonlauf überhaupt echten Raum für Selbstermächtigungen und -aufwertungen bietet, von denen in der Laufliteratur immer wieder gesprochen wird, wenn es doch vor allem ums Durchhalten und um Selbstdisziplin geht.

Bevor wir uns genauer mit der Frage beschäftigen werden, was für Krisen möglicherweise das Laufen kompensiert und wie diese mit sozialen Strukturen zusammenhängen könnten, wollen wir in einem weiteren Zwischenschritt noch bei der Frage nach der spezifischen Sinnstruktur des nicht- bzw. formal-sportlichen Marathonlaufens bleiben und uns nun der Frage zuwenden: *Was für eine Art von Bewährung wird im nicht-sportlichen Marathonlaufen eigentlich ermöglicht bzw. abverlangt und welche Bedeutung kommt dabei dem Durchhalten zu? Kurzum: Was heißt es, ›durchzuhalten‹?*

Exkurs 2: »Der Mann mit dem Hammer« – Zur Struktur der Bewährung im nicht-sportlichen Marathonlauf

Wenn freizeitlich Marathonlaufende von ihren Wettkampfteilnahmen erzählen, dauert es in der Regel nicht lange, bis die für Außenstehende recht ominös anmutende Metapher vom »Mann mit dem Hammer« rezitiert wird. Bezug genommen wird damit auf einen relativ plötzlich eintretenden Leistungseinbruch während eines Wettkampfs, wie er in Ausdauersportarten und hier vor allem bei Langdistanzen häufiger vorkommt. In der Regel wird ein solcher Leistungseinbruch rein physiologisch erklärt, nämlich, dass er die Folge eines Kohlehydratmangels sei (Radsportler*innen sprechen deshalb auch vom »Hungerast«). Interessant ist jedoch, dass mit dieser physiologischen Krise auch eine psychische bzw. praktische Krise einhergeht, die eine eigene Dynamik hat und insofern zur besonderen Sinnstruktur des nicht-sportlichen Marathonlaufens dazugehört, mithin seine Physiognomie

wesentlich prägt. Das Durchhalten, das für das nicht-sportliche Marathonlaufen konstitutiv ist, hängt ganz eng mit dieser Krise zusammen. Im Folgenden soll nun auf Basis einer kontextfreien Interpretation der Metapher vom »Mann mit dem Hammer« bestimmt werden, um was für eine Krise es sich dabei genau handelt. Die These ist, dass diese Metapher auf die marathonspezifische Krisenstruktur verweist und auf diese bezogen werden muss, damit sich ihr vollständiger Sinngehalt erschließt.⁹⁶

Wenn man sich der Metapher kontextfrei nähert, muss man natürlich die einzelnen inhaltlichen Bestandteile etwas variieren, da ansonsten nur Laufkontexte infrage kämen. So könnte man zum einen an den Titel eines (Kriminal-)Romans oder (Horror-)Films denken: »Der Mann mit der entstellten Lippe«, »Der Mann mit der eisernen Maske« etc. Eine etwas andere Lesart wäre die Bezeichnung einer Kinderschreckfigur: »Der Schneider mit der Schere«. Weitere Lesarten fallen mir nicht ein. In beiden Fällen sieht man zunächst, dass es nicht etwa um eine bloße Beschreibung aus der Außenperspektive geht, so wie man beispielsweise eine Bild- oder Filmaufnahme beschreiben würde: »Der Mann mit dem Hut wirkt teilnahmslos und gelangweilt«. Des Weiteren erscheint das Satzsubjekt hier wie dort als bedrohlich, was nicht nur damit zu tun hat, dass es jeweils eine männliche Figur ist, sondern auch mit dessen Anonymität zusammenhängt und sodann ganz wesentlich auch mit der Eigenschaft, die ihr jeweils als einziger Identitätsmarker zugeschrieben wird. Dass es nur *eine* Eigenschaft ist, steigert die Bedrohung gleichsam, weil die Eigenschaft somit in den Fokus rückt und man sich natürlich sofort fragt, warum die Figur ausgerechnet über sie verfügt bzw. (im Falle der Kinderschreckfigur), was sie damit wohl anstellt.

Bei näherer Betrachtung muss man allerdings sagen, dass der Kontext der Kinderschreckfigur mit dem tatsächlichen Text am ehesten zu korrespondieren scheint, weil zum einen die Eigenschaft jeweils ein Gegenstand ist, der offensichtlich nicht so verwendet werden soll, wie es seiner objektiven Funktion entspricht und zum anderen, weil man im Marathonkontext auch davon spricht, dass der »Mann mit dem Hammer« – in der Regel bei Kilometer 30 – »kommt« und zuschlägt, ganz so, wie eben auch der »Schneider mit der Schere« kommt und die Daumen abschneidet oder der »Sandmann« den Sand in die Augen streut.⁹⁷ Kinderschreckfiguren sind generell ein soziologisch interessantes Phänomen, weil es dabei offensichtlich nicht nur um die Vermittlung und Internalisierung von Normen geht, sondern auch um Fragen der *Art und Weise der Vermittlung* normativer

96 Zum methodischen Vorgehen, an dem sich hierbei orientiert wird, siehe die Ausführungen in Kapitel 3.1.

97 Jedenfalls stellte der Sandmann, bevor er in einer Fernsehsendung zum »Sandmännchen« wurde, eine Schreckfigur dar.

Orientierungen. So kann man zum Beispiel sagen, dass Schreckfiguren grundsätzlich eine autoritäre Erziehungshaltung ausdrücken, weil die Normvermittlung nicht etwa argumentativ bzw. demokratisch erfolgt, sondern mit dem Mittel der Angst arbeitet und die Normbegründung gleichsam in die Welt des Mythologisch-Religiösen suspendiert. Darüber hinaus ›verkörpert‹ eine jeweilige Schreckfigur stets bestimmte Sanktionen für bestimmtes abweichendes Verhalten, wobei es sowohl Schreckfiguren gibt, die gleichsam nur für eine einzelne Norm (Sandmann = Schlafenszeit) Pate stehen als auch solche – Knecht Ruprecht zum Beispiel –, die gewissermaßen das Gesamt einer jeweils geltenden normativen Ordnung repräsentieren. In jedem Fall kann man sagen, dass mit einer Schreckfigur eine Drohung verbunden ist, welche disziplinierend wirken soll.⁹⁸ Dabei geht es immer um die Androhung von Gewalt, wobei der Grad der Gewalt je unterschiedlich ist: Während das Streuen von Sand in die Augen noch vergleichsweise harmlos erscheint, stellen das Daumenabscheiden, der Einsatz der Rute sowie die Entführung offenkundig massivste Angriffe auf die psycho-physische Integrität dar und sind daher objektiv grausam. Man kann mit anderen Worten sagen, dass eine solche Art der Vermittlung normativer Orientierungen subjektivitätsfeindlich ist: Autonomie soll nicht anerkannt, sondern gleichsam kategorisch ausgeschaltet werden.

Folglich kann man zunächst sagen, dass mit der Metapher vom Mann mit dem Hammer das Marathonlaufen und jene Krisensituation, auf die damit verwiesen wird, in den Kontext von *Sanktion und Abweichung* gestellt werden. Und man fragt sich natürlich nun, um welches ›Vergehen‹ es sich dabei handeln könnte. Um dies zu bestimmen, muss man die Situation genauer rekonstruieren, in der die Metapher typischerweise benutzt bzw. auf die sie typischerweise bezogen wird.

Wie eingangs bereits erwähnt, handelt es sich zunächst um eine für das nicht-sportliche Marathonlaufen typische Krisensituation, die sich zunächst als körperliche Erschöpfung ankündigt. Will man nun ans Ziel kommen, muss man diese Erschöpfung ignorieren und durchhalten; man steht eben vor einem Bewährungsproblem. Die eigentliche Krise ist damit keine physiologische, sondern eine psychische. Der Sportpsychologe Andreas Marlovits spricht in diesem Zusammenhang von einer »Krise mit sich selbst« (2006: 154), in die die Laufenden hineingeraten und die sich primär im Selbstzweifel manifestiert: »Was mache ich hier eigentlich?«, »Warum tue ich mir das eigentlich an?« Es scheint, als würde gleichsam die Künstlichkeit der Situation im Bewusstsein der Laufenden aufflackern: Das gesamte Vorhaben erscheint schlichtweg unvernünftig und sinnlos; das Selbstbild, um dessen Er-

98 Die Lesart, dass solche Schreckfiguren die Kinder bloß irgendwie unterhalten sollen, ist hier meines Erachtens wenig stichhaltig, weil dies voraussetzen würde, dass die Kinder bereits kognitiv in der Lage sind, die Schreckfiguren gleichsam auf Distanz zu bringen, was die Schreckfiguren wiederum ihrer Funktion berauben würde. Unterhaltend sind vielleicht Gruselgeschichten, aber nicht Schreckfiguren.

halt die Laufenden bemüht scheinen, »bröckelt«: »Das anfängliche selbstbewusste Läufer-Ich«, so Marlovits, »hat sich über die zurückgelegte Laufdistanz immer stärker aufgerieben und ist psychologisch gesprochen auch nicht mehr existent« (ebd.: 155). Dabei zeigt die englischsprachige Version der Metapher »hitting the wall« noch deutlicher, dass es sich bei dieser Situation um eine veritable Krise handelt, denn eine Krise kennzeichnet im Allgemeinen, dass ganz praktisch nicht mehr weitergemacht werden kann, bis eine (vielleicht neue) Lösung gefunden ist.

An diesem Punkt eröffnen sich nun zwei Optionen der Krisenlösung: Entweder man hört auf oder man läuft weiter, und die Bewährung besteht freilich darin, die Erschöpfung zu ignorieren und trotzdem weiterzulaufen; unter Bewährungsgesichtspunkten stellt das Aufhören sozusagen keine ernst zu nehmende Option dar. Die Krise wird insofern gelöst, indem die Exit-Option *innerlich* suspendiert wird. Damit dies möglich wird, müssen die Laufenden sich selbst gleichsam aufgeben und »einer größeren, außerhalb des Selbst liegenden Wirkmacht« (ebd.: 157) überlassen, die etwa durch Gedanken an Partner*innen, Verwandte, Freunde und Bekannte repräsentiert wird, aber auch durch das an der Laufstrecke positionierte Publikum, das die Laufenden anfeuert. Schaffen sie dies, kann ihr »Läufer-Ich« wieder wachsen.

Diese Krisenkonstellation und -lösung lässt sich unter Rückgriff auf George Herbert Meads I-Me-Relationship präzisieren bzw. differenzierter betrachten. Mead (1973[1934]) unterscheidet bekanntlich zwei dynamisch miteinander wechselwirkende Komponenten des Selbst: das »I« und das »Me«. Dabei steht dem »Me«, das die Seite der internalisierten gesellschaftlichen Strukturvorgaben markiert, das »I« als Spontaneitätsinstanz, die sich zu diesen Vorgaben verhält und somit im eigentlichen Sinne handelt, gegenüber. Beteiligt ist das »I« auch dann, wenn gesellschaftlichen Vorgaben entsprochen wird; allerdings tritt es dabei gewissermaßen nicht als »I« in Erscheinung; es handelt dann routinisiert bzw. so, wie es eben erwartet wird, aber es trifft keine wirklich autonome Entscheidung in dem Sinne, dass es eine neue Option wählt bzw. mit den Erwartungen bricht. Daher stellt sich prinzipiell an jeder Sequenzstelle eines Handlungsvollzuges die Frage, wie das jeweilige Handlungszentrum seine Entscheidungen trifft – ob es eigene Routinen reproduziert oder transformiert, ob es normativen Vorgaben folgt oder diese kritisiert usw. Und seine Besonderheit bemisst sich somit genau daran, in welcher Weise es als »I« auf der Folie allgemeiner Strukturen handelt.

Vor diesem Hintergrund lässt sich die Krise im Marathonwettkampf soziologisch adäquater deuten, als dies Marlovits mit dem Begriff des »Läufer-Ich« tut. Denn darin verschwimmt die entscheidende Differenz zwischen dem »I« und dem »Me«. Stellt man diese jedoch in Rechnung, dann sieht man, dass das Läufer-Ich nur das »Me« sein kann. Denn es ist die Instanz, die einen zum Handeln auffordert und in der eben auch das Selbstbild der Laufenden repräsentiert ist: als jemand der/die die Marathondistanz bewältigen kann, bewältigen will, bewältigen soll. Es ist da-

her instruktiv, dass Marlovits in diesem Kontext die Worte Jesu zitiert: »Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?« (2006: 155), denn sie verweisen eben darauf, dass das Läufer-Ich ein gleichsam idealisiertes Selbstbild ist, das die Laufenden zu erreichen versuchen. Mit zunehmender körperlicher Erschöpfung wird dieses Selbstbild erschüttert, es kommen *Selbstzweifel* auf. Man kann auch sagen: Die marathonspezifische Krise entsteht dadurch, dass die Exit-Option ins Wahrnehmungsfeld des »I« rückt und dieses sich dazu verhalten muss. So gesehen stellt sich die Krise des Selbst im Marathonlauf im Kern – wie grundsätzlich bei allen Krisen der Fall – als eine Krise des »I« dar. Die Exit-Option innerlich abzuwehren, bedeutet also im Grunde, das autonome »I« abzuwehren und es dem im »Me« repräsentierten Selbstbild zu unterwerfen. Natürlich trifft letztlich auch diese Entscheidung das »I«. Aber es ist eben ein unterwürfiges, konformistisches »I«, das darin zum Ausdruck kommt. Um an Marlovits Jesus-Zitat anzuknüpfen: Nicht-sportliche Marathonlaufende sind Märtyrer. Nicht zufällig sind es daher eben die Zuschauenden und die in Erinnerung gerufenen Menschen aus dem persönlichen Nahbereich, die Marlovits zufolge viele Laufende im Krisenmoment zum Durchhalten motivieren. Das Weitermachen, das nach Marlovits zum Wiederaufbau des Läufer-Ich führt, ist also mit Blick auf das »I« ein Regress: Das »I« tritt nicht als autonomes in Erscheinung, sondern subsumiert sich unter die sich auf diese Weise zu eigen gemachte allgemeine Erwartungshaltung, dass man bis zum Ziel durchhält, was eben auch in der Rede vom »Sich-Überlassen« an eine höhere »Wirkmacht« oder alltagsprachlich gewendet: in der Rede von der *Selbstüberwindung* sich niederschlägt. Hierin ist entsprechend der Kern der Dynamik der *Konkurrenz mit sich selbst*, wie sie für das nicht-sportliche Marathonlaufen konstitutiv ist, begründet.

Man kann also sagen: Die marathonspezifische Krise wird durch eine *Unterwerfungsleistung* gelöst. In diesem Zusammenhang ist das, was Marlovits ein »glückloses Finish« nennt (2006: 159), instruktiv und bestätigt die vorausgegangene Interpretation. Werden sich Laufende nämlich dieses Mechanismus bewusst, können sie sich ihres Zieleinlaufs bezeichnenderweise nicht mehr erfreuen: »Sie fühlten sich vielmehr verbissen und unglücklich, und wollten den Schauplatz des Geschehens so zügig wie möglich verlassen. Manche berichteten von einer nachwirkenden quälenden Leere in den nächsten Tagen« (ebd.). Das lässt sich mit Mead auch so ausdrücken: Die bewusst gewordene Selbstunterwerfung kann bei einem glücklosen Finish nicht im Sinne einer herausragenden Leistung positiv in das »Me« integriert werden; die Künstlichkeit der Situation, die Zweckfreiheit bzw. der Selbstzweck der Unterwerfungsleistung ist den Laufenden in einer solchen Situation beim Zieleinlauf bewusst, weshalb sie sich die Unterwerfung eben nicht als eine autonome Leistung zurechnen können, wie sie es im Rahmen einer echten Bewährungssituation wie selbstverständlich tun könnten. Diejenigen Laufenden hingegen, denen diese Zusammenhänge verborgen bleiben bzw. sie diese einfach nicht sehen wollen, erle-

ben ein glückliches Finish und können sich die Unterwerfung als autonome Leistung zurechnen.

Bringen wir diese Interpretation der marathonspezifischen Krise nun mit unserer Interpretation der Hammer-Mann-Metapher zusammen, ergibt sich Folgendes: Wir haben eingangs argumentiert, dass diese Metapher auf den Komplex von Sanktion und Abweichung verweist, womit sich die Frage stellte, worin im Falle des Marathonlaufens die Abweichung bestehen könnte. Wenn wir die Metapher nun auf die faktische Krisensituation im Marathon beziehen, dann müssen wir davon ausgehen, dass die Bestrafung nur dem autonomen »I« gelten kann. Denn sofern die Metapher auf diese Krisensituation verweist und die Krise eben dadurch entsteht, dass das »I« aufgrund der physischen Erschöpfung die Künstlichkeit der Situation zu erkennen beginnt, in der Folge die Exit-Option in sein Wahrnehmungsfeld rückt und Zweifel an jenem Selbstbild, am »Läufer-Ich« entstehen, kann die Abweichung auch nur darin bestehen und kann die Sanktion nur dem autonomen Ich gelten. Was sich folglich in der Pragmatik von Kinderschreckfiguren ausdrückt – eine autoritäre, autonomiefeindliche Haltung –, findet sich auch in der Metapher vom Mann mit dem Hammer sowie der Situation, auf die mit ihr verwiesen wird, wieder und wird hier nachgerade verwirklicht: Während etwa der »Schneider mit der Schere« nur eine Drohung verbleibt, »kommt« der Mann mit dem Hammer sozusagen tatsächlich, die Bestrafung findet *wirklich* statt, mit dem Unterschied nur, dass die Laufenden sich gleichsam selbst bestrafen; die »Männer und Frauen mit den Hämmern« sind sie selbst, und als solche vertreten sie eine Haltung, der zufolge das autonome Ich nicht sein darf, ja nachgerade zerstört werden muss.

Das ist also nachgerade der »Witz«, ist nachgerade die Essenz des Marathonlaufens als Bewährungsprobe: Die Laufenden begeben sich *freiwillig* in eine simulierte Bewährungssituation, die sie in eine Krise mit sich selbst stürzt und von ihnen dadurch gelöst wird, dass sie das autonome Selbst zum Schweigen zu bringen lernen; die autonome Leistung besteht in der Ausschaltung der wirklich autonomen Ich-Anteile und läuft damit letztlich auf eine *regressive Form von Autonomie* hinaus. Der Autor Haruki Marukami legt diese Struktur bemerkenswert offen, wenn er in seinem autobiographischen Buch »Wovon ich rede, wenn ich vom Laufen rede« schreibt:

»Wenn ich unberechtigten Vorwürfen ausgesetzt bin [...] oder wenn jemand, von dem ich erwarte, dass er mich akzeptiert, es nicht tut, laufe ich immer eine längere Strecke als sonst, um den Teil in mir, der sich unbehaglich fühlt, physisch zu erschöpfen. Dabei erkenne ich, wie begrenzt meine Fähigkeiten sind und wie schwach ich bin. Ich erfahre meine Beschränkungen. Zugleich gewinne ich durch diese längeren Läufe an Körperkraft. Wenn ich wütend bin, richte ich die Wut gegen mich selbst. Wenn ich etwas bereue, gibt mir das Laufen das Gefühl, mich zu verbessern. So habe ich immer gelebt.« (Marukami 2010.: 25)

Hierin zeigt sich entsprechend auch, dass es eine grundsätzliche Autonomieproblematik gibt, die die Lebenspraxis als Ganze betrifft und die mit dem Laufen insofern kompensiert wird, als dass die autonomen Ich-Anteile schlichtweg zum Schweigen gebracht werden, anstatt sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Gerade bei »unberechtigten Vorwürfen« läge es doch nahe, sich zu wehren, sich diesen entgegenzustellen. Marukami hingegen suggeriert, auf die ›Angriffe‹ lediglich mit Selbstdestruktion zu antworten.

Im Übrigen zeigt sich die Struktur der Selbstunterwerfung und regressiven Autonomie ebenfalls in der Rede vom *inneren Schweinehund*, die im Zusammenhang mit dem Marathonlaufen bzw. generell mit freizeitsportlichen Aktivitäten ebenso des Öfteren Verwendung findet. Kennzeichnend ist für die pragmatische Wohlgeformtheit dieser Äußerung, dass es auch hier immer um *zweckfreie* Situationen sich handelt. Man kann zwar sagen, dass man keine Lust zu arbeiten habe, aber man würde in diesem Kontext nicht davon sprechen, dass man den inneren Schweinehund überwinden müsse, denn so oder so: man muss zur Arbeit; die Frage, ob man das macht oder nicht, stellt sich nicht. Sie stellt sich nur, wenn es um eine fakultative Aktivität geht. Entsprechend wird auf den inneren Schweinehund typischerweise in Situationen verwiesen, in denen man sich zu zwingen versucht, etwas zu tun, was man eigentlich weder tun will noch muss. Entscheidend dabei ist, dass man sich ausdrücklich *ohne Not* (= ohne medizinische Indikation z.B.) einem bestimmten, idealisierten Selbstbild unterwirft. Die Not wird künstlich erzeugt und zur Tugend verklärt: Wer seinen inneren Schweinehund im Griff hat, gilt als willensstark; das zu können, gilt als etwas Positives. Faktisch jedoch wird damit zum Ausdruck gebracht, dass das autonome Ich ein grundsätzliches Problem darstellt und gleichsam bekämpft werden muss. Ja, im Grunde kann man sagen, dass es durch die Kennzeichnung als innerer *Schweinehund* nachgerade diffamiert wird; es sei etwas Schlechtes, Abstoßendes und daher zu Überwindendes, so die Implikation des ursprünglich eben tatsächlich als grobes Schimpfwort gebrauchten Ausdrucks, welcher nicht zufällig auch im Soldaten-Jargon der Wehrmacht verbreitet war.

Vor diesem Hintergrund lässt sich nun feststellen, dass das nicht-sportliche Marathon- bzw. Langstreckenlaufen damit in die Nähe masochistischen Handelns rückt. Was aber kann darunter verstanden werden? Masochistisches Handeln ist zunächst einmal ein Handeln, das sich gegen das Selbst richtet – sei es durch Unterwerfung unter eine Autorität oder autodestruktiv. Entscheidend ist die Maxime, dass das Ich nicht sein darf. »Masochismus«, so Erich Fromm (1989[1947]) treffend, »ist der Versuch, sein individuelles Selbst loszuwerden« (ebd.: 71). Der klinische oder pathologische Masochismus wird in der psychoanalytischen Diskussion – auf die wir hier nicht weiter eingehen können – entsprechend in den allgemeinsten Grundzügen so definiert, dass es dabei um ein Handeln geht, das der Unterwerfung und des Schmerzes willen vollzogen wird sowie zwanghaft und unbewusst ist und bei dem aus der Unterwerfung Lust und Befriedigung geschöpft werden, was auch

die Form masochistischer Perversion annehmen kann (vgl. Wurmser 1998: 38ff.). Davon wird ein normales bzw. nicht pathologisches masochistisches Handeln unterschieden, das lediglich im Dienste eines bewussten und rationalen Zwecks steht (Training, Zahnarztbesuch, Unterwerfungsleistungen im Kontext sozialer Beziehungen etc.). Die Muster masochistischen Handelns selbst, so Wurmser, seien »universell«, die Pathologie liege vor allem in der Zwanghaftigkeit (ebd.: 41).

Auch Fromm (1936) macht in seiner gleichsam klassischen Definition des autoritären Charakters die Unterscheidung zwischen pathologischen und nicht pathologischen Formen des Masochismus, wenn es heißt, dass masochistische Strebungen darauf abzielten,

»unter Preisgabe der Individualität der eigenen Persönlichkeit und unter Verzicht auf eigenes Glück das Individuum an die Macht hinzugeben, sich in ihr gleichsam aufzulösen und in dieser Hingabe, die in den pathologischen Fällen bis zum Erleiden körperlicher Schmerzen geht, Lust und Befriedigung zu finden.« (ebd. 1936: 115)

Ihm zufolge besteht das zentrale Unterscheidungskriterium jedoch nicht, wie bei Wurmser, darin, ob die Praxis zwanghaft und unbewusst ist, sondern ob körperliche Schmerzen angestrebt werden, wobei auch Fromm zwischen einer zweckrational motivierten Unterwerfung und einer zweckfreien bzw. irrationalen differenziert (vgl. ebd.: 108ff.). Die Unterwerfung und die Bedingung, dass an dieser sowohl gelitten als auch Lust aus dieser geschöpft wird, sind für ihn ansonsten aber auch bei den nichtpathologisch-masochistischen Fällen zentral. Wichtig ist zudem – wobei dieser Gedanke bei Fromm noch eher den Status einer Vermutung bei Wurmser (1998: 41) hingegen schon den einer Feststellung hat –, dass das Leiden sowohl in den pathologischen als auch nicht pathologischen Fällen nicht selbst angestrebt wird bzw. das Ziel ist, »sondern als stärkster Ausdruck des völligen Unterworfenenseins« (Fromm 1936: 122) fungiert; es verbürgt gleichsam das Unterworfenensein, manifestiert es, aber die eigentliche Lust resultiert aus der Unterwerfung, nicht aus dem Leid; die Lust stellt sich gleichsam ein, wenn und weil das Ich ausgelöscht worden ist; das Lustvolle ist der Ich-Verlust. Als weiteres Unterscheidungsmerkmal zwischen pathologischem und nicht pathologischem Masochismus fügt Fromm in einer Fußnote außerdem hinzu, dass in den pathologischen Fällen den Betroffenen »die Fähigkeit zu jener Aktivität« fehlt, die der nicht pathologische Typus demgegenüber sehr wohl hat, was bedeutet: er ist grundsätzlich handlungsfähig, was für kranke Masochistinnen und Masochisten nicht gilt (ebd.: 121, Fn. 1). Gleichwohl meint Fromm mit »Aktivität« hier Handlungen, die sich *qualitativ* fundamental von nicht-masochistischer Aktivität unterscheiden:

»Aktivität heißt für den masochistischen Charakter, unter ehrfürchtiger Unterordnung unter das historisch schicksalhaft Gegebene und den Auftrag einer höheren Macht das Bestmögliche zu tun. Das Mass an Aktivität des autoritär-masochistischen Charakters muss an sich nicht geringer sein als das des nicht autoritären. Die Qualität ist anders: es haftet ihr immer der masochistische Zug der Neigung zur Unterwerfung an.« (ebd.: 120)

In Bezug auf das Laufen bzw. Marathonlaufen wird in der Lauf- bzw. Marathonliteratur eher davon abgesehen, es als masochistisch zu sehen. So spricht Reischer (2001: 29) etwa von einem »purposeful suffering« und meint damit im Kern einen nicht pathologischen, gleichsam zweckrationalen Masochismus: Die Unterwerfung und potenzielle Schmerzen werden nur in Kauf genommen, um sportliche Ziele zu erreichen (vgl. allgemein zum Thema Laufen bzw. Sport und Schmerz etwa Bale 2006 o. Roderick 2006). Dies ist im Falle *sportlichen* (Marathon-)Laufens freilich einleuchtend. Bei *nicht-sportlichen* Laufaktivitäten hingegen nicht. Denn hier ist ja, wie oben argumentiert wurde, die Selbstunterwerfung nachgerade das Ziel; sie ist zweckfrei bzw. selbstzweckhaft. Anderenfalls würde die Bewährungsprobe auch nicht funktionieren. Zugleich wird genau das aber auch als befriedigend erlebt: Das glückliche Finish erleben eben diejenigen, die sich die Selbstunterwerfung als Leistung zurechnen und sich daran erfreuen können. Insofern scheint es mir – vor allem mit Bezug auf Fromms Definition – gerechtfertigt, davon zu sprechen, dass die Grundstruktur des nicht-sportlichen Marathonlaufens zumindest im *nicht pathologischen, strukturellen* Sinne *masochistisch* ist; das Selbst darf nicht sein und muss unterworfen werden. Inwieweit dann aber ein pathologisch-masochistisches Handeln vorliegt, ist meines Erachtens zum einen eine empirische Frage und lässt sich nicht pauschal beantworten. Zum anderen müsste auch in Auseinandersetzung mit psychologischer bzw. psychoanalytischer Literatur noch genauer herausgearbeitet werden, worin das Pathologisch-masochistische genau besteht und sich manifestiert. Anhand der oben herangezogenen Kriterien von Wurmser und Fromm müsste es jedenfalls mindestens eine zwanghafte Praxis sein, bei der es wesentlich darum geht, in körperliche Schmerzen hineinzulaufen und die als Lebenspraxis nicht funktioniert bzw. die nicht fähig zur Aktivität im Sinne Fromms ist.

Wenn wir nun zu der Frage zurückkommen, was für eine Form von Bewährung im nicht-sportlichen Marathon zum Ausdruck gelangt, dann lässt sich eben sagen, dass es um *Bewährung durch Unterwerfung* geht: Das Subjekt bewährt sich genau dann, wenn es seine Autonomie aufgibt, sich als Subjekt im Grunde auflöst. Die autonome Leistung besteht also genauer gesagt in einer Selbst-Unterwerfung.⁹⁹

99 Interessanterweise drückt sich die Struktur der Selbstauslöschung ja auch schon im Ursprungsmythos des Marathonlaufs aus: Der Läufer Pheidipides, der den rund 40 Kilome-

Diese Struktur erinnert insofern auch an mönchische Askesen oder Meditationen, bei denen es – entgegen der Selbstauffassung der sie Praktizierenden – faktisch ebenfalls darum geht, dass autonome Selbst stillzustellen (s. dazu auch das Kap. 4.2), und es sind nicht zufällig höchst repetitive, auf Ausdauer abstellende und daher gleichsam naturwüchsig zermürbende Aktivitäten, die dafür aufgesucht werden. »Beim Laufen«, so Marlovits,

»setzen wir ähnlich wie beim Gehen, nur etwas schneller, ein Bein nach dem anderen auf den Boden, sodass eine kleine Flug- oder Schwebephase zustande kommt. Ansonsten zeichnet sich das Laufen durch Monotonie der ständigen Wiederholung ein- und derselben Bewegung aus. Was sich an der Bewegungsform des Laufens mal ändert, ist die Frequenz der Schritte, das Tempo. Sicherlich nicht der Stil. Der ist seit Jahren gleich und macht den Läufer einzigartig im Vergleich zu allen anderen Läufern. Keine Variationen, keine Spielarten, nein, immer gleich bleibendes Perpetuieren mit minimaler Änderung der Frequenz.« (2006: 15)

Dies korrespondiert auch mit den Erfahrungen, die man typischerweise in der Schule bzw. beim ersten »richtigen« Laufen macht: Man empfindet es nicht nur als anstrengend, sondern auch als langweilig und gewissermaßen zermürbend. Ganz anders etwa beim Fußball bzw. einem *Sportspiel*. Im Übrigen ist es im Fußballmilieu ja auch nicht umsonst üblich, das Laufen als Sanktionsinstrument für diejenigen einzusetzen, die sich beim Training »daneben« benehmen. Die Struktur der Bewährung durch Unterwerfung ist indes nicht aufs Laufen begrenzt, sondern scheint mir ein genereller Mechanismus zu sein, der mit Durchhalten von Strapazen und Anstrengungen verbunden ist und der eben innerhalb verschiedener Aktivitäten vorkommen kann. Aber natürlich eignen sich dafür vor allem Sportarten, die auf Ausdauer abstellen und den Teilnehmenden die Möglichkeit bieten, Wettkämpfe als Bewährungsproben zu nutzen (z.B. Schwimmen, Radfahren, Laufen, oder alles zusammen genommen: Triathlon).

Das Gesagte bedeutet, wie bereits angedeutet, nicht, dass alle nicht-sportlich Laufenden in jedem Marathonwettkampf sozusagen diesen existenziellen Kampf führen; es ist natürlich vorstellbar, dass jemand so trainiert ist, dass er oder sie gar nicht erst in eine manifeste Krise mit sich selbst kommt. Der entscheidende Punkt ist aber, dass sie dann sozusagen bereits über sich selbst gesiegt haben, indem sie

ter langen Weg von Marathon nach Athen zurückgelegt haben soll, um den Sieg der Athener über die Perser zu verkünden, bricht nach Erledigung seiner Aufgabe tot zusammen – was könnte selbstausslöschender sein? Der Unterschied zum nicht-sportlichen Marathonlaufen liegt gleichwohl darin, dass Pheidipides freilich nicht zweckfrei, sondern im Dienste der Überbringung einer Botschaft gelaufen und gestorben ist.

eben so viel trainiert haben, dass die Krise nicht mehr akut aufkommt und die Exit-Frage sich gar nicht erst stellt. Das ist im Grunde ja auch bei sportlich Laufenden der Fall, nur, dass das Ziel der Selbstunterwerfung, von der man ansonsten annehmen kann, dass sie auch bei sportlich Laufenden in jedem Wettkampf ein Stück weit notwendig ist, da es ja darum geht, an die Grenze zu gehen und mit anderen zu konkurrieren, hier eben der Leistungsvergleich mit anderen und nicht die Unterwerfung selbst ist. Daher scheint es letztlich auch unwahrscheinlich, dass es im nicht-sportlichen Bereich viele Laufende gibt, die aufgrund eines hohen Fitness-levels nicht mehr in eine Krise mit sich selbst kommen. Denn wenn es bei dieser Praxis im Kern um Kompensation von Bewährungs- und Autonomieproblematiken geht, dann liegt es nahe, dass die Bewährungsprobe immer als solche auch präsent sein muss. Daher ist anzunehmen, dass sobald das Marathonlaufen einen nicht mehr in eine akute Krise mit sich selbst zu führen vermag, weil man entsprechend trainiert ist, man zu längeren Distanzen übergeht oder sich vornimmt, schneller zu laufen, um wieder in die Krise zu kommen. Dies würde, wie angemerkt, jedenfalls die Eskalationsdynamik, welcher viele Laufkarrieren unterliegen und damit verbunden die gegenwärtig zu beobachtende Tendenz zu extremeren Ausdaueraktivitäten wie Ironman oder Ultramarathon erklären.

Exkurs Ende

Nachdem wir nun die besondere Sinnstruktur des Marathonlaufens in ihren wesentlichen Grundzügen rekonstruiert und im Durchgang durch einige zentrale Ergebnisse aus der sportsoziologischen und -psychologischen Forschung zum Laufen auf die Spur gestoßen sind, dass das nicht-sportliche Marathonlaufen etwas mit der Kompensation von Krisen im Zusammenhang mit Bewährungs- und Autonomieproblematiken im Alltagsleben zu tun haben könnte, stellt sich aus soziologischer Perspektive die Frage, welche Rolle soziale Strukturen dabei spielen. Hier bietet es sich an, sich jenen Ansätzen innerhalb der Sportsoziologie zuzuwenden, die den Sport als Ausgleich von gesellschaftlich bedingten Problemlagen begreifen. Zwar haben wir in der Auseinandersetzung mit den »kompensatorischen Fehlschlüssen« nach Werron (2010) festgestellt, dass diese Ansätze im Hinblick auf die Bestimmung der Struktureigenschaften sportlicher Praxis problematisch sind, weil sie den Sport nicht oder nur begrenzt als einen eigenlogischen Strukturzusammenhang konzipieren können, *auf der Ebene der Motivationsstruktur* von Sporttreibenden erscheinen sie aber als durchaus plausibel.

Eine Variante kompensatorischer Ansätze, welche prominent von Helmuth Plessner und Jürgen Habermas vertreten wird, argumentiert (oder lässt sich im Falle Habermas' zumindest so verstehen), dass Sport eine »Ausgleichsreaktion« auf die Strukturen der industrie- bzw. spätkapitalistischen Arbeitswelt sei. Bei Plessner (1985[1956]) kommen dem Sport insgesamt drei Ausgleichsfunktionen

zu: 1. die Funktion des Ausgleichs eines Bedeutungsverlusts des Körpers im Zuge des Wandels der Arbeitswelt und der Mobilitätsweisen. 2. die Funktion des Ausgleichs von Sinndefiziten, die sich als Folge von Entfremdungserfahrungen in der Arbeitswelt einstellen. Die Menschen in der industriellen Arbeitsgesellschaft, so Plessner, würden »alle mehr oder weniger zu Rädern in einem Getriebe«, würden »auswechselbar« und ihre individuelle Leistung unsichtbar, und zwar unabhängig davon, »zu welcher »Heeresgruppe« der Arbeit sie gehören: zur Arbeiterschaft, zu den Angestellten oder zu den Intellektuellen« (ebd.: 151, Hervh. i.O.). Der Mensch jedoch möchte »gesehen werden, bewundern und bewundert werden« (ebd.), und der Sport, so die These, biete hierfür eine Kompensationsmöglichkeit, weil sich innerhalb seiner Strukturen individuelle sportliche Leistungen für alle verstehbar kommunizieren ließen. Und 3. Schließlich könne der Sport unterdrückte Aggressionstribe ausgleichen (vgl. ebd.: 160).

Über die erste Funktion haben wir im Grunde schon alles gesagt: Nicht nur im Hinblick auf Sport generell, sondern vor allem auch speziell auf das Marathonlaufen erscheint es unplausibel, dort etwaige Entkörperlichungserfahrungen bzw. -folgen zu kompensieren; hierfür wären gesundheits- und bewegungsorientierte Aktivitäten adäquater. Auch die dritte Funktion wollen wir einklammern. Die zweite Funktion hingegen erscheint generell zunächst einmal plausibel. Entsprechend finden sich in der einschlägigen Laufliteratur ebenfalls Ansätze dieser Argumentation, so wenn es etwa bei Lutz (1989) heißt:

»Überlegungen zum Autonomieverlust im Arbeitsprozeß, Enteignungen von Gestaltungskompetenz und Anonymität lassen durchscheinen, daß möglicherweise die Subjektivierung der Lebensverhältnisse, auch und vor allem der Mittelschichten, zwar eine Hoffnung auf die Verwirklichung von individueller Selbstentfaltung und Glück produzierten, diese aber in einem wesentlichen Bereich gesellschaftlicher Wirklichkeit, dem Arbeitsleben, nicht voll zur Geltung kommen ließen. Folge wäre, daß man sich in der Freizeit hierfür schadlos halten will, und versucht gesellschaftliche Versprechungen für sich einzuholen.« (ebd.: 172–173)

Und auch Neckel (2000) argumentiert, dass etwa die Persönlichkeitseigenschaften, die im Marathonlaufen zum Ausdruck kämen – das sind bei ihm: »Vertrauen auf die eigenen Fähigkeiten, Glaube an Zukunft und Vernunft sowie ein Drang zur rücksichtslosen Selbstverbesserung« (ebd.: 133) –, »in den ruhigen Bahnen des Alltagslebens« nur selten demonstriert werden könnten, wogegen sie im Marathonlaufen »als gleichsam letztinstanzliche menschliche Wesenseigenschaften eine hohe soziale Bewertung erfahren: Mut, Kampfbereitschaft, Haltung« (ebd.: 140). Der Marathon, so Neckel, sei »die Leidenschaft der Lehrer, die Obsession der Techniker und der Angestellten, der Ingenieure, der Ärzte und Intellektuellen« (2000: 133), die dort

ihr milieu- und schichtspezifisches Selbstverständnis zum Ausdruck brächten. Wir kommen darauf noch zurück.

Die These der Kompensation von Sinn durch Sichtbarmachung individueller Leistung im Sport lässt sich mithilfe der Typologie des Freizeitverhaltens von Habermas (1967[1958]) noch etwas genauer einordnen. Dieser zufolge können wir den Ausgleich von Defiziterfahrungen aus der Arbeitswelt durch solche Aktivitäten wie Marathonlaufen zum *suspensiven* Typus des Freizeitverhaltens zählen.¹⁰⁰ Habermas geht grundsätzlich von der Überlegung aus, dass die Freizeit eine Komplementärfunktion für die Arbeit erfüllt und unterscheidet dabei im Kern zwei Funktionen: die kompensatorische und eben die suspensive (vgl. ebd.: 35). Bei beiden geht es darum, dass sie arbeitsweltliche Defizite bzw. Missstände ausgleichen, aber sie tun es doch auf eine je grundlegend verschiedene Weise: Während es dem kompensierenden Typus in seiner Freizeit darum geht, eine möglichst große Distanz zum Arbeitsalltag aufzubauen, nehme das suspensive Freizeitverhalten die Form von, wenn auch selbstbestimmter, »Quasi-Arbeit« an (ebd.: 36). Dafür wird entsprechend ein Großteil der Freizeit bzw. tendenziell die gesamte Freizeit verwendet. Besonders ist am suspensiven Typus auch, dass die Freizeit hier eine »Erfüllung« verspricht, »die echt ist und nichts von einer Ersatzbefriedigung an sich hat« (ebd.: 36). Umgekehrt wird beim kompensativen Freizeitverhalten eben gerade diese »Erfüllung«, die im Arbeitsalltag versagt bleibt, nicht mehr angestrebt: »Man findet sich mit den Versagungen ab und will Kompensation; man will abschalten, einen Strich ziehen zwischen dem »Dienst« und dem »Leben« (ebd., Hervh. i.O.). Habermas teilt nun die beiden Typen in je drei Subtypen ein, von denen wir uns im Folgenden jedoch nur die suspensiven anschauen wollen, weil Freizeitsport hierzu, wie gesagt, am ehesten passt. So nennt er zum einen den Typus, der in seiner Freizeit derselben Tätigkeit nachgeht, welche er auch im Rahmen der normalen Erwerbsarbeit verrichtet. Man könnte sich zum Beispiel eine Schweißerin vorstellen, die auch in ihrer Freizeit schweißt; einen IT-Fachmann, der in seiner Freizeit programmiert; oder etwa eine Journalistin, die in ihrer Freizeit Zeitungsartikel schreibt usf. Zum anderen ist da der Typus, der einem Hobby im Bereich handwerklicher oder gartenbezogener Arbeit nachgeht, das vom Vollzug her ebenfalls den Charakter von Arbeit hat, aber eben nicht mit der jeweils regulär ausgeübten Arbeit identisch ist. Und schließlich gibt es den Typus, der noch stärker auf den Aspekt der Sinnstiftung und -suche abstellt – z.B. auf religiöses bzw. quasi-religiöses Engagement, Ehrenamt oder eine gleichsam »reformhäuslerische Fetischisierung der eigenen Gesundheit« (ebd.: 37). Dieser Typus ist nicht an gesellschaftlich oder anderweitig irgendwie nützliche Tätigkeiten gebunden, sondern inkludiert auch zweckfreie Aktivitäten.

100 Habermas selbst sieht den Sport eher auf der Seite der kompensatorischen Aktivitäten, was aber wohl damit zu tun hat, dass er hier vor allem die Sportrezeption im Blick hat.

Das nicht-sportliche Marathonlaufen scheint mir nun recht gut insbesondere demjenigen suspensiven Typus zu entsprechen, welcher verstärkt Sinnerfüllung kompensiert. Denn zum einen nimmt auch das Marathonlaufen ebenfalls eine quasi-berufliche Gestalt an. Berücksichtigt man den Trainingsaufwand bzw. die generell durch das Training gebundene Zeit, so scheint doch ein nicht unerheblicher Teil der Freizeit dafür aufgewendet werden zu müssen, zumal die Bandbreite des Marathontrainings immer größer zu werden scheint, sofern Freizeitsportler*innen in einschlägigen Trainingsbüchern neben dem eigentlichen Lauftraining nunmehr noch Krafttraining, Physiotherapie/Massagen, Dehnübungen und spezielle Technik-Übungen fürs Laufen (auch »Lauf-ABC« genannt) oder auch andere Bewegungspraktiken wie Schwimmen oder Radfahren zum Ausgleich der einseitigen Belastungen beim Laufen nahelegt werden (vgl. z.B. den Trainingsplan für eine 4-Stunden-Marathonzeit bei Beck 2016: 210). Konkret sollte man nach Beck für ein Marathontraining *durchschnittlich* 1,5 Stunden pro Tag als durch das Training gebundene Zeit (d.h. inkl. An- und Abfahren, Umziehen, Duschen etc.) einplanen (vgl. ebd.: 40). Damit wären pro Woche durchschnittlich ca. 10,5 Stunden nur durch das Training gebunden. Die Beschäftigung mit Ernährungs- und Trainingsfragen sowie die Planung von und Teilnahme an Wettkämpfen kämen noch hinzu. Der Trainingsumfang hängt aber natürlich auch stark von den jeweiligen Zielen ab und steigt entsprechend, je ambitionierter die Marathonzielzeiten werden. Zudem muss man davon ausgehen, dass die sozusagen am Stück durch das Laufen gebundene Zeit recht hoch ausfällt, wenn etwa lange Läufe trainiert werden, was dann auch schon mal zwei bis drei Stunden einnimmt. Dies korrespondiert auch der Tendenz nach mit den empirischen Ergebnissen von Kreitz (1996), die feststellt, dass die Laufenden im Mittel auf eine Distanz von rund 76 Wochenkilometern kommen (ebd.: 165), was bei einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von +/- 10 km/h etwa siebeneinhalb Stunden reiner Laufzeit entspricht. Einerseits scheint also ein nicht unerheblicher Teil der Freizeit durch das Marathonlaufen gebunden zu werden, sodass für andere freizeitleiche Aktivitäten sowie gegebenenfalls für die Familie weniger Zeit bleibt; damit entsteht das Erfordernis, die gesamte Freizeit stärker zu organisieren bzw. zu planen. Daher kann man sagen, dass Marathonlaufen durchaus eine Zusatzbelastung im Alltag darstellt. Andererseits muss man aber auch sagen, dass die Quasi-Beruflichkeit des Marathonlaufens letztlich wohl mehr mit der Art und Weise der Planung und Organisation des Trainings- und Wettkampfgeschehens sowie mit dem Leistungsanspruch und den Leistungsanforderungen im Marathonlauf zusammenhängt als mit dem reinen Zeitaufwand. Denn selbst mit einer Teilzeitstelle ist man ja immer noch länger durch den eigentlichen Beruf gebunden als durch das Marathonlaufen. Und auch im Vergleich zu anderen Freizeitaktivitäten scheinen rund zehn Stunden pro Woche zwar viel, aber wiederum nicht so viel, dass man davon sprechen müsste, dass die *gesamte* Freizeit durch das Laufen gebunden wäre. Im Amateur-Fußball zum Beispiel wird

man ähnlich viel Zeit benötigen, und wer viele Serien und/oder Dokumentationen schaut, Computerspiele oder ein Musikinstrument spielt, Musik hört oder Bücher liest, wird schnell auch mehr als zehn Stunden pro Woche investieren. Erklärungsbedürftig ist daher letztlich weniger, warum Marathonlaufende einen Gutteil ihrer Freizeit freiwillig in eine anstrengende bzw. stark fordernde Tätigkeit investieren, sondern vielmehr, *warum sie ausgerechnet eine Aktivität wählen, bei der es im Kern um Bewährung durch Selbstunterwerfung geht* und eben nicht eine der anderen müßigen Aktivitäten, die eher mit Zerstreuung, Spaß, Selbstentfaltung usw. verbunden sind: Einen ganzen Tag lang Serien zu schauen, ein Instrument oder Computerspiele zu spielen, würde man nicht mit Arbeit verbinden; drei Stunden Lauftraining schon eher.

Zum anderen passt das Marathonlaufen aber auch insofern zum suspensiven Typus, für den Sinnstiftung wichtig ist, als dass es nicht nur mit einer ›Philosophie‹ verbunden zu sein scheint (das elitäre Denken bei Lutz etwa oder die ausgeprägte Gesundheitsorientierung), sondern ebenfalls eine zweckfreie Tätigkeit ist. Denn der Versuch, etwas mit solchen sinnsuchenden Aktivitäten zu kompensieren, »enthüllt« nach Habermas gerade durch die Zweckfreiheit dieser »seine Ironie« (1967[1958]: 37). Das freizeitliche Marathonlaufen verspricht demnach zwar eine reale Bewährung, bleibt aber letztlich eine bloß künstliche und selbstbezügliche. Daher argumentiert Habermas auch, dass die Freizeit am Ende nur »den Schein individuell disponibler Zeit« (ebd.: 28) habe und maßgeblich »von den Bedürfnissen der Berufssphäre bestimmt« bleibe (ebd.: 30). Die beruflichen Bedingungen, die die Ausgleichsaktivitäten überhaupt erst notwendig machen, bleiben ja weiterhin bestehen, und entsprechend bleibt letztlich auch die Suspension eine Kompensation, mit dem Unterschied nur, dass dabei vor allem in der Arbeit nicht realisierbare Ansprüche auf individuelle Leistung bzw. auf Selbstverwirklichungsbestrebungen kompensiert werden, während beim von Habermas als kompensatorisch bezeichneten Verhalten vor allem die allgemeine psycho-physische Erschöpfung durch entfremdete Arbeit kompensiert wird. Die ›Suspensiven‹ bringen folglich eine habituell stark verwurzelte Leistungs- bzw. Selbstverwirklichungsorientierung mit und identifizieren sich im Gegensatz zu den ›Kompensierenden‹ prinzipiell mit den in der Arbeitswelt an sie gestellten Erwartungen. Letztlich, so Habermas, stellen beide Ausgleichstypen eine »Fehlleistung« dar, weil in der Art, wie sie praktiziert werden, »sich die Berufsarbeit selber zu Wort meldet« (ebd.: 38). Dieser Gedanke ist im Hinblick auf das formal-sportliche Marathonlaufen sehr interessant, weil es ja eine ähnliche Widersprüchlichkeit zum Ausdruck bringt: Das Marathonlaufen eröffnet zwar Kompensationschancen für Autonomie- bzw. Bewährungsdefizite, nivelliert diese aber zugleich durch die Selbstunterwerfung und die Künstlichkeit der Bewährungssituation; die Kompensationspraxis ist selbstbestimmt und stellt in sich auf Autonomie ab (Betonung der individuellen Leistungsfähigkeit), aber der Struktur nach ist sie selbst entautonomisierend.

Dazu passt auch gut eine arbeitsweltliche Belastungsstruktur, die Habermas mitunter als eine zentrale Ursache für den Ausgleichsbedarf sieht. Freilich ist sie bei ihm noch auf die industriell geprägte Arbeitswelt bezogen, strukturell gesehen scheint sie mir aber auch für die heutige Arbeitswelt gültig zu sein; er nennt sie die »Unverhältnismäßigkeit des Leistungsanspruchs« (ebd.: 33). Problematisch an hocharbeitsteiligen Tätigkeiten ist Habermas zufolge demnach nicht einfach nur die Tatsache, dass die Arbeitenden nur partiell gefordert seien – das ist ja im Grunde mit Ausnahme vielleicht der professionalisierten Berufe bei allen Berufen in modernen Gesellschaften der Fall –, sondern dass sie dabei dennoch der Anforderung ausgesetzt sind, ungeachtet der Einfachheit bzw. Repetitivität der jeweiligen Aufgabe jederzeit »voll da zu sein«, das heißt: sich nicht nur in höchstem Maße auf die jeweilige Sache zu konzentrieren, sondern auch grundsätzlich flexibel und anpassungsfähig zu sein. Die Erwartung ist, dass sie sich *unabhängig von der jeweiligen Aufgabe tendenziell vollständig mit dieser und dem Unternehmen, in dem sie arbeiten, identifizieren*; die Unverhältnismäßigkeit besteht folglich darin, dass die Arbeitenden *als ganze Individuen dem Unternehmen zur Verfügung stehen sollen, obwohl das von den faktischen Aufgaben, die sie ausführen, nicht gedeckt bzw. auch nicht erforderlich ist*:

»Diesem nichtqualifizierten Arbeitspersonal wird eine stets bereit gehaltene Aufmerksamkeit und vor allem eine außerordentliche Verantwortung abverlangt. Jedoch entspricht dieser »Bereitschaft an sich«, kein irgend nennenswerter Arbeitsvollzug. [...] Dieser neuen und überraschendsten Unverhältnismäßigkeit industrieller Arbeit sucht man übrigens jetzt schon durch Überlegungen derart vorzubeugen: wie man die Arbeitsmoral künstlich stimulieren könne. Im Arbeiter sei durch human relations das Bewußtsein der Wichtigkeit ihres Beitrages wachzuhalten und eine ähnliche Identifikation mit dem Unternehmen, ein ähnlicher »Korpsgeist« herzustellen, wie man das heute vom Management bereits gewohnt ist.« (ebd.: 35, Hervh. i. O.)

Zweifelsohne deuten sich in dieser Struktur Widersprüche an, wie sie im Zusammenhang mit den bekannten arbeitssoziologischen Themen wie Subjektivierung, Entgrenzung, Flexibilisierung oder Wandel von Anerkennungsbeziehungen auch für die gegenwärtige Arbeitswelt festgestellt wurden (vgl. etwa Sennett 1998; Pongratz/Voß 2004; Bröckling 2007; Voswinkel 2002, 2022). Die Forderungen nach Autonomie und Selbstverwirklichungschancen in der Arbeit etwa, die in den 1960er und 1970er Jahren laut wurden (»Künstlerkritik« [Boltanski/Chiapello 2003]) und heute nicht nur zu einer realen Ausweitung arbeitsweltlicher Autonomiespielräume in vielen Bereichen der Arbeitswelt beigetragen haben, sondern nunmehr auch von der Arbeitgeber*innenseite an die Arbeitenden gestellt werden, können sich, wie etwa Stephan Voswinkel (2022) argumentiert, unter bestimmten Bedingungen –

indirekte Steuerung etwa – auch in ihr Gegenteil verkehren und Autonomie und Selbstverwirklichung *auf der Praxisebene* nachgerade blockieren, ohne dass sie *als normative Orientierungen* jedoch ihre Geltung verlieren würden; genau darin liegt das Paradoxe. Besonders gut scheint mir in diesem Zusammenhang eine Haltung zu passen, die Voswinkel mit dem Begriff des »reflexive[n] Konformismus« (2002: 83) kennzeichnet und die gewissermaßen typisch für die Anerkennungsbeziehungen in der modernen Arbeitswelt ist. Exemplarisch kommt sie in den Evaluationspraktiken (360°-Feedback) zum Ausdruck bzw. wird durch diese gleichsam miterzeugt, die lediglich die *Bewertung der Arbeitenden* in den Vordergrund stellen und nicht etwa Vorgaben oder Verbesserungsvorschläge, zu denen die Arbeitenden sich dann auch verhalten könnten; stattdessen wird offengelassen, worin die Erwartungen an sie eigentlich bestehen und so eine Machtstruktur implementiert, die einen reflexiv-konformistischen Charakter förmlich erzeugt: »Man kann«, so Voswinkel, »diese Evaluationen als die Herrichtung eines außengeleiteten Sozialcharakters beschreiben, dessen Subjektivität darin besteht, eigenständig die Erwartungen zu erspüren und das Selbstmanagement zu entwickeln, mit dem er den Fremdanforderungen am besten gerecht werden kann« (ebd.: 82–83). Diese Haltung entspricht der Struktur der Bewährung durch Unterwerfung, denn hier wie dort ist das Autonome eben auf die Unterwerfungsleistung selbst reduziert bzw. wird Unterwerfung als autonome Leistung zugerechnet. Und es scheint nicht abwegig, dass in Arbeits- und Anerkennungsbeziehungen, die so widersprüchlich konstituiert sind, eine Bewährungsstrategie ausgebildet wird, die sozusagen nachgerade darauf spezialisiert ist, das autonome Ich zu unterdrücken, weil sie eben zwei eigentlich unvereinbare Dinge zu verbinden ermöglicht: die gleichsam unbedingte Erfüllung von Fremderwartungen auf der einen und die Aufrechterhaltung des Autonomieanspruchs an sich selbst auf der anderen Seite. Und im Marathonwettkampf kann diese auf die Probe und zur Schau gestellt werden.

Die Kontrastierung zu Meditationspraktiken legt es indes nahe, dass das Marathonlaufen nur einen möglichen Umgang mit Autonomie- und Bewährungsproblematiken, die im Beruflichen wurzeln, unter mehreren abgeben könnte. So könnte man sich neben der Meditation ja prinzipiell auch Exit- oder Voice-Optionen vorstellen, und das Burn-out-Phänomen ist ebenfalls hinlänglich bekannt und lässt sich nachgerade als Manifestation des Scheiterns am Widerspruch zwischen selbst- und fremdgesetzten Autonomieansprüchen und der Unmöglichkeit der berufspraktischen Realisierung der ersteren lesen (vgl. Neckel/Wagner 2014). Alle diese Optionen haben ihre Besonderheiten, stellen eine je spezifische potenzielle Reaktion auf die Krisenkonstellation und ihre -lösung dar. Was sie gleichwohl im Sinne einer Strukturhomologie bzw. -ähnlichkeit alle verbindet, ist ebenjene Bewährungsstruktur der Selbstunterwerfung und eine Vorstellung von Leistung, bei der vor allem das Durchhalten und Erleiden im Fokus steht.

Interessant ist zudem, dass das Marathonlaufen, wie oben in Bezug auf Neckel schon angedeutet, nicht nur von solchen Berufsgruppen ausgeübt zu werden scheint, die sozusagen prototypisch in tendenziell entfremdeten Verhältnissen arbeiten, sondern eben auch von Berufsgruppenangehörigen, denen vergleichsweise recht große Autonomiespielräume und Anerkennungschancen nachgesagt werden. Wenn der Marathonlauf also, wie Neckel behauptet, »die Leidenschaft der Lehrer, die Obsession der Techniker und der Angestellten, der Ingenieure, der Ärzte und Intellektuellen« (2000: 133) ist und folglich tendenziell berufsgruppenübergreifend praktiziert wird, kann es dann ausschließlich mit allgemeinen arbeitsweltlichen Strukturen wie jenen normativen Paradoxien zusammenhängen? Es scheint also zumindest doch so zu sein, dass man sowohl die fallspezifischen beruflichen Umstände als auch die Lebensgeschichte der Laufenden sowie deren Persönlichkeitsstruktur stärker mitberücksichtigen muss. Denn die Option, Autonomie- und Bewährungsproblematiken mit dem Marathonlaufen zu kompensieren, kann natürlich nur jemand wählen, der/die eine grundsätzliche Affinität für die Bewährungsform der Selbstunterwerfung sozialisatorisch erworben hat. Und das koppelt das Ganze wiederum zurück an die Arbeitswelt, denn es liegt nahe, dass die Ursprünge jener Bewährungsstruktur dort liegen, in dem Handlungsfeld also, in dem die meisten Menschen den Großteil ihrer Lebenszeit verbringen und in dem sie sich »naturgemäß« über individuelle Leistungsbeiträge in der Gemeinschaft bewähren und sich damit in deren sozialstrukturellem Koordinatensystem positionieren.

Zum Schluss wollen wir noch knapp auf eine etwas andere Variante der Kompensationsthese eingehen und sie auf das nicht-sportliche Marathonlaufen beziehen. Es geht um ein Argument, das vor allem Norbert Elias und Eric Dunning (2003[1986]) entwickelt haben. Das Besondere daran ist, dass nunmehr nicht primär oder ausschließlich die Arbeitswelt als Ursache für etwaige Kompensationsbedürfnisse, die im Sport befriedigt werden, angesehen wird, sondern es sind ganz grundsätzlich die normativen Zwänge der Vergesellschaftung. Diese, so die zivilisationstheoretische These, lassen die Affektregulation moderner Individuen immer rigider werden und evozieren daher kehrseitig einen Bedarf an Spannungserleben und Außeralltäglichkeit. Das Leben wird sozusagen immer monotoner und langweiliger, weil es immer mehr normative Zwänge gibt, die zu Selbstzwängen werden. Entfremdet ist kurzum nicht nur die moderne Arbeit, sondern das moderne Leben als Ganzes:

»In relativ wohlgeordneten Gesellschaften wie der unseren bemächtigt sich die Routinebildung sämtlicher Lebensbereiche, einschließlich der Bereiche größter Intimität. Sie ist nicht auf Fabrik- oder Büro-, auf Verwaltungs- oder ähnliche Tätigkeiten beschränkt. Wenn der Organismus nicht durch ein erregendes Erlebnis mit Hilfe starker Gefühle angeregt und aufgewühlt wird, erzeugen die allgegenwärtige Routinebildung und Kontrolle, die die Bedingungen für Ordnung und Si-

cherheit sind, häufig eine Gefühlskälte, ein Gefühl der Monotonie, für das die emotionale Monotonie nur ein Beispiel ist.« (ebd.: 139)

Freizeitaktivitäten wie der Sport übernehmen unter diesen Umständen die kompensative Funktion einer »Enklave, in der mit sozialer Billigung in der Öffentlichkeit gemäßigtes Erregungsverhalten gezeigt werden kann« (ebd.: 124), für das es nach Elias und Dunning einen gleichsam anthropologischen Bedarf gibt. Solche Aktivitäten wirkten daher »kathartisch« und seien für eine moderne Gesellschaft funktional notwendig (ebd.: 167); sie gleichen kurzum den emotionalen Haushalt ihrer Mitglieder aus.

Während Elias und Dunning ihre Ausführungen zum Sport eher allgemein halten und diesen vor allem als Explorationsfeld der Elias'schen Zivilisationstheorie verwenden, hat Karl-Heinrich Bette in seinem Buch »X-treme« (2004), das in Kapitel 2.4 ebenfalls schon kurz angesprochen wurde, die Kompensationsthese insbesondere auch für den freizeitsportlichen Bereich fruchtbar gemacht und sie, sozusagen logisch konsequent, auf extreme Sport- und Bewegungsformen angewendet. Dabei vertritt er im Grunde drei Thesen (vgl. für die folgenden Zitate ebd.: 12f.): Zum einen sieht er »im Extremsport ein Programm, das der gesellschaftlich erzeugten Routine und Langeweile gezielt eine vitalisierende Spannungsofferte entgegensetzt.« Zum anderen sei er »eine soziale Nische, die der Selbstermächtigung des modernen Subjekts dient« und ihm auch Distinktionsgewinne beschere. Und schließlich, drittens, sei der Extrem- und Abenteuer-sport deshalb so gut dazu geeignet, diese Funktionen zu erfüllen und den Sporttreibenden Sinnerfüllung anzubieten, weil er vor allem im Medium des Nicht-Sinnhaften (der Natur) ausgeübt werde.

In Kapitel 2.4 wurde bereits kritisiert, dass Bette die Sinnstrukturen der von ihm als Beispiele genannten Aktivitäten nicht genügend rekonstruiert und so sportliche und nicht-sportliche Aktivitäten vermischt. Darauf werden wir im Folgenden daher nicht mehr eingehen. Und auch das Distinktionsargument wollen wir ausklammern, weil es bereits im Zusammenhang mit Neckel (2000) thematisiert wurde. Stattdessen wollen wir nun grundsätzlicher fragen, ob die Kompensationsargumente, die Bette sowie Elias und Dunning vorbringen, im Hinblick auf die Sinnstruktur des nicht-sportlichen Marathonlaufens plausibel erscheinen.

Das Argument, dass Sport Langeweile und Routine kompensieren kann, erscheint als solches nicht abwegig, auch wenn es im Sport, wie gesehen, natürlich zunächst vor allem um den wettkampfförmigen Leistungsvergleich geht. Spannung ist daher sicherlich ein kollateraler Effekt, der in vielen Sportarten sowohl aufseiten der Sporttreibenden wie auch der -rezipierenden eintreten kann. Und sicherlich ist der Sport etwas Außeralltägliches – zumindest solange er nicht genuin oder tendenziell profimäßig ausgeübt wird. Insofern kann auch das freizeitliche Marathonlaufen durchaus als eine außeralltägliche Aktivität gedeutet werden, die die Routine des Alltags »durchzubrechen« helfen kann. Gleichwohl fragt man sich, ob

es nicht gleichsam geeignetere Aktivitäten gäbe – ob sportlich oder nicht –, um Langeweile und Routine zu bekämpfen und so etwas wie Abenteuer zu erleben. Achterbahnfahren, Fallschirmspringen oder Expeditionen zum Beispiel erscheinen dazu weitaus besser geeignet. Das Marathonlaufen hingegen ist, wie wir oben auch schon argumentiert haben, selbst eine durch und durch monotone, wenn auch außeralltägliche Tätigkeit; ja, ihr Bewährungskern besteht ja nachgerade darin, dass man diese Eintönigkeit aushalten muss; es bietet eben, anders als Neckel (2000: 140) argumentiert, keine oder nur sehr begrenzte »action«. Vielmehr geht es die meiste Zeit vor allem darum, sich die Zeit mit verschiedentlichen Ablenkungen zu vertreiben: Musikhören, Denken oder, wenn man mit jemandem zusammen läuft: Gespräche. Sicherlich können Kulissen wie Berg- oder Wüstenlandschaften, vor deren Hintergrund Marathonveranstaltungen freilich auch stattfinden, den Beteiligten einen Hauch von Abenteuer vermitteln; aber die Aktivität selbst bleibt monoton, zumal die Organisation solcher Events ja nachgerade darauf abzielt, möglichst viele Unwägbarkeiten auszuschalten und damit den Abenteueraspekt faktisch doch recht herunterzuschrauben, sodass man sich fragt, ob das nicht eher wiederum ein legitimierendes Deutungsmuster oder ein Marketing-Begriff ist, den viele Laufende einfach übernehmen. Selbst dann, wenn man annimmt, dass Laufende das Marathonlaufen subjektiv als spannend *erleben*, stellt sich immer noch die Frage, warum das gerade bei dieser Aktivität bei ihnen so ist. Das allgemeine Argument, Sport kompensiere Langeweile und Routine, biete Abenteuer, erklärt also solches nicht viel. Und schließlich stellt sich, wie wir in Kapitel 2.4 ebenfalls schon bemerkt haben, die Frage, inwieweit es überhaupt Sinn macht, die Moderne als vor allem durch Routine und Monotonie gekennzeichnete zu charakterisieren. Denn man könnte ja auch umgekehrt die Frage stellen, ob die Zunahme von Entscheidungsmöglichkeiten im Zuge von Individualisierungsprozessen nicht nachgerade zu mehr Unsicherheit bzw. Zukunftsoffenheit in den modernen Lebenspraktiken geführt hat. Bietet die multioptionale, individualisierte »Risikogesellschaft« (Beck 1986) nicht bereits ausreichend »lebenspraktische Spannung« (vgl. zu diesem Argument auch Werron 2010: 49)? Jedenfalls würde das Marathonlaufen mit seiner spezifischen Sinnstruktur hiermit weitaus besser korrespondieren als mit jener umgekehrten These; man könnte daher auch sagen, dass es im Grunde Routine und Langeweile eben nicht kompensiert, sondern nachgerade *reproduziert* und damit gleichsam prototypisch für die Transformation von Fremd- in Selbstzwang steht.

Wie oben gesagt, argumentiert Bette (2004) nun weiter, dass der Sport neben der Kompensation von Spannungsdefiziten, die im Zuge gesellschaftlich erzeugter Langeweile und Routine entstehen, auch und damit verbunden ein Mittel zur Selbstermächtigung des Subjekts sei. Während die Handlungsspielräume »organisatorisch inkludierter Menschen« (ebd.: 25) im Alltag eingeschränkt seien, erlaube es der Sport »Macht über das eigene Handeln zurückzugewinnen« (ebd.: 28). Man kann sagen, dass diese Position der von Plessner, mehr noch aber der von Habermas,

gewissermaßen entgegengesetzt ist. Denn während Habermas in der Tradition der Kritischen Theorie dem Sport bzw. der Freizeit höchstens eine Scheinfreiheit zuerkennt, hypostasiert ihn Bette sogar zu einem »Hochamt des Subjekts« (ebd.: 40). Ähnlich sieht auch Reischer im Marathonlauf ein Mittel zur Selbsttransformation und Selbstentwicklung (2001: 23). Im Hinblick auf das Marathonlaufen bin ich gleichwohl sehr skeptisch, inwiefern es sich wirklich um eine *Selbstermächtigung* handelt, wenn Menschen einer Praxis nachgehen, deren Sinn objektiv gerade in einer *Selbstunterwerfung* bzw. *Selbstausslöschung* besteht. Insofern passt diese Struktur auch nicht wirklich zu den »vernünftigen Leuten« von denen Neckel spricht bzw. zum Selbstverständnis des modernen Subjekts an sich, welches sich doch zumindest dem Anspruch nach als authentisch, selbstverwirklichend, kreativ und antiautoritär begreift (vgl. etwa Bell 1991; Honneth 2010[2002]; Boltanski/Chiapello 2003). Sicherlich können sich viele formal-sportlich Marathonlaufende subjektiv als selbstverwirklichend auffassen, aber diese Selbsteutung steht eben quer zur objektiven Sinnstruktur des Marathonlaufens. Und schließlich lässt sich daher auch sagen, dass das Phänomen Marathonlaufen viel eher dazu geeignet scheint, die Elias'sche Zivilisationsthese in dem Sinne zu stützen, als dass es gerade nicht eine *kompensative* Reaktion auf immer rigider werdende gesellschaftliche Verhältnisse, sondern im Gegenteil ein gleichsam strukturhomologer Ausdruck dieser ist: So gesehen würde sich die Disziplinierung in Gestalt der Transformation von Fremd- in Selbstzwang eben auch im Freizeitverhalten niederschlagen.

2.8 Zwischenfazit und Präzisierung des Erkenntnisinteresses

Den Ausgangspunkt der hier entwickelten sportsoziologischen Argumentation bildete die Annahme, dass Sport eine eigenlogisch strukturierte Praxis ist. Dazu galt es zunächst unter Bezug auf Werron (2010) eine Reihe von Reduktionismen zu identifizieren, die gängigen sportsoziologischen Ansätzen unterlaufen und sie darin einschränken, die Eigenlogik des Sports adäquat zu erfassen. Anschließend wurde im Rekurs auf die grundlagentheoretischen Konzepte von strukturellen Handlungsproblemen und konstitutiven Regeln ein eigenständiger Vorschlag für eine *rekonstruktive* Bestimmung von Sport entwickelt, der sich, so die These, auch zur Bestimmung anderer Sport- bzw. Freizeitpraktiken eignet.

Als zentrales sportspezifisches Handlungsproblem wurde dabei der wettkampfförmige Leistungsvergleich bestimmt und wurde eine Systematik von sportspezifischen Handlungsproblemen entwickelt, die das sportspezifische Handlungsproblem mit den sportarten- und disziplinspezifischen Handlungsproblemen in eine hierarchische Beziehung setzt. Danach wurden konstitutive Regeln bestimmt, die für alle Sportarten gelten und sportliche Interaktionen überhaupt erst ermöglichen. Als wesentliche konstitutive Regeln wurden Gewinngebot, Öffentlichkeit und Zweckfreiheit ausgewiesen.

Nach einer soziohistorischen und sozialstrukturellen Einordnung der Laufbewegung und des Marathonlaufens wurde das zuvor entwickelte Modell dann auf das Marathonlaufen angewandt, sodass die objektive Sinnstruktur des Marathonlaufens sukzessive rekonstruiert werden konnte. Dabei hat sich gezeigt, dass Marathonveranstaltungen im Grunde *zwei verschiedene Praktiken* inkludieren, die je unterschiedlichen konstitutiven Regeln folgen und damit verbunden ein jeweils anderes Handlungsproblem in den Mittelpunkt stellen: Während die *sportliche* Marathonpraxis auf den Leistungsvergleich mit anderen zielt, geht es bei der *nicht-sportlichen* primär um die Bewältigung der Marathondistanz selbst, es geht ums Finishen. Entsprechend fungiert hier auch nicht das Gewinn-, sondern das *Durchhaltegebot* als zentrale konstitutive Regel. Zugleich bleibt diese nicht-sportliche Praxis aber weiterhin in die formalen Strukturen des öffentlichen, sportlichen Wettkampfs eingebettet: Es gibt ein offizielles Ranking, Laufzeiten werden offiziell erfasst und statistisch relationiert. Das macht diese Praxis *formal-sportlich*; und es macht sie zu einer *Bewährungsprobe*, zu einem *öffentlichen Test der individuellen Leistungsfähigkeit*.

Da nun die Leistung beim nicht-sportlichen Marathon in erster Linie im Bewältigen der Marathondistanz und damit im Durchhalten besteht, wurde dann der Frage nachgegangen, was es bedeutet, sich ausgerechnet darüber zu bewähren. Die Interpretation der milieutypischen Metapher vom »Mann mit dem Hammer« führte dabei zu dem Ergebnis gekommen, dass es sich um eine *Bewährung durch Unterwerfung* handelt: Die Bewährungsprobe besteht darin, in eine »Krise mit sich selbst« (Marlovits 2006: 154) hineinzulaufen und diese durch eine Ausschaltung des autonomen Ichs zu lösen. Mit anderen Worten: Obwohl man nicht mehr kann und eigentlich auch nicht mehr will, gilt es trotzdem weiterzulaufen. Darin kommt eine *paradoxe, regressive Form von Autonomie* zum Ausdruck, die lediglich auf Unterwerfungsleistungen reduziert ist, und zwar auf freiwillige, von lebenspraktischem Nutzen losgelöste Unterwerfungsleistungen. Daher kann man sagen, dass das nicht-sportliche Marathonlaufen *strukturell* – im Gegensatz zu: pathologisch/klinisch – *masochistisch* ist.

Die Rekonstruktion dieser Sinnstruktur des Marathonlaufens wurde indes immer wieder mit den zentralen Forschungsergebnissen der soziologischen und sozialpsychologischen Laufforschung kontrastiert. Dabei war zum einen auffällig, dass das Laufen oftmals mit Motiven wie »Gesundheit« oder »Wohlbefinden« begründet, das Wettkampfmotiv hingegen eher niedriggehängt wird, oder es geht in Richtung eines esoterischen Wettkampfs mit sich selbst (»persönliche Zielerreichung«). Zum anderen zeigte vor allem die Auseinandersetzung mit den Ergebnissen von Lutz (1989), dass Laufeinstiege häufig mit krisenhaften Lebenssituationen verbunden sind und dass das Laufen dann als Krisenlösung genutzt wird, um sich, wie Lutz argumentiert, narzisstisch aufzuwerten, wogegen eine echte Auseinandersetzung mit

den Krisen nicht erfolgt.¹⁰¹ Dies legte die Überlegung nahe, dass es sich hierbei um einen *Kompensationsmechanismus* handelt und der Kompensationsbedarf dabei mit einer *Autonomie-Bewährungs-Problematik*¹⁰² zu tun hat; schließlich könnten die Krisen ansonsten eben im echten Leben gelöst werden. Der Kontrast mit der Sinnstruktur des Marathonlaufens zeigte, dass es hier eine Korrespondenz gibt, weil Marathonveranstaltungen eben für genau solche Problematiken gleichsam naturgemäß einen Kompensationsraum bieten. Durch die offizielle und öffentliche Teilnahme an regelrechten Wettkämpfen lässt sich die Bewährung als individuell leistungsfähiges und autonomes Subjekt simulieren und zur Schau stellen, was trotz aller Künstlichkeit der Situation den Laufenden das Gefühl einer echten Bewährung verschaffen kann – jedenfalls so lange, wie sie sich darauf einlassen und die *Selbstunterwerfung* zu einer *Selbstermächtigung* umdeuten, wogegen sie anderenfalls ein »glückloses Finish« (Marlovits 2006) erleben. Die Art und Weise dieser Krisenbewältigung spiegelt dabei im Grunde die Problemstruktur wider: Anstatt das autonome, gleichwohl beschädigte Ich zu stärken, wird es weiter unterdrückt und durch ein zur Allmacht tendierendes Selbstbild ersetzt, wodurch es sich förmlich auflöst und die Krise – vermeintlich – zum Verschwinden gebracht wird.

Die Auseinandersetzung mit den Kompensationstheoremen Plessners und Habermas' legte es anschließend nahe, dass es Anknüpfungspunkte bzw. Strukturähnlichkeiten zwischen widersprüchlichen Strukturen der Arbeitswelt und der für das nicht-sportliche Marathonlaufen spezifischen Bewährungsstruktur gibt, und zwar in dem Sinne, dass widersprüchliche Arbeitsverhältnisse in gewissem Sinne auch zu widersprüchlichen Kompensationsweisen in der Freizeit zu führen scheinen. In diesem Zusammenhang hat Habermas schon in den 1960er Jahren die Entstehung eines Widerspruchs beobachtet, auf den er mit dem Ausdruck von der »Unverhältnismäßigkeit des Leistungsanspruchs« (1967[1958]: 33) verwiesen hat. Die Unverhältnismäßigkeit, so wurde oben festgehalten, besteht dabei darin, dass von den Arbeitenden ungeachtet ihrer konkreten Tätigkeit und den Rahmenbedingungen, unter denen sie ausgeführt wird, eine vollständige Identifikation mit dem Unternehmen erwartet wird, eine »Bereitschaft an sich«, so Habermas (ebd. 35, Hervh. i.O.). Darin zeichnete sich eine Strukturähnlichkeit zu subjektivierten Arbeitsverhältnissen ab, wie sie in der arbeitssoziologischen Forschung als kennzeichnend für die

101 Das bedeutet freilich nicht, dass das, was jeweils subjektiv als auslösende Krise berichtet wird, auch mit der tatsächlich auslösenden Krise übereinstimmt. Beispielsweise kann eine gesundheitliche Krise als Auslöser genannt werden, wogegen die eigentliche Krise eine Sinnkrise darstellt. Das heißt, die jeweilige Krisensituation muss anhand einschlägiger Berichte immer erst feanalytisch bestimmt und mit der Selbstauffassung der Berichtenden kontrastiert werden.

102 Diese alternative Schreibweise soll deutlicher zum Ausdruck bringen, dass es eine *Autonomie- und Bewährungsproblematik* ist, es sich also um zwei mit einander verschränkte, aber dennoch eigenständige Problematiken handelt.

moderne Arbeitswelt der letzten rund drei Jahrzehnte angesehen werden (vgl. u. a. Boltanski/Chiapello 2003; Pongratz/Voß 2004). Die *Erwartung* einer Identifikation mit ›ihrem‹ Unternehmen ist allerdings nicht das einzige Charakteristikum dieser Arbeitswelt. Es kommt nämlich dazu, dass auch die Arbeitenden selbst autonom arbeiten *wollen*, das heißt: im Grunde mit jenen arbeitsweltlichen Anforderungen bereits identifiziert *sind*. Auf der Ebene der Arbeitspraxis kann dies, wie Voswinkel (2022) argumentiert, zu »pragmatische[n] Paradoxien« führen, zu widersprüchlich strukturierten Handlungskonstellationen also, in denen es zu Handlungsergebnissen kommt, die der Intention der Arbeitenden, autonom zu arbeiten, zuwiderlaufen. Beispielsweise schließen sich die Erfüllung von Zielvorgaben und der Anspruch an sich selbst, autonom zu arbeiten, wechselseitig aus, sofern nicht nur die Definition der Ziele, sondern auch deren Erreichung außerhalb des eigenen Einflussbereichs liegen. Unter solchen Bedingungen können Arbeitende ihre Autonomieansprüche nur noch dadurch sichern, dass sie sich gleichsam auf Anpassungsleistungen ›spezialisieren‹ und sich dies als autonome Leistung zurechnen – und auch zugerechnet bekommen. Voswinkel spricht in diesem Zusammenhang von der »Herriichtung eines außengeleiteten Sozialcharakters« (2002: 82), von einer Haltung, die er auf den Begriff des »reflexive[n] Konformismus« (ebd.: 83) bringt und die mit der widersprüchlichen Bewährungsstruktur, welche sich im nicht-sportlichen Marathonlaufen zeigt, korrespondiert: Autonomie reduziert sich regressiv auf Unterwerfungsleistungen.

Es scheint daher auch so, dass die ›Unsichtbarkeit‹ oder, wie es in den Kompensationstheoremen auch öfters heißt, ›Abstraktheit‹ von Arbeit in der modernen Arbeitswelt, aber auch die vielfach konstatierte »Aushöhlung des Leistungsprinzips« (Neckel 2008: 10) dem Kompensationsmechanismus, welcher im Zusammenhang mit der nicht-sportlichen Marathonpraxis zu wirken scheint, als Erklärungsmöglichkeiten nicht gerecht werden. Denn bei dieser Praxis geht es nicht einfach nur um das *Zeigen* – sich selbst und anderen gegenüber – von herausragender Leistungsfähigkeit, sondern um das Durchstehen einer Bewährungsprobe, welcher eine eben *widersprüchliche* Bewährungsdynamik zugrunde liegt und die *strukturhomolog* zu den widersprüchlichen Strukturen subjektiver Arbeitsverhältnisse zu sein scheint.

Eng mit dem soeben Gesagten verbunden muss an dieser Stelle auch dem potenziellen Einwand, der mir auch in Diskussionen der Kompensationsthese häufig entgegengebracht wurde, widersprochen werden, demzufolge das nicht-sportliche Marathonlaufen lediglich auf eine *besondere Leistungsorientierung* der jeweils Laufenden zurückzuführen sei: Sie seien nun einmal leistungsorientierter als andere, und das eben nicht nur in der Arbeit, sondern auch in der Freizeit, so die These. Es handelt sich kurzgesagt um die im Rekurs auf Neckel (2000) erwähnte Deutung des Marathonlaufens als eine Freizeitbeschäftigung der gesellschaftlichen »Leistungsträger«. Dass Marathonlaufende statistisch gesehen höher gebildet und tendenziell in höheren Positionen arbeiten, scheint diese These zu unterstützen. Auch Ergebnisse

aus einer Studie von Sabine Meck (2000), in welcher sie Arbeitseinstellungen von Angestellten in deutschen Großunternehmen untersuchte, sprechen dafür: Meck fand heraus, dass beruflich erfolgreiche und in hohem Maße leistungsorientierte Personen nicht nur, wie angesichts bereits vorhandener Forschung zu erwarten war, häufiger in ihrer Freizeit Sport treiben, sondern auch im Sportlichen sehr auf Leistung bedacht sind. »Je höher die berufliche Qualifikation und Position«, so Meck, »desto größer die Zentralität von Arbeit, desto größer und qualitativ anderes ist die Beteiligung am Sport« (ebd.: 285).

Allein, auch das vermag nicht zu erklären, warum jemand sich dann – und man muss sagen: gerade jemand in einer hohen beruflichen Position – ausgerechnet einer Aktivität hingibt, deren Kern eine zweckfreie, öffentliche Bewährungsprobe darstellt und die Bewährung dabei in einer Selbstunterwerfung besteht. Könnte die Leistungsorientierung nicht gleichsam progressiver (über Bewährung durch Konkurrenz im Wettkampf z.B.) oder im Rahmen einer anderen, nicht auf Selbstunterwerfung zielenden Praxis ausgelebt werden? Warum muss es ausgerechnet das Marathonlaufen bzw. generell Ausdauersport sein? Und warum wird die Leistungsorientierung überhaupt nicht einfach im Beruf ausgelebt? Wozu die Kompensation? Schließlich gibt es doch auch viele Leistungsträger*innen, die entweder nicht kompensieren oder zumindest keinen Marathon laufen.

Auch Ursula Holtgrewe (2006) deutet in ihrem Buch »Flexible Menschen in flexiblen Organisationen«, in dem sie Möglichkeiten und Grenzen autonomen Handelns unter subjektivierten Arbeitsbedingungen untersucht, einen Fall, der in seiner Freizeit tatsächlich Marathon läuft, so, dass das Marathonlaufen dem Interviewee »Distanzierung und kritische Reflexion« (ebd.: 155) seiner unbefriedigenden Arbeitsbedingungen erlauben würde. Ausbleibende Erfolgserlebnisse würden vom Interviewten im Marathonlaufen in Eigenregie gleichsam nachgeholt, wobei ihm das Marathonlaufen eine Kritik seiner Arbeitsbedingungen überhaupt erst ermögliche: »Gerade weil er bereit ist, Motivation selbst zu generieren und der Organisation zur Verfügung zu stellen, und weil er sich die Kompetenz dazu selber zuzutrauen gelernt hat, sieht Herr Weg dann deutlich, wo ihn die Organisation »im Regen stehen« lässt« (ebd.: 156, Hervh. i.O.). Gleichwohl bewertet Holtgrewe die Funktion des Marathonlaufens für die Arbeit meines Erachtens über. Denn eine faktische Veränderung der Arbeitsbedingungen, die der erwähnte Fall tatsächlich auch selbst als erforderlich ansieht, passiert letztlich ja nicht. Es ist eben bloß ein *Kompensationsversuch* und keine echte Selbstermächtigung; die arbeitsweltlich erzeugten Krisen mögen mithilfe des Marathonlaufens zwar ein Stück weit in den Blick kommen, können jedoch dennoch nicht autonom gelöst werden; sie werden im Grunde nur ausgehalten. Schließlich übersieht Holtgrewe aber auch, dass die Kompensationsweise sich strukturhomolog zu den widersprüchlichen Arbeitsbedingungen verhält: Autonomisierung bzw. Bewährung wird in der Unterwerfung gesucht. Mit anderen

Worten: Die arbeitsweltlichen Strukturbedingungen werden von Holtgrewe nicht auf die spezifische Sinnstruktur des Marathonlaufens bezogen.

Während, wie dargelegt, als das nicht-sportliche Marathonlaufen auslösende bzw. verursachende Krisen insbesondere berufliche Strukturen hervorzustechen scheinen, scheint es, wie es die Ausführungen von Lutz (1989) nahelegen, noch andere potenziell lauffaulösende Krisen zu geben – *Gesundheits-, Beziehungs- und Sinnkrisen* zum Beispiel. Dazu passt auch der Umstand, dass freizeitleich Laufende verstärkt auch aus solchen Berufsgruppen sich zu rekrutieren scheinen bzw. solche beruflichen Positionen bekleiden, mit denen idealtypischerweise relativ große Autonomiespielräume verbunden sind. Insofern liegt es nahe, dass die jeweilige Autonomie-Bewährungs-Problematik in vielschichtige Motivationskonstellationen eingebettet ist, zu denen berufliche Strukturen ebenso zählen können wie biographische Umstände bzw. persönlichkeitsstrukturelle Dispositionen. Anders gesagt: Man muss die Autonomie-Bewährungs-Problematik im Kontext konkreter lebenspraktischer Konstellationen betrachten, auch wenn die Lösung, auf die alle zurückgreifen, freilich immer dieselbe ist und dem Muster einer *Bewährung durch Unterwerfung* folgt.

Abschließend noch eine begriffliche Präzisierung: Wenn in dieser Arbeit von »Bewährungsmustern« oder von »Mustern von Bewährung« gesprochen wird, dann stellt sich die Frage, was genau damit bezeichnet sein soll: Handelt es sich um soziale Deutungsmuster, Haltungen bzw. habituelle Prägungen, um Praktiken oder um alles das zusammen? Dazu bietet es sich zunächst an, die bewährungstheoretischen Überlegungen Oevermanns, auf die wir ja, wenn auch knapp, bereits rekurriert haben, noch einmal aufzugreifen und in einigen für unseren begriffsdifferenzierenden Zweck wichtigen Hinsichten zu vertiefen.

Oevermanns Überlegungen zum Thema Bewährung nehmen einen zentralen Stellenwert in seiner Theorie der Struktur von Religiosität bzw. in seiner Version der Religionssoziologie ein (vgl. Ders. 1995, 2003b). Modellbildender Ausgangspunkt ist dabei die Ableitung einer universellen Bewährungsproblematik aus der Strukturlogik von Lebenspraxis (s. dazu die Ausführungen in Kap. 2.2). Demnach ist jedes Subjekt, ob es will oder nicht, mit einem Bewährungsproblem insofern konfrontiert, als dass es angesichts der Gleichzeitigkeit von endlicher Lebenszeit und offener Zukunft autonom Entscheidungen treffen, das heißt: sein Leben gestalten muss. Es gibt mit anderen Worten einen Handlungsdruck und zugleich keine Gewissheit ob der eigenen Bewährtheit. Und dies betrifft nicht nur das Leben als Ganzes, sondern das Problem stellt sich prinzipiell an einer jeden Sequenzstelle eines Handlungsablaufs; »die Permanenz der potenziellen Krise«, so Oevermann (1995: 63), läuft latent immer mit, ein Scheitern ist immer möglich.

Damit stellen echte Bewährungssituationen im Kern *Entscheidungskrisen* dar, und eine Lebenspraxis bewährt sich entsprechend genau dann, wenn es ihr gelingt, Krisen autonom zu lösen – sei es, indem sie auf kollektiv bereits bewährte

Muster zurückgreift oder sei es, indem sie eine eigene, individuelle Lösung findet, wobei bereits eine »erfolgreiche Krisendiagnose« (ebd.: 50) nach Oevermann einen wesentlichen Bewährungsschritt markiert. Mit der Konstitution des Bewusstseins von der Endlichkeit des eigenen Lebens erfährt das Bewährungsproblem schließlich eine Dynamisierung: Es wird eine »nicht-stillstellbare Bewährungsdynamik« ausgelöst, wie es Oevermann in diesem Zusammenhang häufig formuliert.

Diese Konstellation nun erzwingt nach Oevermann *strukturelle* Religiosität, von der die Religion *als Inhalt* scharf zu unterscheiden sei. Denn religiöse Inhalte würden mit fortschreitender Säkularisierung zwar »verdampfen«, jedoch »ohne daß dadurch die Struktur und Dynamik von Religiosität verschwände« (ebd.: 62, Hervh. i.O.). Strukturell religiös sind alle Menschen dabei insofern, als dass sie, um die Bewährungsproblematik und -dynamik aushalten zu können, ohne handlungsunfähig zu werden, einer *Hoffnung* bedürfen, an die man glauben kann, was den Umgang mit dem Bewährungsproblem, so Oevermann, »praktisch lebbar« mache (ebd.: 65).¹⁰³ Und eine solche Hoffnung bereitzustellen und kollektiv zu verbürgen, das ist die Funktion des »Bewährungsmythos« (ebd.), sei dieser inhaltlich oder weltlich religiös. Bewährungsmythen stellen Oevermann zufolge kollektive Deutungen des allgemeinen Handlungsproblems der Bewährung dar, indem sie Antworten auf Fragen der Herkunft, Identität und Zukunft einer historisch- und kulturspezifischen Lebenspraxis geben. Ihren konkreten Inhalten nach können Bewährungsmythen dann freilich kollektivistisch (z. B. religiöse Glaubenslehren) oder individualistisch (bspw. Leistungsethik, Selbstverwirklichung) ausgerichtet sein (vgl. ebd.: 64ff.).

Bei der Beschäftigung mit dem Thema Bewährung bin ich sodann auf einen weiteren Begriff gestoßen, welcher sich mir dann auch bei der Analyse eines der in diese Arbeit aufgenommenen Interviews förmlich aufgedrängt hat. Es war der Begriff der »Bewährungsfigur«, der von Boris Zizek (2012, 2014b) konzipiert wurde und mit welchem er sich explizit von Oevermanns Begriff des Bewährungsmythos abgrenzt. Der Begriff der Bewährungsfigur bietet in bewährungstheoretischer Hinsicht eine Konkretisierungsmöglichkeit.

Zunächst kann man sagen, dass Bewährungsfiguren einen zentralen Stellenwert in Zizeks Subjekttheorie (2012) einnehmen, und zwar insbesondere im Hinblick auf Identität bzw. Identitätsbildung (ebd.: 88ff.). Bewährungsfiguren, so Zizek im Rekurs auf Alois Hahn, seien nämlich fest »mit dem impliziten Selbst, dem Charakter und Habitus verwachsen [...]« (ebd.: 89). Sie bilden

»[...] den Kern und die Bedingung des Identitäts- bzw. Selbstgefühls im Sinne Eriksons [...]. Man erkennt, fühlt sich anhand dieser sozialen Kontur als einzigartiges,

103 Entsprechend stellt die Entscheidungskrise für Oevermann auch den ›Ort‹ religiöser Erfahrung dar (vgl. 2003b: 349).

wertvolles Mitglied einer Gemeinschaft. Das Konzept der Bewährungsfigur impliziert also, dass jedes Subjekt auf Grundlage seiner biographischen Erfahrung kumulativ eine Figur der Bewährung ausbildet, in der es vor dem Hintergrund der durch die Umwelt geforderten Bewältigungsaufgaben eine die eigene Einzigartigkeit bedeutungsvoll konturierende Gestaltung hervorbringt.« (2014b: 76–77)

Bewährung, so Zizek, bedeute also wesentlich »einen echten Beitrag zum Gemeinwohl zu leisten« (ebd.: 75, Hervh. i.O.). An einer anderen Stelle argumentiert er auch, dass Bewährungsfiguren die »Quelle der Selbstcharismatisierung, des Vertrauens in die eigenen Fähigkeiten und Problemlösungsvorschläge« (Zizek 2014a: 66) abgeben würden.

Einen ersten Unterschied zu Oevermann sieht Zizek dabei in Bezug auf den Ursprung der Bewährungsdynamik: Während Oevermann das Bewährungsproblem in der Strukturlogik von Lebenspraxis verortet und die Bewährungsdynamik durch die Konstitution eines Endlichkeitsbewusstseins entfacht sieht, spricht Zizek nunmehr von einem »universalen Bewährungsdrang« (2012: 91), der, wie er im Rekurs auf Erikson und Tomasello argumentiert, bereits bei Kleinkindern auftritt: Er sei in der Erfahrung der Kinder verwurzelt, dass für sie mit einem sinnvollen Beitrag zu einer aner kennungsrelevanten Gemeinschaft »eine wertvolle Position in der Gemeinschaft näher rückt« (ebd.: 91). In der Folge bestimmt er das Subjekt als einen »Bewährungssucher« (ebd.: 93) – als ein Subjekt, das sich nicht nur bewähren *muss*, sondern es auch *will*. Es gebe einen »universalen Bewährungsdrang« (2012: 91), welcher sich ontogenetisch vor dem Endlichkeitsbewusstsein ausbilde, so Zizek.

In der Tat ist die Konstitution eines Bewusstseins von der Endlichkeit des Lebens bei Oevermann (2003b) zentral dafür, dass Bewährung für ein konkretes Subjekt zu einem zu nicht-stillstellbaren Handlungsproblem wird; das Endlichkeitsbewusstsein konstituiert im Grunde das Bewährungsproblem (vgl. ebd.: 341). Ein Bewusstsein von der Endlichkeit des Lebens zu erlangen, bedeutet dabei faktisch, sich der Zukunftsoffenheit echter Entscheidungssituationen bewusst zu werden und sich diesen auszusetzen, das heißt: Entscheidungen zu treffen. Dies ist nach Oevermann allerdings erst mit dem Abschluss der Adoleszenzkrise der Fall. Im engeren Sinne beginnt Bewährung für ihn insofern erst hier und ist auch gesellschaftlich erst hier gleichsam vorgesehen: Man *muss* nun eigene Entscheidungen treffen (vgl. Oevermann 2009). Wie in Kap. 2.6 bereits ausgeführt, teilt nach Oevermann die Adoleszenzkrise das Leben daher in eine »Probezeit« und eine »Bewährungszeit«, die anbricht, wenn sich ein Subjekt gegenüber dem Bewährungsproblem positioniert hat und autonom in jenen basalen drei »Karrieren« des Berufs, der Partnerschaft und des Gemeinwohls agiert (ebd.: 40–41). Es lässt sich insofern festhalten, dass für Oevermann eine zentrale Voraussetzung für Bewährung die *Fähigkeit zum autonomen Handeln* darstellt, die eben erst mit dem Abschluss der Adoleszenzkrise als gleichsam voll entwickelt unterstellt wird: Diente

die Probezeit zuvor noch der *Vorbereitung* auf autonomes Leben, in der das Subjekt von Oevermann zwar ebenfalls schon als aktiv handelnd verstanden wird, dieses Handeln jedoch noch in einem letztlich von den Eltern verantworteten Schutzraum sich ereignet und ein Stück weit unverbindlich noch ist, so *muss* das Subjekt in der Bewährungszeit autonom handeln und dieses Handeln verantworten – oder falls dies nicht gelingt, entsprechend Hilfe in Anspruch nehmen (vgl. ebd.: 43).

Im Hinblick auf Zizeks Abgrenzungsversuch führt dies jedoch zu einem Problem: Wie kann man von *Bewährung* bereits bei Kleinkindern oder überhaupt bei Kindern sprechen, wenn es weder von ihnen gesellschaftlich erwartet wird, noch man davon ausgehen kann, dass sie bereits autonom genug sind, um ihr Leben selbst zu gestalten, das heißt: eigenständig Krisen zu lösen. Zizek argumentiert in dieser Hinsicht unter Rekurs auf die Experimente von Tomasello, dass schon Kleinkinder eine ausgeprägte »intrinsisch motivierte, uneingeschränkte Kooperationsbereitschaft« (2014b: 74) zeigten. Dabei würden sie zwischen echten und unechten Aufgaben unterscheiden, und nur die echten würden sie »in einem besonderen Maße motivieren«, sodass Bewährung letztlich bedeuten würde, »einen echten Beitrag zum Gemeinwohl zu leisten« (ebd.: 75, Hervh. i.O.). Mit »echten« Aufgaben wird dabei zwar unterstellt, dass es sich um Situationen handelt, mit denen ein reales Risiko des Scheiterns verbunden ist und die insofern krisenhaft sind; und tatsächlich ist ja auch Oevermanns Sozialisationstheorie so »gebaut«, dass der Sozialisationsprozess wesentlich als ein *Krisenlösungsprozess* begriffen wird, an dem das sich bildende Subjekt eben *aktiv* partizipiert, anstatt nur zu »reifen« oder »programmiert« zu werden. Gleichwohl befindet es sich dabei immer noch in der *Probezeit* und ist dem Bewährungsdruck somit *nicht unmittelbar* ausgesetzt – auch wenn in der Probezeit bereits »Weichen« für den späteren Bewährungsprozess gestellt werden mögen. Zudem scheint mir bei Zizek mit der Rede von »Aufgaben« oder »Beiträgen«, die Subjekte für eine Gemeinschaft übernehmen bzw. erbringen, in den Hintergrund zu geraten, dass Bewährung nicht einfach eine »Übernahme von Aufgaben« ist, sondern dass es im Kern um *Krisenbewältigung* geht bzw. die Übernahme einer vakanten Aufgabe mit einer Krise in dem Sinne einhergeht, dass man sich dazu überhaupt erst *positionieren* muss; und man bewährt sich genau dann, wenn einem dies gelingt.

Für meine Arbeit ist es letztlich aber nicht entscheidend, die Frage zu klären, was es mit dem Bewährungsdrang auf sich hat bzw. wann genau dieser bzw. Bewährung ontogenetisch einsetzt. Wichtiger scheint mir vielmehr das, was Zizek mit seinem Begriff der *Bewährungsfigur* erfasst sowie dessen Argument, dass Bewährungsfiguren universell sind (vgl. Zizek 2012: 92). Damit bekommt man meines Erachtens einen bestimmten Aspekt von Bewährung besser in den Blick, der sich tatsächlich nicht mit Oevermanns Begriff des Bewährungsmythos deckt, bei ihm gleichwohl bereits angedeutet ist. Und zwar geht es um Oevermanns Argument, dass eine Lebenspraxis, um Krisen autonom bewältigen zu können, nicht nur ei-

nen Hoffnung spendenden Bewährungsmythos benötigt, sondern, wie Oevermann es ausdrückt, auch »einen halbwegs stabilen Satz von Überzeugungen« (Oevermann 2003b: 353). Während Bewährungsmythen Oevermann zufolge *gesellschaftlich* eingerichtete Deutungsmuster von Bewährung sind, stellen Überzeugungen für ihn »die subjektive Basis der Krisenbewältigung dar« und seien »vergleichbar mit kognitiven oder propositionalen Gehalten von tiefsitzenden Habitusformationen« (ebd.: 351). Es handle sich um »positiv verankerte Positionen bzw. Inhalte von Positionalität«, die »als Sedimente früher, ihrerseits schon aus Krisenbewältigungen hervorgehender Lebenspraxis« sich bilden bzw. gebildet haben (ebd.). Hieran knüpft Oevermann nun mit dem Begriff des *Charismas* an, mit welchem er begrifflich zu verdichten versucht, was er mit Überzeugungen meint:

»Das Charismatische verkörpert als vorläufige Einlösung der Programmatik des ›Dritten‹ jenseits der undialektischen Dichotomie von Rationalität und Irrationalität also sowohl die Spontaneität des argumentationslosen Überzeugt-Seins von etwas Positivem, Krisenlösendem angesichts einer Krise vorausgehender bewährter Überzeugungen, als auch die Verpflichtung auf die Geltung von etwas Allgemeinem, das sich in diesem Überzeugt-Sein zuverlässig verbirgt und nachträglich durch Rekonstruktion argumentativ einzuholen ist.« (Oevermann 1995: 48, Hervh. i.O.)

Wenn ›Krise‹ bedeutet, dass man weder alle Handlungsoptionen kennt, noch eine rationale Begründung für eine bestimmte Option zur Hand hat, dann benötigt man also jenes ›Dritte‹, etwas Charismatisches, auf Basis dessen man sich dennoch zukunfts offen entscheiden kann. Während Bewährungsmythen es ermöglichen, sich dem Bewährungsproblem grundsätzlich zu stellen, sind solch charismatisierende Überzeugungen, so verstehe ich Oevermann jedenfalls, notwendig, um konkrete Entscheidungen treffen zu können. Zentral bei diesem Verständnis von Charisma ist, dass es nicht herrschaftssoziologisch als Eigenschaft einer ›Führerperson‹ verstanden wird, sondern als Struktureigenschaft von Lebenspraxis, als eine habituell verankerte Grundlage autonomen Handelns. »Die Aufspaltung in Führer und Gefolgschaft«, so Oevermann, könne auch »innerhalb einer konkreten Person« vorliegen (ebd.). Mit anderen Worten: Der Glaube, ob religiös oder weltlich, hilft einem dabei, der Bewährungsproblematik hoffnungsvoll entgegenzutreten, sie gewissermaßen anzuerkennen und zu *seinem* Handlungsproblem zu machen. Angesichts der Ungewissheit, sich zukünftig bewähren zu können, stellt der Glaube eine Hoffnung diesbezüglich dar. Überzeugungen hingegen resultieren aus der Krisenbewältigung in der Vergangenheit und kulminieren in einer *Selbstcharismatisierung*, die eine Lebenspraxis grundsätzlich für Krisenbewältigung wappnet.

Mir scheint nun, dass Zizek mit seinem Begriff der Bewährungsfigur der Sache nach genau darauf auch abzielt: auf habituell verankerte Überzeugungen, die im

Sinne der *Selbstcharismatisierung* als Grundlage für Krisenbewältigungen benötigt werden. Wenn er etwa davon spricht, dass Bewährungsfiguren »die Bedingung des Identitäts- bzw. Selbstgefühls« seien (2014b: 76) sowie eine »Quelle der Selbstcharismatisierung, des Vertrauens in die eigenen Fähigkeiten und Problemlösungsvorschläge« darstellten (2014a: 66), dann hat er meiner Ansicht nach genau das im Blick, was Oevermann mit »Charisma« begrifflich zu fassen versucht. Dafür spricht nicht nur, dass Zizek sich auch dahingehend von Oevermann abgrenzen möchte, dass Bewährungsfiguren seines Erachtens auf der *Praxis- bzw. Habitusebene*, Bewährungsmymen hingegen auf der *Deutungsebene* operieren (vgl. 2012: 90ff.), sondern auch die Art und Weise, wie Bewährungsfiguren von ihm material veranschaulicht werden. So bringt er etwa die Bewährungsfigur eines von ihm Interviewten wie folgt zum Ausdruck: »Ich bin der, der es trotz des Scheiterns meiner Primärgruppe schafft, sich selbstständig und erfolgreich neue soziale Räume zu erschließen« (ebd.: 90). Auch rekurriert er in diesem Zusammenhang auf Charakterisierungen von Erikson, wie: »einer der vorwärts kommen wird«, »einer der aufrecht dastehen wird« oder »einer der zu weit gehen wird« (Erikson 1973: 17, zit.n. Zizek 2012: 91). Wenn Zizek folglich davon spricht, dass »jedes Subjekt auf Grundlage seiner biographischen Erfahrung kumulativ eine Figur der Bewährung ausbildet, in der es vor dem Hintergrund der durch die Umwelt geforderten Bewältigungsaufgaben eine die eigene Einzigartigkeit bedeutungsvoll konturierende Gestaltung hervorbringt« (2014b: 76–77), dann darf man das nicht so verstehen, als ginge es dabei bereits um eine konkrete Fähigkeit in dem Sinne, dass man sie sozusagen unmittelbar für eine konkrete Aufgabe einsetzen kann (im Sinne von: man hat Tischler*in gelernt und arbeitet nun als Tischler*in). Vielmehr geht es um eine *basale*, habituell verankerte und sozial bestärkte *Haltung*, die ein Subjekt zur Krisenlösung befähigt, ihm gleichwohl nicht reflexiv zur Verfügung steht und »einzigartig« eben insofern ist, als dass sie auf den je konkreten biographischen Krisenerfahrungen aufruhet und in diesen sich herausgebildet hat (vgl. dazu auch die Ausführungen von Zizek 2012: 90). Es geht hierbei also auch nicht um Selbstverwirklichung. Denn zum einen können Bewährungsfiguren auch regressiv sein, sofern die jeweilige Sozialisation eben nicht dazu geführt hat, dass ein stabiles Set an Überzeugungen ausgebildet wurde und Bewährung in der Folge womöglich eher gemieden wird oder die Lebenspraxis schlichtweg scheitert. Zudem ist Selbstverwirklichung immer an eine konkrete Sache gebunden, was Bewährungsfiguren nicht sind. Um Selbstverwirklichung zu betreiben, bedarf es also erst einer entsprechenden Bewährungsfigur, die darauf ausgerichtet ist, sich ausschließlich über eigene Relevanzen zu bewähren. Zu betonen ist schließlich, dass Bewährungsfiguren dennoch keine bloß fallspezifischen Gebilde sind, sondern – da stets auf eine anerkennungsrelevante Gemeinschaft bezogen und in der Interaktion mit einem konkreten sozialen Umfeld gebildet, das sie anerkannt hat bzw. anerkennt – immer auch etwas über kultur- und milieuspezifische Bewährungsverhältnisse auszusagen vermögen (vgl. dazu ebd.: 91ff.).

Neben Bewährungsfiguren, die primär auf der Habitusebene verankert scheinen und Bewährungsmythen, welche auf der Deutungsebene – Deutung des allgemeinen Bewährungsproblems wie auch der eigenen Bewährungsbemühungen – operieren, lässt sich schließlich meines Erachtens noch die Ebene der jeweils konkreten, faktischen Bewährungspraxis unterscheiden. Damit ist eine Ebene markiert, auf der zum Ausdruck kommt, wie sich eine Lebenspraxis tatsächlich praktisch bewährt. Entsprechend kann es zwischen den drei Strukturebenen freilich Diskrepanzen geben. Dabei scheinen mir Bewährungsfiguren weitaus enger an die faktische Bewährungspraxis gebunden zu sein als Bewährungsmythen. Beispielsweise ist es vorstellbar, dass jemand auf der Ebene des Bewährungsmythos an einer Selbstverwirklichungsethik orientiert ist, während er auf der Ebene der faktischen Bewährungspraxis sich lediglich einem Lebensstil subsumiert, welcher Selbstverwirklichung bloß suggeriert (angelehnt an ein Beispiel von Oevermann [vgl. 1995: 94]). In der jeweiligen Bewährungsfigur hingegen müsste sich dies viel eher abbilden, und zwar müsste es sich um eine nicht gerade auf eine besonders ausgeprägte Autonomiefähigkeit verweisende Haltung handeln.

Was bedeutet das alles nun für das hier verfolgte Erkenntnisinteresse im Hinblick auf die durchzuführenden Interviewanalysen? Das allgemeine Ziel ist nun, anstelle subjektiver Motive exemplarisch *latente Motivationsstrukturen* von freizeithilfenden Marathonlaufenden zu rekonstruieren und dabei Wechselwirkungen zwischen Persönlichkeitsstruktur, Sozialstruktur und Sinnstruktur des nicht-sportlichen Marathonlaufens herauszuarbeiten. Spezifischer ist vor dem Hintergrund unserer Beschäftigung mit der Lauf- und Marathonforschung zu fragen, ob auf der Ebene der latenten Motivationsstruktur der Interviewten tatsächlich eine Autonomie-Bewährungs-Problematik zum Ausdruck kommt und qua Marathonlaufen kompensiert wird. Und wenn dem so ist: Worin genau besteht sie jeweils und was genau wird dabei kompensiert? Gibt es dabei tatsächlich arbeitsweltliche Bezüge? In diesem Sinne könnte man mit Blick auf Oevermanns Bemerkung, dass bereits eine »erfolgreiche Krisendiagnose« (1995: 50) sozusagen den ersten Schritt in Richtung Bewährung darstellt, vermuten, dass sofern eine Autonomie-Bewährungs-Problematik vorliegt, eine solche Diagnose bei den Interviewten in der Tat eben fehlen müsste.

Des Weiteren gilt es freilich auch zu schauen, inwieweit sich die heuristisch herausgearbeiteten Momente der Sinnstruktur des nicht-sportlichen Marathonlaufens selbst in den Interviews rekonstruieren lassen. Die Unterscheidung von Bewährungsfigur, Bewährungsmythos und Bewährungspraxis soll uns in den Analysen indes dazu dienen, das Rekonstruierte begrifflich genauer zu differenzieren. Insbesondere die Rekonstruktion der Bewährungsfiguren könnte auch helfen, gleichsam eine Brücke zwischen Persönlichkeits- und Sozialstruktur sowie der Struktur des nicht-sportlichen Marathonlaufens zu schlagen, weil sie gleichsam mit allen Strukturebenen kompatibel sein müsste. Dabei gehe ich davon aus, dass

Bewährungsfiguren sich anhand latenter Motivationsstrukturen rekonstruieren lassen bzw. in diesen zum Ausdruck gelangen. Wichtig noch einmal zu betonen, ist an dieser Stelle noch, dass es in den Interviewanalysen nicht um eine Hypothesentestung im Stile der quantitativen Sozialforschung geht; die Interviews werden nicht subsumtionslogisch ausgewertet, sondern *rekonstruktionslogisch*. Die bisher formulierten Vorannahmen sind, wie eingangs ausgeführt, im Sinne einer *Heuristik* zu verstehen und werden im Rahmen der Interviewanalysen im Modus »künstlicher Naivität« (Wernet 2009: 23) auf Distanz gebracht.

Bevor es allerdings im zweiten Teil des nachfolgenden Kapitels an die Interviewinterpretationen geht, wird im ersten Teil zunächst noch die Auswahl des Interviewsamples erläutert sowie ausführlicher auf methodische Fragen eingegangen.

